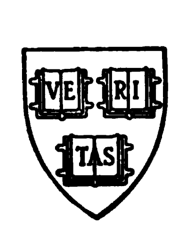




Voltaire (nach Largillière).

VOLTAIRE

EINE BIOGRAPHIE

VON

DR. KAETHE SCHIRMACHER
AGREGÉE DE L'UNIVERSITÉ



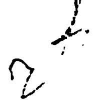
LEIPZIG
O. R. REISLAND
1898

DEM ANDENKEN MEINES LEHRERS

RICHARD AVENARIUS

IN DANKBARKEIT UND VERERHRUNG

GEWIDMET





Vorrede.

Diese Voltairebiographie wendet sich nicht an einen Kreis von Gelehrten, erhebt auch nicht den Anspruch, Voltaireforschern und Voltairekennern wesentlich Neues zu bieten. — Sie soll auf Grund des bisher bearbeiteten Materials und vom heutigen Standpunkt der Voltaireforschung aus eine allgemeinverständliche Gesamtdarstellung Voltaires, seines Lebens, seines Wirkens und seiner Bedeutung geben.

Die Zeit und das Milieu, welche Voltaire hervorgebracht, sowie die innere Entwickelung des Mannes sind bei dieser Darstellung ganz besonders berücksichtigt, die Polemik ist in diesem Buche auf das Notwendigste beschränkt und Voltaire in erster Linie historisch aufgefaſst worden.

Aus diesem Grunde geht der eigentlichen Biographie eine ausführliche Einleitung voraus, welche den Zweck hat, die Welt, welche Voltaires Welt gewesen, das Frankreich vor 1789, das ancien régime in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht zu schildern. — Erklärt sich Voltaires Rolle als religiöser und wissenschaftlicher Aufklärer, als Reformator der französischen Wirtschaftspolitik und des

französischen Strafrechts doch nur aus den Zuständen des ancien régime. Und auf Voltaires Bedeutung als Nationalökonom und als Staatsmann ist besonderes Gewicht gelegt, bei ihr eigens verweilt worden, weil Voltaire von dieser Seite weiteren Kreisen wenig bekannt, durch sie aber für unsere sozialpolitisch so bewegte Zeit besonders interessant ist.

Aufserdem bestimmten auch künstlerische Erwägungen die Verfasserin dazu, die Biographie auf der breiten Basis einer kulturgeschichtlichen Einleitung aufzubauen.

Eine genaue Darstellung z. B. der Lage der französischen Protestanten im 18. Jahrhundert war zum Verständnisse von Voltaires Toleranzideen, eine Übersicht der französischen Gerichtsorganisation bei Schilderung des Calas- und Sirvenprozesses unentbehrlich.

In die Biographie selbst eingeschaltet, hätten diese zum Teil sehr ausführlichen, beinahe fachtechnischen Auseinandersetzungen den Eindruck völliger Abhandlungen gemacht, sie hätten den raschen, wechselreichen Gang der biographischen Erzählung unterbrochen und trotzdem ihren Zweck, den Leser über die betreffenden Fragen zu unterrichten, nicht erreicht, denn wenn man das ancien régime nicht als Ganzes übersieht, bleiben Ausschnitte desselben, vom modernen Standpunkte betrachtet, oft befremdlich und unverständlich.

* * *

Doch selbst das bescheidenere Unternehmen, eine Voltairebiographie nicht auf Grund eigener Untersuchungen, sondern auf Grund der Forschung anderer zu schreiben, war nicht ohne Schwierigkeiten.

Voltaire ist ein äufserst fruchtbares Genie von

universaler Bildung, universaler Thätigkeit und universaler Bedeutung gewesen.

Davon legen allein die 50 Bände seiner Schriften (édition Moland)*) Zeugnis ab.

Mit dem Inhalt dieser 50 Bände mufste die Verfasserin sich vertraut machen. Romanist und Litterarhistoriker von Fach, hatte sie Voltaire nicht nur als französischen Dichter und Schriftsteller zu schildern; sie mufste versuchen, auch dem Philosophen, Bibelkritiker und Aufklärer, dem Geschichtschreiber, dem Kulturhistoriker und dem Nationalökonomen gerecht zu werden, mufste Voltaire endlich auf Gebiete wie die Naturwissenschaften und das französische Strafrecht folgen, für welche ihr eigentliches Fachstudium ihr gar keine Anhaltspunkte und keine Vorbereitung mehr bot. —

Unter diesen Umständen waren die mannigfachen Arbeiten zahlreicher Vorgänger nicht nur nützliche, sondern geradezu unentbehrliche Hilfsmittel.

Da der Charakter dieser Biographie den gelehrten Apparat der Fufsnoten nicht zuliefs, sollen hier in der Vorrede die Werke angeführt werden, welche als hauptsächliche Quellen dieser Arbeit zu betrachten sind. —

Die in Specialfragen und bei der Schilderung besonderer Persönlichkeiten konsultierten Bücher ist es aus Raummangel nicht möglich anzuführen.

Es diente für die politische Geschichte Frankreichs im 18. Jahrhundert hauptsächlich: Henri Martin, »Histoire de France«. XV. Band.

Für die religiöse Geschichte**) Félice, »Histoire du Protestantisme en France«.

---

*) Nach ihr ist durchweg citiert.
**) Siehe weiter unten.

Hergenröthers und Henners »Histoire de l'Eglise«.

Für die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte:

Tocqueville, »L'ancien régime et la Révolution.

Taine, »Les Origines de la France Contemporaine«. Band I.

Rambaud, »Histoire de la Civilisation française«. Band II.

Levasseur, »La France industrielle en 1789«.

—, »Histoire des Classes Ouvrières«.

Boiteau, »La France avant 1789«.

Babeau, »Le Village sous l'ancien régime.

—, »Les Artisans et les domestiques d'autrefois«.

Für die Staats- und Rechtsgeschichte:

Brewer, »Geschichte der französischen Gerichtsverfassung«.

Warnkönig, »Französische Staatsgeschichte«.

Hertz, »Voltaire und das französische Strafrecht«.

Letztere Werke geben auch genaue und wertvolle Auskunft über die französische Kirche im 18. Jahrhundert.

Aus den zwei ersteren Büchern habe ich drei oder vier Sätze wegen ihrer scharfen Zusammenfassung der Kompetenzen gewisser französischer Gerichtshöfe wörtlich angeführt.

Für die Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts dienten hauptsächlich:

Rocquain, »L'Esprit révolutionnaire avant la Révolution«.

Aubertin, »l'Esprit public au 18e siècle«.

Barni, »Histoire des Idées politiques et morales au 18e siècle«.

Lichtenberger, »Le Socialisme au 18e siècle«.

Lanfrey, »L'Eglise et les Philosophes«.

Delort, »L'Histoire de la détention des Philosophes«.

Für die Sittengeschichte:

Mercier, »Tableau de Paris«.

Madame d'Epinay, »Mémoires«.

Goncourt, »La Femme au 18e siècle«.

—, Madame de Pompadour« etc.

Das eigentliche biographische Material fand sich aufser in Voltaires Korrespondenz, seiner Selbstbiographie und den Biographieen seiner Sekretäre, vor allem in dem grundlegenden Werke Desnoiresterres' »Voltaire et la Société française au 18e siècle«.

Ergänzend traten dazu:

Straufs, »Sechs Vorlesungen über Voltaire«.

Maugras, »Voltaire et Jean Jacques Rousseau«.

Perey-Maugras, »Voltaire, Vie intime à Ferney«.

Nourrisson, »Voltaire«.

Nicolardot, »Ménage et Finances de Voltaire«.

Kritische Würdigungen Voltaires — allerdings oft recht widersprechender Art — fanden sich bei:

Grimm, »Correspondance littéraire«.

Bachaumont, »Mémoires secrets«.

Hettner, »Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert«.

Dubois-Reymond, »Voltaire in seiner Beziehung zu den Naturwissenschaften«.

Bersot, »Etudes sur le 18e siècle«.

Brunetière, »Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française au 18e siècle«.

Faguet, »Le 18e siècle, études littéraires«.

Nourrisson, »Voltaire« etc.

Ein geradezu unentbehrliches Handbuch war die Voltairebibliographie von Bengesco. —

In erster Linie mufste gesammelt werden, was Voltaires Schriften, was diese und ähnliche Werke an historischem und biographischem Material, an Aufklärung und kritischen Urteilen über das 18. Jahrhundert, über Voltaire, seine geistige Entwickelung, seine Thätigkeit und seine Bedeutung boten.

Es gab dabei natürlich des Stoffes bald zu viel: enthält allein z. B. die ganz aus Voltaireausgaben und aus Schriften über, für und gegen Voltaire bestehende Collection Beuchot in Paris mehr als 1900 Nummern.

* * *

Daher mufste auf die Arbeit des Sammelns bald die des Auslesens, des kritischen Sichtens und Scheidens folgen.

Die Verfasserin war um so mehr zu energischer Konzentration gezwungen, als ihr für die Vollendung der Biographie nur eine Zeit von höchstens 2 Jahren und ein Raum von 30 bis 40 Druckbogen zur Verfügung standen.

Nur was der Verfasserin nach beendigten Vorarbeiten als wesentlich erschien, durfte sie beibehalten, nur das für Voltaire und seine Zeit vorwiegend Charakteristische in den Vordergrund rücken. Tausend, an und für sich äufserst interessante Einzelheiten*) mufste sie beiseite lassen. War es doch nicht ihre

*) Z. B. in Voltaires Prozessen.

Aufgabe, Voltaire mit der Lupe in der Hand zu studieren, sondern ihn in grofsen Zügen perspektivisch darzustellen.

Diese perspektivische, zusammenfassende, verkürzende Darstellung mufs ihrer ganzen Natur nach der Kritik, besonders der Fachgelehrten, gewisse Angriffspunkte bieten.

Der Philosoph, der Historiker und Jurist, der Naturwissenschaftler und Nationalökonom werden in dieser Biographie Voltaires vieles vermissen, worauf sie vom Standpunkte ihres Specialstudiums aus besonderes Gewicht zu legen gewöhnt sind.

Die Verfasserin darf da in erster Linie zu ihrer Entschuldigung sagen, dafs sie weder Philosoph, noch Historiker, noch Jurist, weder Naturwissenschaftler, noch Nationalökonom, sondern von Fach Romanist und Litterarhistoriker ist.

Andererseits aber konnte sie aus Raummangel in dieser Biographie nicht einmal alle die litterarischen Fragen eingehend behandeln, die sich an Voltaire knüpfen, und die der französische Litterarhistoriker gerne erörtert. Mufste, da die Biographie sich an ein deutsches Publikum richtete, doch alles in den Hintergrund treten, was, für die Kenntnis Voltaires nicht gerade wesentlich, bei der Mehrzahl der deutschen Leser entweder keine Voraussetzungen oder nur wenig Interesse fand. So sind z. B. Voltaires litterarische Streitigkeiten ziemlich summarisch abgehandelt, von seinen Beziehungen zu Vauvenargues ist nichts gesagt, und Specialfragen, wie etwa das Verhältnis von Voltaires »Lettres sur les Anglais« zu den »Lettres Anglaises« von Béat de Muralt sind überhaupt nicht diskutiert worden.

Daher möge man von dem Schweigen der Verfasserin selbst in diesem oder jenem wichtigen Punkte

auch anderer Disziplinen nicht stets auf ihre Unwissenheit in der Sache selbst schliefsen. Hätte sie bei allem Wissenswerten länger verweilt, die Biographie wäre auf drei Bände angewachsen und hätte ihren Zweck, Voltaire in grofsen Zügen lebendig darzustellen, verfehlt.

Was die gegen Voltaire gerichteten Angriffe betraf, so war die gleiche Beschränkung geboten.

Die Widerlegung z. B. der Anklagen Kreitens in »Voltaire, ein Lebensbild« hätten einen Band für sich beansprucht. Wimmelt Kreitens Buch doch von thatsächlichen Unrichtigkeiten.

Dafs Kreiten, ein Jesuit, Voltaire angreift, darf nicht wunder nehmen. Weniger leicht ist die Geringschätzung und Gehässigkeit zu erklären, mit der zwei Kritiker, wie Brunetière und Faguet, sich über Voltaire äufsern.

Ihre bereits genannten Aufsätze richten sich jedoch selbst: es sind unerquickliche Denkmäler jener persönlichen, unhistorischen Kritik, deren Unfruchtbarkeit und Ungerechtigkeit, heute fast überall erkannt, ihr alles Ansehen entzogen hat.

Verständnisvoll und gerecht spricht sich hingegen Bersot in dem bereits genannten Werke über Voltaire aus.

Obgleich im allgemeinen die Quellen der Voltaireforschung überreichlich flossen, wurden sie dürftig, sowie es sich um Voltaires Jugendjahre handelte.

Die Verfasserin hat versucht, diese und andere Lücken durch eigene Untersuchungen auszufüllen. Es ist ihr jedoch durchaus nicht immer gelungen.

Die Stellung des Königlichen Rats Arouet z. B. hat sie nicht völlig klar legen können. Über der Art, wie Voltaire den Adel erwarb, über dem Schick-

sal der jüngsten Tochter der Marquise du Châtelet schwebt Dunkel.

Um diese Fragen zu beantworten, hätte es noch längerer Forschung auf französischen Archiven und in Kirchenbüchern bedurft, denen die Verfasserin sich leider nicht unterziehen konnte.

Die zeitgenössische Kritik, welche die Kirche, die Litteraten, besonders die anonymen Flugschriften an Voltaire übten, hat gleichfalls nicht so ausgiebig herangezogen werden können, wie die Verfasserin gewünscht. — Hier liegen, ihres Wissens, noch ziemlich unerforschte Gebiete der Voltairekunde und viel noch nicht verwertetes Material.

Derart teils überreichlich, teils nicht genügend dokumentiert und trotz des liebenswürdigen Entgegenkommens ihres Verlegers gezwungen mit Raum und Zeit zu rechnen, betrachtete die Verfasserin es als ihr Hauptziel mit Aufopferung zahlreicher Einzelheiten Voltaire psychologisch einheitlich zu erfassen und ihn in grofsen Zügen geschichtlich, sittengeschichtlich darzustellen.

Erschien es ihr doch am wichtigsten und fruchtbarsten, von der Parteien Gunst und Hafs absehend, das Unbestreitbare an diesem Manne, seine bahnbrechenden Ideen, seine gewaltige Thatkraft, seine ewige Regsamkeit energisch hervortreten zu lassen. — Verbürgte Thatsachen seines Lebens, authentische Texte von ihm und über ihn *), Urteile von Zeitgenossen und heute anerkannten Autoritäten sollten von Voltaire zeugen. Dadurch wurden bestehende Vorurteile

*) Da es stets mifslich ist, Autoren zu übersetzen, und da gerade Voltaire oft unübersetzbar ist, wurde fast durchweg französisch citiert. Darf die Kenntnis dieser Fremdsprache in den gebildeten Kreisen Deutschlands doch vorausgesetzt werden.

am sachlichsten widerlegt, und das persönliche Urteil der Verfasserin durfte fast ganz zurücktreten.

In der Anordnung des Stoffes hatte die Verfasserin jedoch um so freiere Hand. Sie hat diese Freiheit zu dem Versuch benutzt, Voltaires Biographie so lebendig wie möglich zu erzählen.

Handelte es sich doch weniger darum, eine streng systematische Darstellung zu geben, als wie den bunten Strom von Voltaires reichem Leben munter an dem Leser vorüber rauschen zu lassen.

Aus diesem Grunde sind z. B. die langwierigen Calas- und Sirvenprozesse nicht in besonderen Kapiteln auf einmal zusammengefafst, sondern in ihrer allmählichen Entwickelung durch viele Jahre und durch die entsprechenden Abschnitte hindurch verfolgt worden.

Vom künstlerischen Standpunkte aus konnte so allein der rein biographische Charakter des Buches gewahrt werden.

Vielleicht ist damit zugleich auch eine psychologische Wirkung erreicht und dem Leser die Schätzung der ungewöhnlichen Energie und Zähigkeit erleichtert worden, deren Voltaire bei der Revision dieser Prozesse bedurfte.

* * *

Auf der Bibliothèque Nationale in Paris fand sich das Material zu dieser Voltairebiographie. Die den Text begleitenden Illustrationen sind nach Kupferstichen des 18. Jahrhunderts hergestellt, welche dem Kupferstichkabinett der Bibliothèque Nationale angehören.

Auf dieser Bibliothek hat die Verfasserin über zwei Jahre an diesem Buche gearbeitet. Sie ist Frankreich für die Gastfreundschaft, die es ihr dort nun bereits zum drittenmal geboten, ist den Bibliothekaren für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen, ihre wirk-

same Unterstützung bei vielfältigen Nachforschungen zu warmem Danke verpflichtet.

Dankbar hat die Verfasserin es auch empfunden, dafs gleichstrebende Kollegen, dafs Franzosen und Deutsche, Juristen und Philosophen, Nationalökonomen und Historiker, mit ihrem besonderen Fachwissen an dieser Biographie Kritik geübt und so deren Abschlufs gefördert haben.

Die Fehler, Irrtümer und Mängel aber dieser Arbeit möge der Leser damit entschuldigen, dafs man, um Voltaire überallhin zu folgen, universales Wissen, um Voltaire auf allen Gebieten meisterlich zu beurteilen, universales Genie besitzen müfste.

Paris, Februar 1898.





Inhaltsverzeichnis.

Seite

III. Teil. Der Menschenfreund.

Kapitel 14—24. 1753—1778. S. 329—532.





Verzeichnis der Abbildungen und Schriftproben.

à M. Thieriot. 14 8b. 1740.

„Mon cher amy je recois votre lettre vous Serez content au plus tard au mois de juin vouz avez affaire a un roy [Frédéric le Grand] qui est reglé dans ses finances comme un geometre, et qui a touttes les vertus. Ne vous mettez point dans la tete les choses dont vous me parlez, continuez à bien servir le plus aimable monarque de la terre, et a aimer vos anciens amis“ etc.

D'une amitié ferme et courageuse qui ne cede point aux insinuations de ceux qui cherchent a extirper dans le cœur des autres une vertu quils nont point conue dans le leur.

Je vous ecriray plus au long je n'ay pas un moment

Volt.

a la haye au palais de prusse. ce 14 Oct. 1740.





Einleitung.

Schilderung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände des ancien régime.

Voltaire (1694—1778) ist unter dem ancien régime geboren und gestorben, und eine Schilderung wenigstens der Hauptzüge dieses ancien régime ist zum Verständnisse Voltaires unentbehrlich.

Man pflegt mit dem Ausdruck »ancien régime« in erster Linie die unumschränkte Herrschaft zu bezeichnen, welche die französischen Könige von Ludwig XIV. an bis zur Revolution von 1789 ausgeübt.

Das Königtum von Gottes Gnaden und die Adelsprivilegien waren die politischen Grundlagen des ancien régime. Auf diesen politischen Grundlagen entstanden eigenartige Zustände rechtlicher, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Art. Auch diese ist es üblich, ancien régime zu nennen. So bezeichnet dieser Ausdruck denn sowohl eine besondere, politische Verfassungsform Frankreichs, wie auch deren rechtliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Konsequenzen.

In dieser Einleitung wird von dem ancien régime nur in politischer, in wirtschaftlicher und in gesellschaftlicher Hinsicht gesprochen werden.

Die Behandlung der französischen Rechtszustände im 18. Jahrhundert ist späteren Kapiteln vorbehalten.

* * *

Frankreich hatte zu Anfang des 18. Jahrhunderts etwa die gleiche Ausdehnung wie heutzutage: fehlten ihm Savoyen und Nizza, so besafs es dafür Elsafs-Lothringen. Dazu gehörten ihm an Kolonieen: Canada, Louisiana, mehrere Antillen, die Inseln Mauritius und Bourbon, ein Teil Vorderindiens.

Am Ende des 17. Jahrhunderts zählte Frankreich 20 Millionen Einwohner (gegen heute 38). Es verlor von diesen 20 Millionen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts zwischen 3 und 4 Millionen, ging also auf eine Bevölkerung von etwa 16 Millionen zurück. Bis 1760 nahm es nur ganz unwesentlich an Volksmenge zu, und erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts sah es seine Bevölkerung wieder auf 20 und kurz vor der Revolution auf 24 Millionen anwachsen.

Diese Bevölkerungsschwankungen Frankreichs unter dem ancien régime sind die Folgen äufserer und innerer Krisen; sie verraten das Vorhandensein politischer und wirtschaftlicher Notstände, wie Kriege, Verfolgungen. Hungersnot.

An Kriegen hat es dem Lande im 18. Jahrhundert nicht gefehlt. Ludwig XIV., der noch bis 1715 herrscht, führt von 1701 bis 1714 den spanischen Erbfolgekrieg gegen England, Holland, Preufsen, den deutschen Kaiser, Portugal und Savoyen. Er läfst Tausende seiner Unterthanen auf den Schlachtfeldern von Ramilies, Oudenarde und Malplaquet.

Der Regent, Philipp von Orléans (1715—1723), betreibt einige weniger bedeutende und weniger kostspielige Kriegsfahrten in Spanien, 1717.

Ludwig XV. (1723—1774) verbraucht im Anfange seiner Regierung etwas Geld und etwas Mannschaft, um seinem Schwiegervater, Stanislas Leczinski, die polnische Königskrone wieder zu verschaffen.

Von 1740—1742 mischt er sich ohne Erfolg in den ersten schlesischen Krieg. Von 1744—1748 greift er mit wechselndem Glück in die weiteren preufsisch-österreichischen Verwickelungen ein.

Endlich im siebenjährigen Kriege (1756—1763) erleiden die französischen Truppen, die französischen Finanzen und der französische Besitzstand die schwersten, die bedenklichsten Verluste. — Auf dem europäischen Festlande wie in den überseeischen Kolonieen geschlagen, mufs das nun völlig erschöpfte Land im Frieden von (Paris 1763) seine Besitzungen in Indien und Nordamerika hergeben.

Erst in den auf 1763 folgenden sechsundzwanzig Friedensjahren beginnt Frankreich sich wieder zu erholen und, wie bereits erwähnt, seine Bevölkerung zu vermehren.

Es waren jedoch nicht die meist unglücklichen Auslandskriege allein, die an dem Mark des Landes zehrten. Religiöser Hader entzweite, Glaubensverfolgungen entkräfteten es zu gleicher Zeit. Diese Verfolgungen richteten sich gegen die französischen Protestanten. Man zählte ihrer damals etwa 2 Millionen; sie bildeten also einen sehr kleinen Bruchteil der Nation. — Im Jahre 1598 hatte Heinrich IV. durch das Edikt von Nantes seinen protestantischen Staatsbürgern die freie Ausübung ihrer Religion und den Zutritt zu allen Staatsämtern gestattet.

Trotz der Hugenottenkriege der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde die religiöse Duldung, auf welcher das Edikt von Nantes beruhte, bis zum Jahre 1663 im Prinzip nicht ernstlich angetastet. Diese

Hugenottenkriege hatten weit mehr politische als religiöse Ursachen, und die französische Regierung bekämpfte die Protestanten weniger, weil sie andersgläubig, als weil sie ihr bei der Bildung der absoluten Königsherrschaft hinderlich waren.

Erst mit dem Jahre 1663 begann der Geist des Edikts von Nantes zu schwinden, und der Kampf gegen die Protestanten nahm nun einen ausschliefslich religiösen Charakter an.

Es steht geschichtlich fest, dafs die französischen Protestanten die Härte der Regierung damals durch nichts herausgefordert haben. Es steht auch fest, dafs Ludwig XIV. der geistige Urheber all der grausamen Mafsregeln, die in seinem Namen gegen die Protestanten ergriffen wurden, nicht gewesen ist.

Er folgte darin den Ratschlägen, welche ihm von der katholischen Geistlichkeit seines Landes in Bezug auf die französischen Protestanten gegeben wurden.

Regelmäfsig alle fünf Jahre hielt unter dem ancien régime die katholische Geistlichkeit Frankreichs ihre Versammlungen; seit 1663 drückte sie regelmäfsig alle fünf Jahre dem Könige den Wunsch aus, die Ketzerei vertilgt und Frankreich ganz der wahren Religion wiedergegeben zu sehen. Da der König öfters in Geldverlegenheiten war und von der Geistlichkeit finanzielle Unterstützungen zu erhalten wünschte, konnte er gegen dieses Verlangen auf die Dauer nicht taub bleiben.

Daneben wirkte auf Ludwig XIV. der tägliche Einflufs seines Beichtvaters; es entstand auch in ihm der Wunsch, dem Gotte, dessen Gebote er oft schlecht befolgt, ein Sühnopfer zu bringen. So wurde nach und nach die Vernichtung der grofsen Kulturthat Heinrichs IV. bei Ludwig XIV. beschlossene Sache: er lieh der kirchlichen Unduldsamkeit, dem

religiösen Fanatismus den Arm der sogenannten weltlichen Gerechtigkeit.

In den Ordonnanzen von 1663, 1665 und 1681 vernichtete Ludwig XIV. die Hauptbestimmungen des Edikts von Nantes; in der Ordonnanz von 1685 schaffte er endlich das Edikt selbst ab. Die rechtlichen und sozialen Zustände, welche er damit für die französischen Protestanten schuf, wurden von ihm durch eine königliche Bestimmung von 1715 noch verschärft und 1724 unter Ludwig XV. von neuem bestätigt. Sie sind bis 1787 zum wenigsten rechtlich, wenn auch in den letzten 40 Jahren nicht mehr thatsächlich, in Kraft geblieben.

Die protestantische Religion und der protestantische Kultus waren diesen Bestimmungen zufolge in Frankreich verboten. Jede Teilnahme an einem protestantischen Gottesdienst sollte mit Tod, lebenslänglicher Galeerenstrafe oder lebenslänglicher Haft gebüſst werden. Protestantische Kirchen durften niedergerissen, protestantisches Kirchengut beschlagnahmt werden.

Protestantische Geistliche wurden in Frankreich nicht geduldet. Wagten sie es doch, dort zu leben und Amtshandlungen zu verrichten, so hatten sie im Falle der Entdeckung den Tod durch Henkershand oder lebenslängliche Galeerenstrafe zu gewärtigen.

Die Untersagung des protestantischen Kultus hatte zur Folge, daſs die meisten französischen Reformierten seit 1685 keinen Civilstand mehr besaſsen.

Unter dem ancien régime gab es keine eigentlichen Standesbeamten. Ihre Stelle wurde von den Geistlichen der verschiedenen Konfessionen erfüllt. Die Geistlichen trugen die durch sie vollzogenen Eheschlieſsungen und Taufakte in die betreffenden Kirchen-

bücher ein und führten auf diese Art das Civilstandsregister der Staatsangehörigen.

Da seit 1685 protestantische Geistliche erlaubterweise nicht mehr amtieren durften, konnten gültige protestantische Ehen durch sie nicht geschlossen, gültige protestantische Taufakte von ihnen nicht vollzogen werden.

Es gab daher seit 1685 nur einen Weg, um Ehen zwischen Protestanten rechtskräftig und die Kinder aus solchen Ehen zu legitimen und erbfähigen zu machen: Ehen wie Taufen mußten durch einen katholischen Geistlichen vollzogen und die betreffenden Akte in die katholischen Kirchenbücher eingetragen werden. So erhielten die französischen Protestanten seit 1685 einen Civilstand nur, indem sie aufhörten, Protestanten zu sein.

Kranke und sterbende Protestanten durften von den katholischen Geistlichen besucht und zur Rückkehr zum wahren Glauben aufgefordert werden. Ein kirchliches Begräbnis konnte der sterbende Protestant sich nur dann erwirken, wenn er seinen bisherigen Glauben abschwor.

Die Ordonnanzen Ludwigs XIV. untersagten auch die protestantischen Schulen. Die Kinder der Reformierten sollten katholische Lehranstalten besuchen. Eine Ordonnanz von 1695, auf die wir noch zurückkommen werden, erklärte aus diesem Grunde den Schulbesuch aller französischen Kinder für obligatorisch.

Es war auch gestattet, siebenjährige Protestantenkinder ihren Eltern zu entreißen, sie in katholischen Klöstern erziehen zu lassen und dafür von den Vätern eine Entschädigung in Form einer Pension zu verlangen.

Staatsämter zu bekleiden, liberale Berufe, ja sogar gewisse Gewerbe auszuüben, war den Protestanten untersagt. Im Jahre 1717 konnte der protestantische

Schotte Law die Leitung der französischen Staatsbank erst übernehmen, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war. Arzt, Anwalt, Lehrer, ja Drucker und Apotheker durfte ein Protestant nicht sein. — So wurden, und das schon seit 1663, die französischen Protestanten fast ausschliefslich auf das Handelsgewerbe und die Industrie beschränkt.

Dies waren die Hauptbestimmungen der Ordonnanzen, die teils seit 1663, teils seit 1685 auf die französischen Protestanten Anwendung fanden. Erst im Jahre 1787 erliefs Ludwig XVI. zu Gunsten der Protestanten ein neues Toleranzedikt.

Zwischen 1663 und 1787 aber erlitten die französischen Protestanten schwere Verfolgungen. Diese begannen unter Ludwigs XIV. Regierung im Jahre 1663 und wiederholten sich in den Jahren 1665, 1681, 1685 und 1702; sie dauerten jedesmal eine längere Zeit. — Unter dem Regenten wurden sie eingestellt. Ludwig XV. jedoch liefs auf Betreiben des Klerus die Gewaltmafsregeln gegen die französischen Protestanten in den Jahren 1724, 1745, 1750—1754 und 1760 wieder aufnehmen.

In Massen wurden seit jener Zeit die Protestanten nicht mehr verfolgt: die wachsende Aufklärung, die erstarkende öffentliche Meinung schützten sie in ihrer Gesamtheit vor der Anwendung barbarischer Gesetze, die jedoch, wie gesagt, erst im Jahre 1787 endgültig abgeschafft wurden.

Konnten auf diese Art seit etwa 1760 die besonders starken, überallhin sichtbaren Ausbrüche religiöser Unduldsamkeit auch unterdrückt werden, so blieb den einzelnen Protestanten gegenüber die Verfolgung wenigstens in der Form eines stillen, heimtückischen Nörgelns und Verdächtigens immer noch bestehen. — Die französischen Parlamente, die höchsten Gerichts-

höfe des Landes, waren noch lange Zeit Herde des religiösen Fanatismus, und selbst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren Protestanten noch mehr als andere Staatsbürger der Gefahr ausgesetzt, um ihres Glaubens willen die wehrlosen Opfer eines barbarischen Strafrechts zu werden.

Die Gegenden, in welchen die Religionsverfolgungen besonders wüteten, waren die vorwiegend protestantischen Provinzen Südfrankreichs: Languedoc, Dauphiné, Vivarais etc.

Die Gouverneure dieser Provinzen oder an ihrer Stelle andere höhere Offiziere, welche den Titel Generallieutenant trugen, befehligten die kriegerischen Unternehmungen gegen die Protestanten. Man brannte protestantische Dörfer und Kirchen nieder, überfiel die zu feierlichem Gottesdienst versammelten Reformierten, erschlug protestantische Männer, Frauen und Kinder und nahm protestantische Geistliche gefangen. Königliche Truppen führten die gegebenen Befehle aus.

Die Protestanten, besonders die Bemittelten, suchten diesen Drangsalen in erster Linie durch die Flucht zu entgehen. Jede Verfolgung wurde von ihnen durch eine Auswanderung im grofsen Stile beantwortet. Obgleich der König alsdann das Auswandern untersagte, war kein Verbot im stande, den Strom der Flüchtigen aufzuhalten. Bestechung der königlichen Beamten, Verkleidung, offene Gewalt waren die Mittel, deren die Protestanten sich zum Zwecke des Entkommens bedienten.

Holland, England und Preufsen nahmen die Hauptscharen der französischen Emigranten auf. Viele von ihnen flüchteten sogar bis nach Amerika und Afrika, in das Kapland und Transvaal.

Nur wenige Protestanten bekehrten sich dauernd zum Katholizismus.

Ein Teil derjenigen, welche in der Heimat blieben, suchten sich das Leben dadurch erträglich zu machen, dafs sie nur heimlich ihrem Glauben anhingen. Teils antworteten sie auch mit Gewalt auf Gewalt. Letzteres geschah besonders in den Cevennen, wo blutige Aufstände lange Zeit ein ganz gewöhnliches Vorkommnis waren.

So geschah es, dafs zwischen 1663 und 1760 etwa 400 000 französische Protestanten das Land verliefsen und sich in der Fremde ansiedelten. Die Zahl derjenigen, welche in den Verfolgungen und auf der Flucht umkamen, wird des weiteren auf etwa 200 000 geschätzt.

Im Laufe eines Jahrhunderts ward die Zahl der französischen Protestanten so von 2 Millionen fast auf die Hälfte reduziert.

Was an dieser Stelle noch über die eigentliche politische Verfassung des ancien régime, über die Machtvollkommenheiten des Herrschers, seiner Minister und der Stände zu sagen wäre, wird passender in dem dritten Abschnitte dieser Einleitung, im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen Organisation und der inneren Verwaltung des ancien régime, behandelt.

* * *

Die Protestantenverfolgungen hörten für Frankreich 1760, die äufseren Kriege 1763 auf, und erst im Jahre 1789, 26 Jahre später, machte die französische Revolution dem ancien régime ein Ende. — Daher ging das ancien régime nicht unmittelbar an seinen äufseren und inneren Kriegen zu Grunde. Das von Natur so reiche, im 18. Jahrhundert schon so betriebsame Frankreich wäre wohl im stande gewesen, die Kräfteverluste, welche es durch Kriege und Reli-

gionsverfolgungen bis 1763 erlitt, völlig zu überwinden und zu ersetzen. Es bedurfte dazu nur einer Vorbedingung: der französische Staatskörper mufste innerlich gesund sein. Er war es nicht, und darin lag die Hauptgefahr für das Bestehen des ancien régime. — Bereits seit Ende des 17. Jahrhunderts wurde es von einer tödlichen Krankheit unaufhaltsam zersetzt.

Diese tödliche Krankheit war wirtschaftlicher Natur. Sie hatte ihren Grund in der ungerechten Steuerverteilung des Landes, welche die bevorrechtigten Klassen — weltlichen Adel, Geistlichkeit und hohe Bourgeoisie — unverhältnismäfsig wenig, die arbeitenden Klassen, das eigentliche Volk, hingegen unverhältnismäfsig stark belastete.

Die Steuern, deren Ertrag die Kosten des Staatshaushalts und des königlichen Haushalts decken sollten, wurden fast ausschliefslich von dem zwar zahlreichsten, aber wirtschaftlich am wenigsten leistungsfähigen Teile der Bevölkerung getragen. Eine solche Steuerpolitik ist stets verfehlt.

Das Ungesunde dieses Zustandes wurde in Frankreich unter dem ancien régime nun durch die grofsen, öffentlichen Notstände, die das Land bis 1763 heimsuchten, sowie durch die Verschwendung des königlichen Hofes ganz bedenklich gesteigert.

Es war daher den französischen Steuerzahlern ungemein erschwert, die Bedürfnisse des Staatshaushaltes zu bestreiten, wenn jeder neue Jahresetat aufsergewöhnliche und immer steigende Ausgaben brachte, wenn jedes Budget mit einem immer gröfseren Defizit abschlofs. — Solchen Anforderungen konnte die Steuerkraft der vorwiegend belasteten unteren Stände, auch trotz der 26 Friedensjahre seit 1763, auf die Dauer nicht genügen, und so trieb Frankreich einer wirt-

schaftlichen Krisis und endlich einer politischen Revolution zu.

An die einzig mögliche Heilung dieses ungesunden wirtschaftlichen Zustandes – an eine dem großen Reichtum von Adel, Geistlichkeit und hoher Bourgeoisie entsprechende Besteuerung dieser bevorrechtigten Stände — ward nicht rechtzeitig gedacht.

Wohl verzichteten in der denkwürdigen Nacht vom 4. auf den 5. August 1789 diese Stände auf ihre wirtschaftlichen Vorrechte. Wohl beseitigten sie damit den eigentlichen Krebsschaden, die wirklich tödliche Krankheit des ancien régime.

Wie die Ereignisse uns aber lehren, erfolgte dieser heilsame Eingriff in die Grundlagen des ancien régime zu spät. — Die leidenschaftliche Erregung der langunterdrückten Massen, die zur Republik und zum Sozialismus neigenden politischen Anschauungen jener Zeit gestatteten dem ancien régime, nachdem es wirtschaftlich reformiert war, nicht mehr, sich in langsamer Entwickelung nun auch noch von seinen politischen und sozialen Ungerechtigkeiten zu befreien.

Die Einsichtigen unter den französischen Finanzmännern und Ministern des 18. Jahrhunderts haben mehrmals den Versuch gemacht, die wirtschaftliche Notlage des Landes zu heben. Hier sind vor allem der Bankier John Law (1719—1721), die beiden Minister des Auswärtigen Marquis d'Argenson (1744 bis 1747) und Herzog von Choiseul (1758—1770), endlich der Finanzminister Turgot (1774—1776) zu nennen.

Entweder strebten sie danach, durch Begründung von Handelsgesellschaften aus dem damaligen Kolonialbesitz für Frankreich greifbaren Nutzen zu ziehen, oder sie suchten eine gerechtere Verteilung der Steuern anzubahnen, den Ackerbau, damals die Hauptbeschäf-

tigung der Nation, zu fördern, die Industrie zu unterstützen, die Vorrechte der oberen Klassen zu beschränken und die Verschwendung bei Hofe zu vermindern.

Die Herrschaft dieser Minister war fast nie von Dauer; drei bis vier Jahre und nicht länger blieben sie im Amte; das zwölfjährige Ministerium des Herzogs von Choiseul ist eine Ausnahmserscheinung. Ihre Reformen waren meist ebenso vorübergehend. Sie scheiterten an dem Unverstand der Krone, dem Egoismus der bevorrechtigten Stände, der Ungunst der äufseren Verhältnisse. Es war zuletzt doch eben nicht mehr möglich, einer Mifswirtschaft von hundert Jahren mit einzelnen Reformen beizukommen.

* * *

Eine eingehende Darstellung der Steuerverhältnisse und der inneren Verwaltung des ancien régime mufs ergänzend auf diese bisher nur allgemeine Schilderung seiner wirtschaftlichen Lage folgen. Auch hat Voltaire sich zu häufig und zu andauernd mit der Wirtschaftspolitik und der inneren Verwaltung des ancien régime beschäftigt, als dafs wir bei diesem Gegenstande hier nicht länger verweilen müfsten.

Wie bereits erwähnt, werden bei dieser Gelegenheit auch die Grundzüge der politischen Verfassung des ancien régime besprochen werden.

Die erste Persönlichkeit des ancien régime war der König. Als Fürst von Gottes Gnaden verkörperte er im Prinzip eine unbegrenzte Macht, kraft welcher er die Herrschaft über sein Volk beanspruchen, es nach freiem Ermessen regieren, besteuern und von ihm Gehorsam gegen die königlichen Befehle verlangen durfte.

Die Hauptbeschränkung der absoluten Monarchie, die Generalstände, bestehend aus Geistlichkeit, Adel

und drittem Stand, war in Frankreich seit Beginn des 17. Jahrhunderts thatsächlich fortgefallen. Bis zu jener Zeit hatten die französischen Herrscher bei wichtigeren Angelegenheiten der Krone, wie Kriegserklärungen, Steuererlässen etc., Gutachten und Zustimmung dieser Generalstände eingeholt.

Von 1614 bis 1715, während voller 100 Jahre, waren die französischen Generalstände nun nicht mehr einberufen worden; sie wurden es auch bis 1789, also im ganzen Laufe des 18. Jahrhunderts, nicht mehr.

Von seiten der Stände hatte der König daher freie Hand, und unter dem ancien régime verschwand in Frankreich die letzte Spur einer Volksvertretung.

Der französische König selbst ernannte seine sechs Minister, von denen aber damals keiner offiziell den Titel Minister führte. Fünf derselben wurden Staatssekretäre, der sechste Kanzler genannt. In aufsergewöhnlichen Fällen geschah es, dafs der König einen Premierminister ernannte und ihn mit der Führung mehrfacher Staatsgeschäfte betraute. Der Kardinal Dubois unter dem Regenten war solch ein Premierminister. — Hatte der König sechs Minister, so spielte unter ihnen die thatsächlich bedeutendste Rolle der Generalfinanzkontrolleur (Contrôleur Général des Finances). Er war der Leiter des Finanzwesens. Obgleich ursprünglich kein Staatssekretär, führte er doch den Titel eines solchen. Alle anderen Minister waren in Bezug auf ihr Budget von ihm abhängig.

Aufser ihm gehörten zu den höchsten Beamten des ancien régime der Staatssekretär des Auswärtigen (Secrétaire d'Etat des Affaires Etrangères), der Staatssekretär für das Kriegswesen (Secrétaire d'Etat de la Guerre), der Staatssekretär der Marine (Secrétaire

d'Etat de la Marine) und der sogenannte Staatssekretär des königlichen Hauses (Secrétaire d'Etat de la Maison du Roi).

Die Funktionen der drei Zuerstgenannten entsprachen etwa denen eines Ministers des Auswärtigen, eines Kriegs- und eines Marineministers unserer Zeit.

Der Staatssekretär des königlichen Hauses übte vorwiegend die Befugnisse eines Kultusministers und zum Teil auch die eines Ministers des Innern von heutzutage aus.

Endlich der Kanzler war der Groſssiegelbewahrer und Justizminister des ancien régime. Zu seinen Funktionen gehörte unter anderem die Überwachung sämtlicher in Frankreich gedruckter oder nach Frankreich importierter Schriften, ein Punkt, der uns in Voltaires Leben öfters beschäftigen wird.

Der König mit seinen sechs Ministern bildete den sogenannten Staatsrat (Conseil Etroit), in dem die inneren und äuſseren Angelegenheiten des Königreichs verhandelt wurden.

Der Herrscher pflegte, auſser den Ministern, noch andere ihm beliebige Personen, Adlige, Geistliche und Gelehrte, die sich durch Rang, Ansehen und Wissen auszeichneten, zu den Sitzungen des Staatsrats heranzuziehen. — Diese Personen wurden Staatsräte (Conseillers d'Etat) genannt und behielten, wenn sie auch vielleicht nur einmal solch einer Versammlung beigewohnt, Zeit ihres Lebens den Titel Staatsrat.

Der Staatsrat zerfiel in fünf Abteilungen.

In dem Conseil des affaires étrangères wurde über die auswärtigen Angelegenheiten beraten; im Conseil des dépêches über die innere Verwaltung; im Conseil Royal des Finances über das Staatsbudget; im Conseil Royal de Commerce über den Handel.

Endlich der sogenannte Conseil des Partis oder Conseil Privé, der Geheime Rat, war ein Tribunal höchster Instanz. — Diesem Geheimen Rat stand die endgültige Entscheidung über alle zwischen zwei Parteien schwebenden Sachen zu, die überhaupt vom Souverain zu entscheiden waren. So erkannte der Conseil Privé in Kompetenzstreitigkeiten zwischen zwei Gerichtshöfen; über Revisionsgesuche in Kriminalangelegenheiten; über Kassationsgesuche in Civil- und Kriminalsachen. Wir werden in der Folge sehen, welche Bedeutung der Conseil Privé für Voltaires Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Strafrechts gewinnen sollte. Wir haben deshalb bei diesem Gegenstande etwas verweilt.

In Kriegszeiten erhielt der Staatsrat noch eine sechste Abteilung, einen Kriegsrat (Conseil de Guerre).

In allen Abteilungen des Staatsrats kam dem Könige der Vorsitz zu. Er übte dieses Recht jedoch nicht immer aus, sondern liefs sich bei den Versammlungen durch einen seiner Staatssekretäre oder den Kanzler vertreten. — Am Anfange jedes Jahres reichten die Minister dem Könige im Staatsrat ihren mutmafslichen Etat ein.

Die entscheidende Persönlichkeit bei Feststellung des jährlichen Staatsbudgets war der Generalfinanzkontrolleur. Von ihm hing die Genehmigung jedes einzelnen Etats durch den König ab. Er allein konnte angeben, welche Summen für die verschiedenen Zwecke zur Verfügung standen, denn er allein hatte die Übersicht der jährlichen Staatseinkünfte. War jeder einzelne Etat vom Könige genehmigt, so erhielt der betreffende Minister einen entsprechenden Kredit auf den königlichen Schatz. — Der Minister selbst hatte dann die ihm bewilligten Summen auf die einzelnen

Zweige seines Verwaltungsgebietes zu verteilen und für ihre Erhebung bestimmte Zeiten festzusetzen.

Da die Minister, den Generalfinanzkontrolleur ausgenommen, in Finanzsachen meistens unerfahren waren, wurden die Einzelheiten jedes Etats, sowie die Erhebungszeiten der ihn bildenden Summen nicht von den Ministern selbst, sondern von ihren Generalschatzmeistern (Trésoriers Généraux) festgestellt.

Es gab unter dem ancien régime sechs solcher Generalschatzmeister. Sie hatten die in ihrem Namen vom Staatsschatz erhobenen Gelder durch besondere Zahlmeister den verschiedenen Empfangsberechtigten, Staatsbeamten, Staatslieferanten etc., anzuweisen. Es war aber unter dem ancien régime Sitte geworden, daſs die Generalschatzmeister, um zu spekulieren, die Staatsgelder möglichst lange in Händen behielten. Auf diese Art entstand im Finanzwesen des ancien régime eine allgemeine Verschleppung: die Generalschatzmeister verspäteten ihre Zahlungen an die Staatsbeamten und Staatslieferanten. Diese reichten ihrerseits verspätete Belege ein, und es kam mit der Zeit dahin, daſs die Bilanzen der jährlichen Etats überhaupt nicht mehr mit dem Kalenderjahre abgeschlossen, sondern daſs zwei, drei Etats nebeneinander geführt und erst fünf bis sechs Jahre nach ihrem wirklichen Ablauf der Pariser Oberrechnungskammer (Chambre des Comptes) zur Revision vorgelegt wurden.

Die regelmäſsigen Einkünfte des ancien régime bestanden aus direkten und indirekten Steuern, die in Kriegs- und Notstandsjahren erhöht wurden.

Auſser der Erhöhung der bestehenden Abgaben bedienten die meisten Generalfinanzkontrolleure sich noch anderer Mittel, um die fortwährend gesteigerten Ausgaben des Budgets bestreiten zu könn

sie machten Anleihen, schufen Staatsrenten, vermehrten die Zahl der käuflichen Ämter oder nahmen die Einkünfte kommender Jahre vorweg. Letzteres Verfahren nannte man Anticipationen. Wir werden bei Gelegenheit der Steuerpächter noch auf diese Anticipationen zurückkommen.

Die während des ancien régime regelmäfsig erhobenen Abgaben waren die taille, die capitation und die Steuern auf gewisse Konsumtionsartikel und Rohstoffe.

Die taille und die capitation waren direkte, die letzteren indirekte Steuern.

Die älteste Steuer war die taille; sie wurde seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts erhoben und war seit jener Zeit durch Kriegs- und Heereskosten bedeutend gesteigert worden. Im Prinzip zahlte sie jeder, der nicht geistlich, nicht adlig oder nicht ein hoher Beamter war, d. h. sie wurde von der Hauptmasse des Volks getragen. Zu Gunsten der städtischen Arbeiterbevölkerung wurden jedoch häufige Ausnahmen gemacht.

Von denen, welche nicht den bevorrechtigten Ständen angehörten und Grundbesitz oder bewegliches Vermögen besafsen, wurde die taille in Form einer Grund- oder Vermögenssteuer erhoben. — Für den Vermögenslosen nahm sie die Form einer Einkommensteuer an: der Handarbeiter wurde bei der taille nach dem mutmafslichen Verdienst von 200 Arbeitstagen eingeschätzt.

Die capitation war zuerst unter Ludwig XIV. von 1695—1698 erhoben worden. Der spanische Erbfolgekrieg machte ihre Wiedereinführung im Jahre 1701 notwendig, und seit 1715 blieb sie feststehend. — Sie wurde nicht nur von allen, welche die taille zahlten, nach Mafsgabe dieser Steuer erhoben, sondern auch dem hohen, weltlichen Adel und dem Beamten-

adel auferlegt. Einzig die Geistlichkeit wurde bei dieser Steuer nicht mit eingeschätzt. Sie gewährte aber einen freiwilligen Beitrag (don gratuit) dazu.

Die Bevölkerung, welche die capitation zahlte, wurde nach ihrem Vermögen oder in Ermangelung des letzteren nach ihrem Einkommen in 22 Klassen eingeteilt, die von 1 Livre bis 2000 Livres*) zahlten. — Während des siebenjährigen Krieges wurde die capitation verdoppelt und verdreifacht.

Endlich die indirekten Steuern wurden von der Gesamtbevölkerung ohne Ausnahme bezahlt.

Es befanden sich unter ihnen so alte Steuern wie die Salzsteuer (gabelle), die aus dem 14. Jahrhundert stammte. — Des weiteren bestanden sie aus Steuern auf Wein, Bier, Branntwein, Tabak, Papier, Leder, Eisen etc.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, dafs die bevorrechtigten Stände nicht absolut steuerfrei waren; es mufs jedoch hinzugefügt werden, dafs sie im Vergleich zu der Masse des Volks, die taille, capitation und indirekte Steuern zahlte, vor allem aber in Anbetracht ihrer grofsen Reichtümer unverhältnismäfsig gering besteuert waren.

Jedes Jahr wurden im Staatsrat vom Generalfinanzkontrolleur die Summen, welche die direkten Steuern abwerfen sollten, festgesetzt.

Frankreich zerfiel damals in 35 Verwaltungsbezirke, die meist den alten Provinzen entsprachen; man nannte sie Generalitäten.

Für einen Teil der 35 Generalitäten bestimmte in gewöhnlichen Zeiten der Generalfinanzkontrolleur in

*) Livre ist unter dem ancien régime die Bezeichnung für Frank. — Diese Münze hatte damals das Dreifache ihres heutigen Wertes.



Paris die Höhe des zu liefernden Steuerbeitrags. Diese Generalitäten wurden nach den in ihnen bestehenden Steuerbezirken und Steuergerichten (élections) Pays d'élections genannt.

Andere Generalitäten hingegen besafsen das Recht, die Steuerquote durch ihre Provinziallandstände (Etats) festsetzen zu lassen. Diese Verwaltungsbezirke nannte man Pays d'Etats. — Die Pays d'Etats hatten dem Generalfinanzkontrolleur gegenüber demnach eine freiere Stellung als die Pays d'élections.

Ehe wir auf die Einzelheiten der Verteilung und der Erhebung der damaligen direkten Steuern eingehen, müssen kurz die Hauptzüge der Provinzialverwaltung unter dem ancien régime angegeben werden.

An der Spitze jeder Generalität stand als höchster Civil- und Steuerbeamter ein Intendant. Der Intendant, welcher meistens ursprünglich bürgerlich und erst durch seine Funktionen als hoher Verwaltungsbeamter geadelt war, hatte alle Befugnisse eines heutigen französischen Departementspräfekten. — Er überwachte die gesamte Kommunalverwaltung der Generalität; er hatte sich um das Verkehrswesen, die öffentlichen Bauten, die öffentliche Armenpflege, um die Rekrutenaushebung und um die Steuererhebung zu kümmern.

Hier interessiert uns ganz besonders nur die Thätigkeit des Intendanten als Finanzbeamter.

Hatten der Generalfinanzkontrolleur oder die Provinziallandstände die Steuerquote jeder Generalität bestimmt, so lag es dem Intendanten ob, die Lasten auf die verschiedenen Steuerbezirke (élections) seiner Generalität und endlich sogar auf die einzelnen Gemeinden zu verteilen.

Da der Intendant die hierzu nötige Kenntnis der lokalen Verhältnisse nicht besitzen konnte, unterstützten

ihn bei dieser Aufgabe eine Anzahl kompetenter Verwaltungs- und Steuerbeamter.

War der Steuerbeitrag jedes Steuerbezirks und jeder Gemeinde vom Intendanten und seinen Beiräten festgesetzt, so mufste jeder Gemeindevorsteher seinen Steuerzahlern den Betrag der zu leistenden Abgaben öffentlich bekannt machen. In den Städten geschah die Bekanntmachung durch die Schöffen (échevins), auf dem Lande durch die Amtmänner (Maires).

Ein von den Gemeindemitgliedern gewählter Steuerumleger (asséeur) schätzte dann jeden Steuerpflichtigen nach Mafsgabe seines Grundbesitzes, seines Vermögens oder seines Einkommens ein.

Der Steuerumleger war seit dem Jahre 1600 auch zugleich Steuereinsammler (collecteur). Er beförderte die von ihm erhobenen Summen in vier Terminen, am 1. Dezember, 1. Februar, letzten April und 1. Oktober, an den Steuerempfänger seines Steuerbezirks (élection). Von diesem gingen die Summen an den Steuerempfänger der Generalität und von letzterem endlich in den königlichen Schatz zu Paris.

Wie wir aus einem von Necker am Ende des 18. Jahrhunderts veröffentlichten Budget ersehen, warfen die taille und die capitation damals jährlich über 180 Millionen Livres ab.

Nur die direkten Steuern, die taille und die capitation, wurden unter dem ancien régime von den Beamten des Intendanten erhoben.

Für die Verbrauchssteuern, die vorwiegend indirekte waren, galt ein anderes System. — Diese Steuern auf Salz und Tabak, auf Wein, Branntwein und Bier, auf Papier, Leder, Eisen u. s. w. waren von der französischen Regierung an zwei Gesellschaften, die Ferme générale und die Régie générale, in Pacht gegeben.

Etwa 50 Generalsteuerpächter (fermiers généraux) bildeten die erstere Gesellschaft, die Frankreich für ihre besonderen Zwecke in 30 Bezirke zerlegt hatte und darin 1000 Hauptbureaux mit 4000 Unterbureaux besafs.

Die Regie générale bestand aus etwa 30 Generalregisseuren (Régisseurs généraux), die an 100 Ober- und 130 Untersteuereinnehmer in den französischen Provinzen hielten.

Die Ferme générale war, wie man aus vorstehenden Zahlen ersieht, die bedeutendere der beiden Gesellschaften. — Die fermiers généraux haben sogar als Stand nicht nur in der Wirtschaftspolitik, sondern auch in der Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts eine Rolle gespielt. Ihre Habsucht und Gewissenlosigkeit forderte den Zorn und Spott Lesages heraus, der sie in seinem Turcaret brandmarkt.

Es war Gebrauch, dafs die Steuerpächter der Regierung die Summen, welche diese als die ihr gebührenden Einkünfte aus den indirekten Steuern verlangte, nicht nur zu bestimmten, vereinbarten Fristen, sondern sogar für die kommenden Jahre im voraus zahlten. — Wir haben dieser Vorwegnahme der Staatseinkünfte durch die Generalfinanzkontrolleure bereits früher unter dem Namen der Anticipationen gedacht.

In dem System der Anticipationen lag die Hauptquelle der Bereicherung für Steuerpächter. — Schon unter gewöhnlichen Umständen bezogen sie die Einkünfte aus den indirekten Steuern mit grofsem Gewinn, denn niemals forderte die Regierung den vollen Betrag, welchen der Generalsteuerpächter in ihrem Namen von den Steuerpflichtigen erhob.

Bezahlten die Pächter aber die Pacht der kommenden Jahre voraus, so steigerte sich ihr Gewinn ins

Unermessliche, da die Regierung ihnen für diese Gefälligkeit bedeutende Zinsen zahlen mufste.

Von der Ferme générale wurden die Steuern auf Salz und Tabak, auf Wein, Bier und Branntwein, von der Régie die Steuern auf Leder, Eisen, Papier etc. erhoben.

Die für die Bevölkerung lästigste unter diesen Steuern war die Salzsteuer, gabelle. Sie beruhte darauf, dafs der französische Staat sich das Monopol der Salzproduktion vorbehalten hatte und seine Steuerzahler verpflichtete, ihm jährlich ein bestimmtes Quantum Salz zu einem bestimmten, von der Regierung festgesetzten Preise abzunehmen.

Diese Salzsteuer lastete nicht mit gleicher Schwere auf dem ganzen Lande, und der Preis des Salzes war je nach den Provinzen ein verschiedener. — In den Provinzen der grofsen Salzsteuer (pays de grande gabelle) kostete das Salz 55 bis 60 Centimes pro Pfund; in den Provinzen der kleinen Salzsteuer (pays de petite gabelle) 28 Centimes; in den Provinzen, die sich losgekauft hatten (pays rédimés) nur 9 Centimes und in den von der Salzsteuer ganz befreiten Provinzen sogar nur 2 bis 7 Centimes.

10000 Commis der Ferme waren mit der Besteuerung des Tabaks und der Verhinderung der Contrebande betraut.

Am Ende des 18. Jahrhunderts ergaben die Verbrauchssteuern der französischen Regierung einen jährlichen Gewinn von über 200 Millionen Livres.

Der Vollständigkeit halber mag hier noch erwähnt werden, dafs unter dem ancien régime das französische Gebiet nicht nur von der Ferme und der Régie mit Tausenden von Steuerbureaux und Hunderttausenden von Steuerbeamten, sondern auch noch mit über 500 Zollbureaux (bureaux de douanes) besetzt war.

In Frankreich herrschten nämlich unter dem ancien régime, was die Zölle betrifft, ähnliche Zustände wie in Deutschland vor der Begründung des Zollvereins.

Nicht nur der Warentransport von und nach dem Auslande war an die Erlegung gewisser Zölle geknüpft. Auch im Inlande selbst bestanden Zollschranken zwischen Stadt und Land, zwischen den Provinzen untereinander, ja zwischen den verschiedenen Teilen derselben Provinzen. — Sie erschwerten den Verkehr und erhöhten die Preise, besonders der gewöhnlichen Lebensmittel, bedeutend.

Aus diesen Zöllen zog die französische Regierung gleichfalls beträchtliche Einkünfte. — Wir werden Gelegenheit haben, bei Voltaires Ansiedelung in Ferney von den französischen Steuer- und Zollverhältnissen unter dem ancien régime noch eingehender zu sprechen.

Aus dem Vorhergesagten dürfte hervorgehen, dafs die Krone durch den Generalfinanzkontrolleur die Besteuerung des Volkes allerdings nach Mafsgabe der vorliegenden Bedürfnisse, aber doch zugleich ganz nach ihrem eigenen Ermessen vollziehen liefs. — Denn welche Bedürfnisse die Krone zu haben, welche Ausgaben sie decken zu müssen glaubte, das wurde ausschliefslich im Staatsrate bestimmt.

Dieses geschah jedoch nur in gewöhnlichen Zeiten. Erforderten Kriege oder Notstandsjahre eine Erhöhung schon bestehender, oder die Einführung ganz neuer Steuern, so mufste von Rechts wegen in solchen aufsergewöhnlichen Zeiten die französische Regierung ihre Steuerforderungen dem Pariser Parlamente vorlegen. — Nur wenn das Parlament in Paris die vorgeschlagene Steuererhöhung oder Steuerkreierung annahm, nur wenn das Parlament in Paris den vorgelegten, königlichen Steuererlafs (édit bursal) in seine Register eintrug, nur

dann erhielten diese königlichen Forderungen Rechtskraft.

Im Prinzip war das Pariser Parlament demnach ein Hemmschuh am Wagen des wirtschaftlichen Absolutismus. — Doch hat besonders gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Regierung mehrfach Steuern erhoben, denen das Pariser Parlament die Eintragung in seine Register verweigert hatte.

Das Pariser Parlament war in erster Linie ein oberster Gerichtshof (Cour souveraine), der nur bei ganz bestimmten Anlässen auch die Bedeutung einer politischen Körperschaft erhielt.

Im Jahre 1190 begründet, hatte das Pariser Parlament seit 1515 seine endgültige Gestalt erhalten. — Es setzte sich seitdem aus vier Kammern zusammen: der Grofsen Kammer (Grande Chambre), der Untersuchungskammer (Chambre des Enquêtes), der Kammer der Gesuche (Chambre des Requêtes), endlich der Strafkammer (Tournelle Criminelle).

Die gewöhnliche Thätigkeit von dreien dieser Kammern bestand in der Erledigung von Rechtsfällen, die ihnen in letzter Instanz zur endgültigen Entscheidung vorgelegt wurden.

Die Grofse Kammer entschied über alle sogenannten mündlichen Appellationen (appellations verbales) in Civilsachen, d. h. über Appellationen gegen Urteile, die in mündlich verhandelten Civilprozessen gefällt waren. Mit der Zeit wurden die Befugnisse der Grofsen Kammer bedeutend erweitert, worauf hier aber nicht näher eingegangen werden kann.

Die Untersuchungskammer entschied hauptsächlich über die sogenannten schriftlichen Appellationen (appellations par écrit) in Civilsachen, d. h. über Appellationen gegen Urteile, welche in schriftlich verhandelten Civilprozessen gefällt waren.

Die Tournelle entschied in letzter Instanz über alle Kriminalprozesse.

Die Kammer der Gesuche war, im Gegensatz zu den drei vorgenannten Kammern, nur ein Gerichtshof erster Instanz. — Sie beantwortete Bittgesuche aus der Provinz und entschied Streitigkeiten der königlichen Hofbeamten.

Sämtliche Kammern des Parlaments wurden aus meist ursprünglich bürgerlichen, aber zum Teil durch ihr Amt geadelten Justizbeamten gebildet. Jede Kammer hatte ihre Präsidenten und ihre Räte, ihren Generalprokurator und ihre Generaladvokaten, ihre Notare und ihre Sekretäre, daneben natürlich noch eine Anzahl Unterbeamter, wie Gerichtsdiener etc.

Das Pariser Parlament spielte eine politische Rolle, wenn seine vier Abteilungen, in der Grofsen Kammer vereint, Mitteilungen der Krone entgegennahmen.

Bei solchen aufsergewöhnlichen Gelegenheiten führte der König selbst oder der Kanzler den Vorsitz, und aufser den ständigen Mitgliedern der vier Kammern des Parlaments wurden zu diesen aufserordentlichen, politischen Sitzungen sämtliche Prinzen von Geblüt, eine Anzahl weltlicher und geistlicher Pairs, Ehrenräte und vier Requêtenmeister hinzugezogen. Von letzteren wird in der Folge noch zu sprechen sein.

So war es denn eine glänzende und stattliche Versammlung, welcher wenigstens von Zeit zu Zeit die die Steuerverhältnisse des Landes betreffenden königlichen Erlässe zur Bestätigung vorgelegt wurden. Doch kann man diese Vereinigung von Grofsen des Reichs und hohen Justizbeamten keine eigentliche Volksvertretung nennen.

Es ist von Wichtigkeit, hier noch zu bemerken,

dafs unter allen französischen Parlamenten einzig das Pariser Parlament den Charakter einer politischen Körperschaft hatte.

Es gab im ganzen unter dem ancien régime in Frankreich aufser dem Pariser noch 12 Parlamente. Sie alle hatten ausschliefslich den Charakter oberster Gerichtshöfe, besafsen die gleiche gerichtliche Organisation wie das Pariser Parlament und vereinigten mehrere Generalitäten unter ihrer Gerichtsbarkeit. — Diese Parlamente in den Provinzen standen als Gerichtshöfe dem Pariser Parlament gegenüber unabhängig da. — Nur in ganz aufsergewöhnlichen Fällen durch königlichen Eingriff (Evocation) konnte in Rechtssachen von dem Urteil eines Provinzialparlamentes an das Parlament in Paris appelliert werden.

* * *

Nachdem wir so versucht haben, das ancien régime als staatliche und staatswirtschaftliche Organisation zu schildern, mufs es noch als sozialer Organismus besprochen werden.

Auch in der sozialen Organisation des ancien régime ist zwischen den bevorrechtigten Ständen und der Masse des Volks zu unterscheiden.

Die Glieder des königlichen Hauses, die hohe Geistlichkeit, der weltliche Adel waren die wirtschaftlich wie sozial Privilegierten, welche drei Fünftel des französischen Grund und Bodens besafsen. Es sollen ihrer 270000 an Zahl gewesen sein.

Schätzt man die Privilegierten auf eine Viertelmillion, so bildeten sie, da die Gesamtbevölkerung Frankreichs im 18. Jahrhundert zwischen 16 und 24 Millionen geschwankt hat, je nachdem ein Vierundsechzigstel, ja sogar nur ein Sechsundneunzigstel der

ganzen Nation, d. h. eine der Zahl nach verschwindende Minderheit.

Wirtschaftlich waren sie aber die bestgestellten, und gesellschaftlich die allein tonangebenden Kreise des ancien régime.

Das königliche Haus besafs beträchtliche Domänen. Der Ertrag dieser Domänen und der Ertrag der soeben besprochenen, direkten und indirekten Steuern bildeten die Staatseinkünfte, die am Ende des 18. Jahrhunderts die Summe von 450 Millionen Livres jährlich überschritten.

Aus diesen Erträgen flossen dem Könige und seiner Familie die nötigen Gelder zur Bestreitung des Hofhaltes oder richtiger der verschiedenen Hofhaltungen (Maison du roi, famille royale, les princes) zu.

Die Forderungen, welche diese Maison du roi an das Staatsbudget stellte, variierten zwischen jährlich 30 und 40 Millionen Livres, die heute den dreifachen Wert haben würden. — Die Civilliste des Präsidenten der französischen Republik beträgt heute 1 200 000 fr., die des deutschen Kaisers 15 Millionen Mark.

Es war ferner ein geradezu asiatischer Trofs Unterbeamter, welcher die Vorzimmer, die Höfe, Küchen und Ställe der königlichen Schlösser in Versailles und Paris bevölkerte. An die hundert Kapläne, Almoseniere und Beichtiger, an die fünfzig Ärzte und Apotheker, eine Heerschar Livreediener, Kammerdiener und Kammerfrauen, Köche und Stallknechte, Wächter und Sänger, Tänzer und Musikanten bildeten des Königs niederen Hofstaat, dessen Unterhalt wiederum Hunderttausende erforderte.

Dieser Aufwand dürfte allerdings mit 30 bis 40 Millionen Livres nur gerade zu bestreiten gewesen sein.

Aufser der Bestreitung des Hofhaltes traten unter dem ancien régime noch grofse, persönliche Verpflich-

tungen an den König heran, denen zum Teile auch durch den königlichen Schatz genügt werden mufste.

Es waren dieses vor allem die Pensionen, mit welchen der König Persönlichkeiten bedachte, die ihm oder dem Staate besondere Dienste geleistet hatten, sich durch Talent auszeichneten oder besondere Protektion genossen.

Da der weltliche Adel Frankreichs damals zum grofsen Teile stark verschuldet war, fanden königliche Pensionen sehr zahlreiche Bewerber. Am Ende des 18. Jahrhunderts betrug der Posten »Pensionen« im königlichen Budget zwischen 28 und 33 Millionen Livres jährlich.

Unter dem ancien régime war die hohe, katholische Geistlichkeit der erste Stand im Reiche. Es war ihr gelungen, sich als Geistlichkeit den französischen Königen gegenüber in der Hauptsache unabhängig zu erhalten.

Seit 1516, dem Abschlusse des Konkordats, hatte der französische Klerus allerdings anerkennen müssen, dafs Könige und Fürsten in weltlichen Angelegenheiten durch Gottes Befehl keiner kirchlichen Macht unterworfen seien. — Der König besafs seit 1516 das sehr wichtige Recht, die französischen Bischofssitze und Pfründen zu vergeben, ein Recht, das bis dahin der Papst und die französische Geistlichkeit selbst ausgeübt hatten. Gleichzeitig waren damals dem Könige, unter dem Namen »Regale«, die Einkünfte aller zeitweilig vakanten Bischofssitze und Pfründen zugesprochen worden.

Endlich hatten die Könige seit 1539 die Geistlichkeit in der Ausübung ihrer besonderen, geistlichen Gerichtsbarkeit beschränkt.

Trotz aller dieser, immerhin wichtigen Zugeständnisse an die Krone war die hohe, katholische Geistlich-

keit, wie gesagt, der erste Stand unter dem ancien régime geblieben. Nicht nur waren alle ihre Mitglieder von Adel, sondern es war ihr sogar gelungen, was dem weltlichen Adel nicht gelang, sich mit dem niederen Klerus zusammen im Staate den Charakter einer politischen Körperschaft zu wahren.

Als politische Körperschaft behielt die Geistlichkeit ihre völlige wirtschaftliche Freiheit. Sie lehnte es, wie bereits erwähnt, ab, sich bei dem Eintritt der immer häufigeren Finanzschwierigkeiten, gleich dem Adel, von der Krone direkt besteuern zu lassen. — Sie schätzte sich nach eignem Ermessen ein und gewährte dem König als freiwillige Gabe (don gratuit) einen Beitrag zu den allgemeinen Lasten des Landes.

Die französische Geistlichkeit verteidigte ihre Rechte als politische Körperschaft in den bereits genannten Versammlungen der Geistlichkeit (Assemblées du Clergé), die von 1561—1787 alle fünf Jahre stattfanden.

Aufserordentliche Versammlungen wurden berufen, wenn die Krone aufsergewöhnliche Geldforderungen stellte. — Den Versammlungen der Geistlichkeit wohnten jedesmal zwei königliche Kommissarien bei, die im Namen des Königs das don gratuit verlangten.

Die Geistlichkeit befand sich, da ihre Beisteuer eine freiwillige war, in der Lage, bestimmte Bedingungen an die weitere Gewähr des don gratuit zu knüpfen.

Sie gab das don gratuit zum erstenmal 1561, mit dem ausdrücklichen Bemerken, die damals auf sechs Jahre gewährte Summe von je einer und einer halben Million sei zur Bekämpfung der protestantischen Ketzerei zu verwenden.

Wir haben bereits besprochen, dafs die katholische

Geistlichkeit seit 1660 das gleiche Verfahren anwendete und dem Könige bei Bewilligung des don gratuit jedesmal von neuem den Wunsch ausdrückte, die Protestanten aus Frankreich verschwinden zu sehen.

So konnte die katholische Geistlichkeit, als Körperschaft, durch wirtschaftliche Mittel einen Druck auf die religiösen und moralischen Anschauungen des sonst absoluten Königs ausüben.

Die Versammlungen der Geistlichkeit setzten nicht nur die Höhe des don gratuit fest, sondern sie verteilten es auch auf die französischen Diöcesen.

Es gab damals 18 französische Erzbistümer und 117 französische Bistümer oder Diöcesen. — Von letzteren befanden sich einige, wie die Bistümer Lüttich, Speier, Genf, auf ausländischem Gebiet.

In sämtlichen Diöcesen bestanden geistliche Gerichte, welche über die Kleriker in geistlichen wie in Disciplinarangelegenheiten und über Laien in allen geistlichen Dingen Recht sprachen. — Kriminalfälle blieben jedoch stets der weltlichen Gerichtsbarkeit vorbehalten.

Die Diöcesangeistlichkeit vereinigte sich zu Provinzialversammlungen, um ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen.

Besondere geistliche Abgeordnete verteilten in den Diöcesen die Beiträge zum don gratuit bis auf die einzelnen Pfarreien. Denn jeder Geistliche, vom hohen Würdenträger der Kirche bis zum einfachen Pfarrer, mufste zum don gratuit beisteuern.

Die Geistlichkeit besafs ein Fünftel des französischen Grundbesitzes im Werte von 4 Milliarden, der ihr einen jährlichen Ertrag von 80 bis 100 Millionen Livres abwarf.

Dazu erhob sie eine Kirchensteuer (dîme), die jährlich etwa 123 Millionen Livres einbrachte.

Die Einkünfte der französischen Bischöfe unter dem ancien régime betrugen zwischen 30 000 und 90 000 Livres jährlich.

Zu den hohen, geistlichen Ämtern gehörten aufser den 18 Erzbistümern und den 117 Bistümern noch sechs Grofspriorstellen, 220 Komtureien des Malteserordens, dazu 20 000 geistliche Pfründen, besonders Abteien.

Bei dieser äufserst günstigen pekuniären Stellung konnte ein jährliches don gratuit von einigen Millionen nicht das geringste Opfer bedeuten. Trug zu dem don gratuit doch auch der niedere Klerus bei.

Obgleich der niedere Klerus an den politischen Vorrechten der Geistlichkeit Anteil hatte, gehörte zu den sozial bevorrechtigten Klassen nur die hohe, die adelige Geistlichkeit.

Sie soll 130 000 Köpfe betragen haben.

In ihrer Lebensführung trat die hohe Geistlichkeit recht prunkend auf. Erzbischöfe und Bischöfe hielten förmlich Hof. Obgleich eine ausdrückliche Bestimmung ihnen das Wohnen in ihrer Diöcese zur Pflicht machte, zogen sie, so oft sie konnten, mit ihrem Gefolge nach Paris, dem Mittelpunkt der königlichen Gnade und der weltlichen Freuden. — Manche von ihnen berührten ihre Bischofssitze in der Provinz nur vorübergehend, sozusagen besuchsweise.

Weltlich wie das Gebaren vieler hoher Geistlicher war auch das Leben in manchen, besonders den adligen Klöstern. Es gab damals 19 adlige Stifte für Männer und 25 für Frauen. Weder die einen noch die anderen waren streng gegen die Welt abgeschlossen. Die Frauenstifte besonders beherbergten oft gar wenig klösterliche Gäste; sie waren häufig die Erziehungsanstalten junger Damen von Adel, die sich auf eine Rolle bei Hofe vorbereiteten. Sie waren

auch der zeitweilige Aufenthalt junger Witwen, oder junger Frauen, deren Gemahl in militärischer oder diplomatischer Sendung abwesend. — So flatterten die hübschen Weltdamen denn lachend und schwatzend in die Zellen der eigentlichen Stiftsfräulein und unterbrachen die Eintönigkeit des Klosterlebens ganz beträchtlich.

Obgleich die Päpste in Rom sich während des 18. Jahrhunderts eines streng sittlichen Lebens beflissen, scheint dieses Beispiel die französische Geistlichkeit nicht wesentlich beeinflufst zu haben.

Vielen ihrer Glieder fehlte auch die vornehmste Priestertugend, die Duldsamkeit. — Wir müssen hier wiederholen, dafs die französische Geistlichkeit seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dauernd den Religionskrieg gegen die französischen Protestanten zu entfesseln suchte, obgleich deren Verhalten damals nicht den geringsten Anlafs zu solchen Gewaltmafsregeln bot.

Der Geistlichkeit gelang es im Jahre 1774 noch, König Ludwig XVI. zu bestimmen, dafs er in seinem Krönungseide die »Vertilgung der Ketzerei« beschwor.

Da der Fanatismus seit 1760 wenigstens in der öffentlichen Meinung nachgelassen hatte, und Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts, dank der Aufklärung durch die Philosophen, zur Toleranz neigte, blieb der Eid Ludwigs XVI. ohne praktische Folgen; 1787 erliefs der König sogar ein Toleranzedikt zu Gunsten der Protestanten.

Es wäre falsch, zu behaupten, dafs die ganze hohe Geistlichkeit Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert fanatisch gewesen sei. Man darf aber sagen, dafs, wenn sie in ihrer Gesamtheit die Krone zur Vertilgung der Ketzerei aufforderte, dadurch der religiöse Fanatis-

mus beständig wach erhalten und bei häufigen Gelegenheiten durch sie entfesselt wurde.

Was in Bezug auf die hohen Geistlichen als Grundherren (seigneurs) hier noch zu sagen wäre, wird, da die hohen Geistlichen in diesem Punkte die gleichen Rechte besafsen wie der weltliche Adel, bei Besprechung der weltlichen Grundherren erörtert werden.

Die Zahl des weltlichen Adels unter dem ancien régime ist auf 140000 Köpfe geschätzt worden. Ein Fünftel des französischen Grundbesitzes soll dem Adel gehört haben. — Aufser den bereits erwähnten Hofchargen und Pensionen erhielten allein Mitglieder des weltlichen Adels die Ministerialämter, von denen schon gesprochen, die hohen Diplomatenposten, die hohen Stellen in der Militärverwaltung, im Heere und in der inneren Verwaltung.

In der Diplomatie waren zahlreiche Gesandten- und Konsulatsstellen zu vergeben. Kein Bürgerlicher drang in diese Laufbahn ein, was Voltaire mehr als einmal schmerzlich erfahren sollte.

Die hohe Militärverwaltung des Landes bot vor allem 32 Gouverneurstellen. — Der Gouverneur verwaltete als höchster, militärischer Beamter des Königs eine Provinz, die an Ausdehnung dem Verwaltungsgebiet eines Intendanten, einer Generalität, entsprach.

Jeder Gouverneur wurde von einer Anzahl gleichfalls adeliger Offiziere (lieutenants généraux) unterstützt.

Zahlreiche Adlige fanden einträgliche Posten als Platzkommandanten.

In der Marine gehörten ihnen alle höheren Stellen. Die Würde eines Connétable, früher die erste im französischen Heere, war seit 1627 abgeschafft, die Machtvollkommenheiten des einstigen Connétable

auf mehrere Marschälle (maréchaux de France) verteilt worden. Ihre Zahl wechselte; im Jahre 1703 gab es ihrer 20, im Jahre 1780 — 14. Jeder von ihnen kommandierte ein Armeecorps. Ihre gleichfalls adligen Untergebenen waren die Feldmarschälle (maréchaux de camp) und eine Anzahl höherer Offiziere, die den Titel Lieutenants Généraux führten.

Obgleich die Maréchaux de Camp wie die Lieutenants Généraux nur in Kriegszeiten dienstliche Pflichten zu erfüllen hatten, verblieben ihnen ihre Titel und Gehälter doch auch im Frieden.

In betreff der hohen Verwaltungsposten ist zu sagen, dafs sie kein ausschliefsliches Privileg des weltlichen Adels waren. Die Aufsicht königlicher Schlösser wurde allerdings meist Herren vom Adel übertragen; die hohe Provinzialverwaltung lag jedoch in den Händen von Intendanten, die vorwiegend Bürgerliche waren. Von den Intendanten wird später noch eingehender gesprochen werden.

Aus dem Vorstehenden dürfte sich ergeben, dafs es dem französischen Adel nicht an Besitz, nicht an Macht, nicht an gesellschaftlichem Einflusse und Glanze mangelte.

Trotzdem ist es, wie schon gesagt, dem weltlichen Adel unter dem ancien régime nicht gelungen, sich, gleich der Geistlichkeit, den Charakter einer politischen Körperschaft und das Recht der Selbstbesteuerung zu erhalten.

Der Grund dieser Erscheinung war, dafs es am Ende des 17. Jahrhunderts dem Adel an einer festen Organisation, wie sie die Geistlichkeit besafs, mangelte.

Die Zerstörung der feudalen Organisation hatte unter Heinrich IV. begonnen, war von Richelieu fortgesetzt und unter Ludwig XIV. vollendet worden. —

Sie wurde dadurch herbeigeführt, dafs der Adel an den Hof gezogen ward.

Was den Adel als politischen Stand einst so stark gemacht, war der enge Zusammenhang mit seinen Vasallen gewesen.

In den Zeiten der Feudalität hatte selbst der kleine Adlige der Provinz die Funktionen eines Kriegsherren, eines obersten Verwaltungsbeamten und Gerichtsherren auf seinem Gebiete erfüllt.

Seit der weltliche Adel die Provinzen verlassen, wurde er dort durch geschulte, königliche Beamte in allen seinen früheren Befugnissen ersetzt.

Der Gouverneur, der Intendant, der Richter waren königlich. Wo ein Adeliger noch die Gerichtsbarkeit behalten, sprach er nicht mehr persönlich Recht, sondern liefs es in seiner Abwesenheit durch einen Bevollmächtigten thun.

Auf diese Art hatten seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts die Adeligen sich der Erfüllung ihrer Pflichten oder die Erfüllung ihrer Pflichten hatte sich den Adeligen entzogen.

Nachdem die feudale Organisation derart zersetzt war, geschah der letzte Schritt — die direkte Besteuerung des Adels — leicht. Seit 1695 wurde der Adel, wenn auch nicht zu der taille, so doch zu der capitation herangezogen. — Es geschah dieses allerdings in einer sehr viel milderen Form als beim Volke.

Die Stellen, Pensionen und gesellschaftlichen Auszeichnungen, welche der weltliche Adel unter dem ancien régime vom Hofe erhielt, waren sozusagen der Schadenersatz, den ihm die Krone für den gänzlichen Verlust seiner politischen Bedeutung und für die namhafte Beeinträchtigung seiner wirtschaftlichen Vorrechte gewährte.

Erfüllten die französischen Adeligen unter dem

ancien régime aber keine feudalen Pflichten mehr, so genossen sie als Grundherren doch noch bedeutende, feudale Rechte. — Dieselben konnten von dem geistlichen wie von dem weltlichen Adel ausgeübt werden, und deshalb soll die Rolle der geistlichen Grundherren hier mit der Rolle der weltlichen zusammen besprochen werden.

Der französische Adel herrschte fast überall nicht mehr über leibeigene, sondern über freie Bauern. — Obgleich diese bereits über ihre Person verfügen und den Besitz, den sie von ihren Grundherren käuflich erworben, ihr eigen nennen durften, waren sie doch noch nicht von allen Verpflichtungen gegen die Grundherren befreit.

Der adlige Grundherr, der weltliche wie der geistliche, erhob von vielen der bäuerlichen Güter einen Zins, auch Abgaben von jedem Kauf und Verkauf, den sein Bauer schloſs. — Ihm gehörte die Jagd- und die Fischgerechtsame auf dem bäuerlichen Besitz; in vielen Fällen konnte er von dem bäuerlichen Grundeigentümer die Leistung von Fronden verlangen. Es war auch üblich, daſs die Herren das Bannrecht ausübten und des Bauern Kundschaft für ihre Kornmühlen und Weinkeltern verlangten.

So bezogen die adligen Grundherren von den bäuerlichen Besitzern Frankreichs jährlich ein oft nicht unbeträchtliches Einkommen, ohne daſs sie, wie dieses unter der Feudalherrschaft der Fall gewesen war, dem Zinsenden dafür irgend einen Dienst geleistet, einen Schutz gewährt hätten.

* * *

Wir haben nun von dem französischen Bürgerstande zu sprechen. Seine Stellung unter dem ancien régime ist keine ganz einfache und läſst sich daher nicht mit einem Worte kennzeichnen.

Wir müssen in erster Linie die hohe Bourgeoisie von dem mittleren Bürgerstande unterscheiden.

Zu ersterer gehörten der Beamtenadel und die hohe Finanz.

Der Beamtenadel (noblesse de robe) hatte sich unter dem ancien régime folgendermafsen gebildet. Es waren, wie bereits erwähnt, vorwiegend Bürgerliche, welche sich damals der Verwaltungs- und Gerichtscarriere widmeten. Gewisse traditionelle Bürgertugenden, Ordnung, Fleifs, Sparsamkeit, schienen sie dafür besonders zu empfehlen.

Sie unterzogen sich gewissen juristischen Studien, erwarben gewisse juristische Grade und kauften dann ein Amt als Richter oder Advokat an einem hohen französischen Gerichtshof, Ämter, die man in Frankreich mit dem Namen »Magistratur« bezeichnete.

Diese Stellungen waren die Vorstufen zu den höheren Posten der französischen Magistratur und Verwaltung, den Präsidenten- und Intendantenposten.

Bürgerliche, welche Intendanten oder Präsidenten, Räte und Advokaten an hohen französischen Gerichtshöfen (Cours Souveraines) waren, genossen das Recht, den persönlichen Adel zu führen. — Nach zwanzigjähriger Amtsdauer wurde dieser Adel erblich.

Die durch ihr Amt geadelten Bürgerlichen genossen auch das wirtschaftliche Vorrecht der Adeligen unter dem ancien régime: sie zahlten nur die capitation und waren von der taille befreit.

In den französischen Parlamenten, den Oberrechnungskammern (Chambres des Comptes), den Obersteuer- und Obermünzhöfen (Chambres des Aides et des Monnaies) boten sich Hunderte solcher Stellen, die dem Inhaber den persönlichen Adel und die teilweise Steuerfreiheit sicherten.

Es lagen jedoch unter dem ancien régime nicht

nur die hohe Verwaltung und die Rechtsprechung des Landes vorwiegend in den Händen der Bürgerlichen; dieselben spielten als Mitglieder der Grofsen Kammer im Pariser Parlament bei Steuerbewilligungen an den König jene bedeutende, politische Rolle, die wir früher bereits eingehend geschildert haben. — So ist die hohe Bourgeoisie Frankreichs denn bereits unter dem ancien régime ein äufserst einflufsreicher Stand. Zu dieser hohen Bourgeoisie gehörten auch die Vertreter der neu heraufkommenden Finanz.

John Law, der Erfinder des Papiergeldes und des modernen Kreditwesens, hatte seit 1719 die Richtung angedeutet, in welcher die moderne Geldwirtschaft sich entwickeln mufste. Er hatte seine Zeitgenossen die geniale Spekulation gelehrt.

Man hat bei Gelegenheit unserer Erörterungen über die wirtschaftliche Organisation des ancien régime sehen können, wie verlockend z. B. die Pachtungen königlicher Einkünfte für kaufmännisch veranlagte Köpfe sein mufsten. Die wirren Steuerverhältnisse Frankreichs, die dauernde Notlage des königlichen Schatzes waren ein Boden, wie ihn Spekulanten, Bankiers, Finanzmänner jeder Art für ihr Gedeihen gar nicht besser wünschen konnten. — So erstanden unter dem ancien régime zahlreiche Vertreter der modernen Grofsmacht, des Geldes.

Obgleich ihre Stellung als Geldmänner ihnen kein Adelsprivilegium sicherte, gestatteten die Reichtümer, welche sie in Steuerpachtungen, in Spekulationen, in Bankgeschäften und durch die Unterstützung industrieller Unternehmungen gewannen, ihnen doch, mit dem Geburtsadel und dem Beamtenadel in Aufwand der Lebensführung durchaus gleichen Schritt zu halten.

Da aufserdem vom ersten Adeligen des Landes

bis zum letzten ein jeder in die Lage kommen konnte und häufig auch kam, der grofsen Finanzmänner und ihrer Hilfe zu bedürfen, so nahmen diese, obschon von Rechts wegen keiner bevorrechtigten Klasse angehörend, doch eine thatsächlich bevorrechtigte, oft souveräne Stellung ein.

Der Umstand, dafs die Finanzmänner als nichtadelige im 18. Jahrhundert keine Steuerfreiheit besafsen, konnte bei ihren grofsen Geldmitteln als kein ernstlicher Nachteil gelten, und dieses um so weniger, als die alten Formen der französischen Besteuerung diesen modernen Vermögen, die nicht in sichtbaren Liegenschaften, sondern in flüssigen Geldern, in leicht zu verbergenden Papieren bestanden, stets nur ganz ungenügend und oft gar nicht beikommen konnten.

Geradezu typische Vertreter der aufblühenden Finanz des 18. Jahrhunderts sind in Frankreich die vier Gebrüder Paris-Duverney, die sich von den Söhnen eines Gastwirts in der Auvergne zu der Stellung bedeutender Pariser Bankiers und Staatsbeamten aufgeschwungen hatten. Ihr Name wird uns in Voltaires Biographie begegnen.

Unterhalb der hohen Bourgeoisie, die sich teils von Rechts wegen, teils durch das Wirken günstiger, äufserer Umstände einer bevorrechtigten Stellung erfreute, breiteten sich die Schichten des mittleren Bürgerstandes aus. Man nannte ihn roture.

Aus diesem Teile des Bürgerstandes rekrutierten sich unter dem ancien régime die mittleren Beamten der französischen Verwaltung, des Heeres und bei Gericht. — Viele dieser Bürgerlichen gaben sich auch gelehrten Studien hin, die sie in den Universitäten zu hohen Ehren führen konnten.

Die mittleren Grade der geistlichen Laufbahn

waren gleichfalls mit vielen Bürgerlichen dieser Schichten besetzt.

Hauptwirkungskreise des mittleren französischen Bürgerstandes waren jedoch Handel und Industrie. — Hier ist besonders der französischen Protestanten zu gedenken, die ja durch Ausschlufs von allen Staatsämtern und allen liberalen Berufen zur Ausübung kaufmännischer und industrieller Gewerbe geradezu gezwungen waren.

Frankreich besafs damals bereits bedeutende Industrieen, wie Tuch-, Wollen-, Baumwollen- und Leinwandweberei, eine blühende Seiden- und Spitzenproduktion. — Seine Teppichwirkerei (Manufacture des Gobelins) war berühmt. — Porzellan, Spiegel und geschliffene Kristalle, Eisenarbeiten, Möbel und Papiere, sowie Luxus- und Modeartikel jeder Art hatten im französischen Inland wie im Auslande bereits wohlverdienten Ruf und grofsen Absatz.

Auf allen Gebieten herrschte das System der Hausindustrie vor. Doch bestanden auch schon eigentliche Fabriken mit gemeinsamen Arbeitssälen. Überall, in der Hausindustrie wie in den aufserhäuslichen Betrieben, wurde entweder ganz mit der Hand gearbeitet, oder die noch sehr primitiven Maschinen, die man benutzte, wurden bis zu dem Ende des 18. Jahrhunderts durch Menschenkraft getrieben und völlig mit der Hand bedient. — Alle Vervollkommnungen auf diesem Gebiete gingen am Ende des 18. Jahrhunderts von England aus.

Der mittlere französische Bürgerstand, der seine Intelligenz und seinen Unternehmungsgeist auf dem industriellen und kaufmännischen Gebiete zu bethätigen wünschte, fand dabei grofse Schwierigkeiten. Nichts anderes war seine Aufgabe, als eine moderne, d. h. vielfältige, in ihrem Gange ganz unberechenbare und

unübersehbare Produktion innerhalb der einmal überlieferten, streng abgegrenzten Linien mittelalterlicher Gewerbeordnungen zu entwickeln.

John Law, der in genialer Weise die wirtschaftlichen Bedürfnisse der modernen Welt erkannte, hatte um 1719 eine für die Entwickelung der französischen Industrie vielversprechende Mafsregel getroffen.

Er hatte eine grofse Anzahl lästiger Zollgrenzen im Innern Frankreichs, sowie die drückenden Hafen- und Marktzölle abgeschafft. Die freie Einfuhr von Kohlen, die freie Ein- und Ausfuhr gewisser, unentbehrlicher Rohstoffe war unter Law gestattet.

Die mittelalterliche Reglementierung der Industrie wurde jedoch auch unter Law nicht aufgehoben. Diese Reglementierung erstreckte sich bis auf die kleinsten Einzelheiten. Es gab Vorschriften, welche die Qualität des Stoffes, die Zahl der Wollen- oder der Seidenfäden in einer Elle desselben festsetzen; andere, welche das Zusammenarbeiten verschiedener Stoffe, wie Wolle und Baumwolle etc., ausdrücklich verboten.

Jeder Fabrikant mufste damals bereits seine Erzeugnisse mit einer besonderen Marke versehen. – Die Ware wurde dann einem Auschufs von Vertretern des betreffenden Gewerbes vorgelegt und, wenn vorschriftsmäfsig befunden, mit einem zweiten Stempel versehen. Doch durfte der Fabrikant sein Produkt erst dann in den Handel bringen, wenn eine staatliche Kommission ihm auch noch einen Staatsstempel aufgedrückt hatte.

Die Regierung gedachte auf diese Art das kaufende Publikum vor der Überschwemmung mit unreellen Erzeugnissen und vor Ausbeutung zu schützen. Sie sah in jeder Neuerung des Kaufmanns seinen Wunsch, den Käufer zu betrügen.

Aus diesem Grunde untersagte sie auch das Verbreiten gewerblicher Prospekte. Da Verbote dieser Art,

sowie die schwerfälligen Bestimmungen und vielfachen Formalitäten, deren wir soeben erwähnt, zu endlosen Streitigkeiten und Plackereien führten, suchten die Fabrikanten Mittel, die Vorschriften der Regierung zu umgehen.

Die Kauflust der sehr wohlhabenden höheren Klassen Frankreichs kam ihnen dabei zu Hilfe.

Da dieses reiche Publikum stets neue Erfindungen, einen fortwährenden Wechsel der Mode, die reichste Auswahl unter den Erzeugnissen der Industrie begehrte, so gelang es einer Anzahl Fabrikanten, die sich besonders in Paris, in Faubourg Saint-Antoine, niederliefsen, gewisse Freiheiten und Privilegien zu erhalten, die ihnen gestatteten, ganz neue Produktionsweisen anzuwenden, ganz neue Erzeugnisse herzustellen.

Die Industriellen griffen vielfach auch, um ihre Waren auf den Markt bringen zu können, zu dem Mittel der Beamtenbestechung. Und es versagte nicht.

Der kleine Bürgerstand, dessen Besprechung sich hier ganz natürlich ausschliefst, befand sich während des 18. Jahrhunderts in auskömmlichen Verhältnissen.

Das Handwerk war von dem industriellen Grofsbetrieb noch nicht stark beeinträchtigt, es nährte seinen Mann. — Obgleich nicht steuerfrei, wurde der Handwerksmeister und kleine Ladenbesitzer doch von den Abgaben nicht erdrückt. Er zahlte häufig nur die capitation und nicht die taille.

In vielen Fällen war er Hausbesitzer, und im Geschäfte stand die Frau ihm zur Seite. Das Familienleben wird als ein gesundes und die Kinder als sorgsam gepflegt bezeichnet.

Echtes Silberzeug und eine wohleingerichtete Küche mit blitzenden Kupfergefäfsen sollen in den

Häusern der Handwerksmeister unter dem ancien régime nichts Seltenes gewesen sein.

Wie hoch sich das bewegliche Vermögen des ganzen dritten Standes unter dem ancien régime belief, dürfte schwer festzustellen sein. — Zum Teil legte er seine Gelder in Grundeigentum an. So kauften reiche Notarsfamilien, Parlamentsräte, Steuerpächter, grofse und kleine Fabrikanten sich Landhäuser und Liegenschaften, und man hat geschätzt, dafs der dritte Stand damals etwa ein Fünftel des französischen Bodens besafs.

* * *

Es bleibt uns noch, die Lage der unteren Klassen, der Stadt- und der Landarbeiter Frankreichs, unter dem ancien régime zu schildern.

Da wir uns soeben mit dem Bürgerstande beschäftigt haben, der hauptsächlich in den Städten lebte, sollen die Existenzbedingungen des städtischen Arbeiters hier in erster Linie besprochen werden.

Das 18. Jahrhundert kannte bereits ein städtisches Proletariat. Es war dieses die natürliche Folge der steigenden Entwickelung der französischen Industrie.

In allen gröfseren Städten Frankreichs nahmen die Arbeitsgelegenheiten in dem Mafse zu, wie Industrieen dort entstanden. — Dieses wurde wiederum der Anlafs zur Bildung von Arbeitervierteln.

In Paris entwickelte sich auf diese Art besonders das Faubourg Saint-Antoine im Osten der Stadt.

Die städtischen Industriearbeiter wohnten meist in Mietshäusern. Selten nur war ein Arbeiter auch Hausbesitzer. — Die gewöhnliche Arbeiterfamilie nannte wenig ihr eigen. Strohsack, Tisch, Stuhl, etwas Kochgeschirr und eine Lampe, so wird uns ihr Haushalt geschildert. Er mochte bei den Ärmsten

einen Wert von 20—30 Livres haben; bei den Wohlhabenderen stieg dieser Wert bis auf 100 Livres.

Vor 6 Uhr morgens waren die Pariser Werkstätten meist geöffnet, und man schlofs sie mit Sonnenuntergang.

Es wurden damals vorwiegend Männer in der französischen Industrie beschäftigt; sie verdienten täglich etwa 26 Sols (1 fr. 30), eine Summe, die heute den dreifachen Wert haben würde.

Die wenigen Frauen, welche Industriearbeiterinnen aufser dem Hause waren, verdienten 15 Sols (0 fr. 75) täglich.

Hatte der französische Industriearbeiter keine grofse Familie, so soll es ihm möglich gewesen sein, nicht nur mit seinem Verdienste auszukommen, sondern noch zu sparen. — Die Nahrung des Arbeiterstandes war nicht schlecht, sie bestand aus Brot, Hülsenfrüchten und Wein, seltener Fleisch. — Das Brot war das allgemeinste und wichtigste Nahrungsmittel; in gewöhnlichen Zeiten kostete das Pfund 1 Sol (5 Centimes) oder einen und einen halben Sol. — Stieg der Brotpreis bei Teuerungen auf 5, 6 und 8 Sols pro Pfund, so brachen unter der arbeitenden Bevölkerung Empörungen aus.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts begannen die Industriearbeiter auch auf ihre Kleidung zu halten. Wennschon die meisten in Kniehosen, Blusen, Holzschuhen und Leinwand- oder Filzmützen gingen, so trugen andere sich doch wie Kleinbürger, in Wams, Schuhen und Hut. — Selbst die Perrücke blieb ihnen nicht fremd, und manche Arbeiter liefsen sich sogar rasieren.

Die Arbeiterinnen sollen sich damals bereits durch ihre Zierlichkeit und Koketterie ausgezeichnet haben.

Die städtische Arbeiterbevölkerung besafs ihre

eigene Organisation in den Gesellenschaften (Compagnonnages). Diese waren bereits im Mittelalter aus den Gesellen eines Gewerbes gebildet und der Zunftordnung eingegliedert worden.

Durch den Eintritt zahlreicher Arbeiter, welche nicht hoffen konnten Meister zu werden, nahmen die Gesellenschaften einen ungeahnten Aufschwung, wuchsen über den Rahmen der Zunftorganisation heraus und entzogen sich der Bevormundung durch die Zunftmeister.

Diese Gesellenschaften hatten ihre Mittelpunkte in bestimmten Schenken, und dort wurde in oft stürmischen Sitzungen über die Löhne und die Arbeitszeiten verhandelt, wurden Arbeitsausstände beschlossen und Werkstätten oder Fabriken, mit denen die Arbeiter unzufrieden waren, boykottiert.

Die französische Regierung sah dieses dichte Zusammenwohnen der Industriearbeiter nicht ohne Besorgnis, und mehrmals hat sie während des 18. Jahrhunderts versucht, das ungemein starke Anwachsen besonders des Faubourg Saint-Antoine zu beschränken. — Eine der eigentümlichsten Mafsregeln in dieser Hinsicht war der Versuch, die Produktion und damit die Arbeiterzahl bestimmter Fabriken dadurch zu beschränken, dafs ihnen der Verbrauch nur eines festbemessenen Quantums von Brennmaterial gestattet wurde.

Die Regierung glaubte an dem Anwachsen der städtischen Industriebevölkerung um so weniger Interesse zu haben, als diese unteren Volksklassen durchaus nicht, gleich der arbeitenden Landbevölkerung, feste und sichere Steuerzahler waren.

Die städtische Arbeiterbevölkerung war für gewöhnlich nur der capitation unterworfen.

Wollte oder konnte der Industriearbeiter die

Steuer nicht bezahlen, so war es der Regierung schwer, die Aufsenstände von dem Widerwilligen oder Zahlungsunfähigen einzutreiben.

Es war dies deshalb schwierig, weil der Arbeiter wenig besafs, daher leicht seine Wohnung wechseln und auf einige Zeit verschwinden konnte. Auch schritt die Regierung in den volksreichen Arbeiterquartieren ungern zur Anwendung von Zwangsmafsregeln.

Aufserdem waren in manchen Städten die Arbeiter selbst von der Zahlung der capitation befreit.

Diese thatsächliche Steuerfreiheit oder doch die gröfsere Schonung, mit welcher die Steuern in den Städten erhoben wurden, war ein weiterer Grund für das Anwachsen sowohl des städtischen Proletariats wie der städtischen Bevölkerung im allgemeinen.

Ländliche Besitzer, die sich ein Vermögen erworben, Bauern, die verarmt, alle zogen sie gerne nach den Städten, weil sie sich dort durch das Beieinandersitzen grofser, bürgerlicher Massen, die auch unter dem ancien régime Selbstverwaltung übten, besser gegen die Härte und den Druck der königlichen Steuerbeamten geschützt wufsten, als wie in ihrer Vereinzelung auf dem platten Lande.

So war denn unter dem ancien régime die Lage des städtischen Arbeiters im grofsen ganzen keine schlechte. Am meisten drückte ihn unter den staatlichen Leistungen der Kriegsdienst. Hierüber wird weiter unten ein Wort gesagt werden.

* * *

An letzter Stelle mufs uns nun noch die französische Landbevölkerung unter dem ancien régime beschäftigen. Bei dieser Gelegenheit soll auch auf den

niederen Klerus eingegangen werden. Da dieser seine Hauptrolle in den Landgemeinden spielte, hat es am passendsten geschienen, von dem Pfarrer gleich in den Beziehungen zu seinen Beichtkindern zu sprechen.

Die französische Landbevölkerung beschäftigte sich vorwiegend mit Ackerbau. Der Zustand der französischen Landwirtschaft blieb im ganzen 18. Jahrhundert auf sehr niedriger Stufe. Während man sich in England bereits einer äufserst rationellen Feldbestellung befleifsigte und den Acker durch ausgiebige Düngung und durch wohlberechnete Fruchtfolge in stand setzte, jährlich Ernten zu tragen, während man die landwirtschaftlichen Bestellwerkzeuge dort auf alle Art vervollkommnete, galt in Frankreich noch das alte System, den Acker jedes dritte Jahr brach liegen zu lassen; die Düngung wurde vernachlässigt, die Werkzeuge waren schwerfällig und veraltet.

Man mufs in der französischen Landbevölkerung des ancien régime mehrere Schichten unterscheiden.

Obenan standen die freien, bäuerlichen Besitzer, denen damals, sagt man, bereits ein Fünftel des französischen Grundeigentums gehörte. Wir haben gesehen, dafs sie trotzdem durch Abgaben und Leistungen verschiedener Art noch an ihre Grundherren gebunden waren.

Nach ihnen sind die ländlichen Pächter zu nennen. — Man unterscheidet dabei die eigentlichen Pächter (fermiers) von den Halbpächtern (métayers). Erstere wirtschafteten auf dem, einem adligen oder bürgerlichen Herren abgepachteten Gut mit völlig eigenem Betriebskapital. — Letzteren wurden Vieh, Saatgetreide, landwirtschaftliche Geräte und Betriebskapital von ihrem Grundbesitzer geliefert. — In schlechten Jahren sank der Pächter leicht zum Halbpächter herab.

Endlich ist noch des ländlichen Arbeiters zu erwähnen. Er war in den weitaus meisten Provinzen nicht mehr leibeigen, jedoch besafs er keinen Grundbesitz, sondern arbeitete bei den adligen, bürgerlichen oder bäuerlichen Besitzern um Tagelohn.

Wirtschaftlich waren diese vier Kategorieen der ländlichen Bevölkerung sehr verschieden gestellt. Obgleich, wie soeben erwähnt, der bäuerliche Besitzer in bestimmten Fällen dem Grundherren, in dessen Gebiet sein Gütchen lag, gewisse Abgaben zu entrichten hatte, arbeitete er trotzdem für eigene Rechnung. Er lief allerdings die Gefahr einer schlechten Ernte, doch er teilte auch mit niemand den Gewinn einer guten.

Dem Halbpächter hingegen dürfte seine Jahresarbeit wohl nur den Gewinn seines Unterhaltes abgeworfen haben.

Das Gleiche galt wohl auch von dem ländlichen Tagelöhner; doch wurde seine Lage dadurch noch verschlimmert, dafs Wetterunbill oder schlechte Ernten ihm seine Arbeit und damit seine Existenzmittel entziehen konnten.

Die eben geschilderte französische Landbevölkerung bildete unter dem ancien régime die zahlreichste und am stärksten belastete Steuerklasse. — Der ländliche Besitz lag offen vor aller Augen; sein Ertrag war nicht leicht zu verheimlichen, das jährliche Einkommen eines jeden Landbebauers war bekannt. Vor allem aber war das Steuerwesen des ancien régime ursprünglich auf die Besitz- und Einkommensverhältnisse dieser ländlichen Klassen zugeschnitten, und es bestand für diese Klassen keine Möglichkeit, sich durch den beweglichen Charakter ihres Besitzes oder durch massenhaftes Zusammenwohnen in festen, städtischen

Gemeinwesen dem fortwährend gesteigerten Druck der Steuerschraube zu entziehen.

Es wurde bereits erwähnt, dafs die ländlichen Besitzer und Arbeiter nach Mafsgabe ihres Grundbesitzes oder ihres Einkommens zu den direkten Steuern der taille und zu der capitation herangezogen wurden. Natürlich zahlten sie die indirekten Steuern auf Konsumtionsartikel gleichfalls mit. — Der Kirchensteuer, die auf ihnen lastete, wird gleich erwähnt werden. — Auf diese Art sollen die Steuern unter dem ancien régime 80 Prozent des jährlichen bäuerlichen Einkommens verschlungen haben.

Die Lebensführung, welche die übrigbleibenden 20 Prozent gestatteten, konnte keine auskömmliche sein. — Als seit dem Jahre 1760 sich die französische Regierung um die Hebung des Ackerbaus zu kümmern begann, erkannte sie sehr wohl, dafs allein durch die hohen Steuern die gedeihliche Entwickelung des Ackerbaues gehemmt werde. Sie erklärte daher, dafs alle seit 1760 neu in Anbau genommenen Länderstrecken auf 15 Jahre von der Grundsteuer befreit sein sollten. Zufolge dieser Mafsregel kamen binnen drei Jahren 400 000 Morgen wieder unter den Pflug.

Wie schon gesagt, war nicht nur die Besteuerung des Landvolkes an und für sich drückend, sondern die Eintreibung der Steuern auch sehr hart. Jede Landgemeinde wurde von einem selbstgewählten Amtmann unter Beistand des Gemeinderates verwaltet. Der Intendant war der direkte Vorgesetzte des Amtmanns und die entscheidende Behörde in allen strittigen Fällen der Gemeindeverwaltung.

Es war feststehender Gebrauch, dafs nicht der Amtmann die Steuern auf den einzelnen verteilte, sondern dafs ein anderes, hierzu eigens gewähltes Gemeindemitglied die Einschätzung der Steuerpflichtigen

vornahm und auch die Erhebung der Steuern besorgte.

Dieser Steuerumleger und Steuereinnehmer (collecteur) wurde auf zwei Jahre gewählt. Er verwaltete sein Amt für gewöhnlich mit dem gröfsesten Widerwillen. Es war nicht leicht, von der oft in bedrängten Verhältnissen lebenden Landbevölkerung die Abgaben einzufordern. — Der Kollekteur begegnete teils offenem, teils verstecktem Widerstande; er mufste dieselben Forderungen mehrfach ohne Erfolg wiederholen, die gleichen Wege mehrmals vergeblich machen. Bei diesem Hin und Her verlor er, der doch auch nur ein Bauer war und seine Arbeitskraft zur Gewinnung seines Unterhalts verwerten mufste, den gröfsten Teil seiner Zeit. — Die Entschädigung, welche die Regierung den Kollekteuren für die Verwaltung ihres mühsamen und undankbaren Amtes zahlte, war eine ungenügende. Trotzdem hatte kein Gemeindemitglied das Recht, das Amt des Steuereinnehmers abzulehnen.

Der Wunsch der Landbevölkerung, dieser lästigen, sie oft ruinierenden Verpflichtung zu entgehen, trug gleichfalls viel zu ihrer Übersiedelung in die Städte bei.

Konnten die Bauern ihre Steuern nicht zahlen, so kamen die härtesten Mafsregeln, Pfändung und Austreibung, gegen sie zur Anwendung.

Aufser dem Steuerumleger sah der Bauer seinen besonderen Feind in dem Steuercommis. — Dieser erhob als Beamter der grofsen Steuerpachtgesellschaften von den kleinen Produzenten die indirekten Steuern auf Konsumtionsartikel.

Der Bauer, welcher z. B. Wein kelterte und Bier braute, hatte daher den Besuch der Steuercommis der F e r m e g é n é r a l e zu gewärtigen. — Da diese wufsten, dafs der Bauer ihnen niemals gutwillig seine ganzen

Erträge und Vorräte zeigen würde, liefsen sie es sich angelegen sein, den ganzen Bauernhof vom Giebel bis zum Keller zu durchstöbern. Man nannte die Steuercommis daher auch Kellerratten (rats de cave). Bei diesem Interessenkampf zwischen ungebildeten Klassen kam es natürlich häufig zu rohen und empörenden Scenen, die allen Beteiligten, aber hauptsächlich dem Bauern, das Leben verbitterten; denn er zog der Regierungsgewalt gegenüber unfehlbar den Kürzeren und mufste auf alle Fälle zahlen.

Zu den staatlichen Leistungen, die ausschliefslich der bäuerlichen Bevölkerung oblagen, gehörte auch der Frondienst beim öffentlichen Wegebau. — Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts wurden grofse Fahrstrafsen in allen Teilen Frankreichs angelegt. Es war dieses ein grofser Kulturfortschritt, denn gewisse Gegenden, wie das Hochplateau der Auvergne, waren bis dahin von der wirtschaftlichen und geistigen Bewegung Frankreichs fast unberührt geblieben. Am Ende des 18. Jahrhunderts besafs Frankreich in allen Generalitäten breite, ebene und gut unterhaltene Verkehrsstrafsen, auf denen der Verkehr jedoch gering gewesen sein soll.

Die Frondienste wurden den französischen Bauern gar nicht oder unverhältnismäfsig gering bezahlt.

Wir haben bereits erwähnt, dafs der städtische Arbeiter zum königlichen Heerdienste herangezogen wurde. — Das Gleiche galt unter dem ancien régime von der männlichen Landbevölkerung.

Frankreich besafs damals ein stehendes Heer, das seine dienende Mannschaft aus dem Volk bezog. Für die unverheirateten Männer des Volks war der Militärdienst im Prinzip bis zum 40. Jahre obligatorisch. — Einen Ersatzmann zu stellen, war ihnen untersagt, ein Verbot, das höchstens die Söhne der wohlhabenderen

ländlichen Besitzer treffen konnte. Die anderen, auf welche bei den Rekrutenaushebungen das Los fiel, waren viel zu arm, um einen Ersatzmann zu kaufen.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden bei der steigenden Notlage der ländlichen Bevölkerung die regulären Eheschliefsungen immer seltener; demnach nahm auch die Zahl der Männer ab, die als verheiratete vom Militärdienste befreit waren.

Die gemeinen Soldaten hatten im Heere geringe Aussicht auf ein Vorwärtskommen. — Die unteren Chargen allein waren ihnen zugänglich; die mittleren Offiziersgrade lagen bereits in den Händen der Bürgerlichen. — Die hohen militärischen Ämter gehörten ausschliefslich dem Adel.

Der König bezahlte Offiziere und Soldaten für ihre Heeres- und Kriegsdienste. Von den 90 Millionen etwa, welche für die jährliche Besoldung des Heeres ausgesetzt waren, entfielen 46 auf die verhältnismäfsig wenig zahlreichen, hohen und mittleren Chargen, 44 Millionen auf das Gros der Soldaten.

Das Leben im Heere war für den Soldaten hart. — Kam er aus armen Provinzen, so wurde er in der Armee allerdings besser ernährt, als dies zu Hause der Fall gewesen war. Die Heereszucht war aber barbarisch und Stockschläge noch ein gewöhnliches Züchtigungsmittel.

Die Lasten, welche unter dem ancien régime auf den Schultern der ländlichen Bevölkerung Frankreichs lagen, und die veralteten Feldbaumethoden, welche der französische Bauer damals noch befolgte, erklären hinreichend die oft sehr bedrängte wirtschaftliche Lage dieser Volksschichten.

Sie wurde in Zeiten der Mifsernte und Teuerung eine geradezu verzweifelte.

Schon in gewöhnlichen Zeiten geschah es, dafs

ganze Provinzen sich nur von Hafer- oder Gerstenbrot nährten, von Kastanien, a sogar von Gras und Kraut. — Fleisch kam nicht auf den Tisch des gröſsten Teils der ländlichen Bevölkerung. Nur Reiche konnten sich gestatten, ein Schwein zu mästen.

In Provinzen, die Wein kelterten und Cider preſsten, wurde von den Einheimischen trotzdem nur Wasser getrunken; auch die Milch war im Haushalte der Bauern ein Luxus.

Die durch Arbeit und Entbehrungen entkräfteten Bauern waren natürlich nicht im stande, den Seuchen zu trotzen, die das Land zeitweise verheerten. Der achte Teil der Bevölkerung soll unter dem ancien régime von Pockenepidemieen fortgerafft worden sein. — Der Hungertyphus hielt gleichfalls grausige Ernten.

Die wirtschaftliche und die körperliche Schwächung des französischen Bauernstandes zog eine moralische Ermattung nach sich. — Der Marquis d'Argenson, von 1744—1747 Minister des Auswärtigen, sagt darüber: »Die ländliche Bevölkerung ist einem Trupp Sklaven zu vergleichen; es sind Zugtiere, die, ins Joch gespannt, dahin gehen, wo man sie treibt, die keine andere Sorge, keinen anderen Wunsch mehr kennen, als daſs sie satt zu essen haben.«

Hin und wieder hat das verzweifelte Landvolk, um seiner Not ein Ende zu machen, zu den Waffen gegriffen. Diese Aufstände wurden mit Gewalt von der Regierung niedergeschlagen.

Häufig nahmen die verarmten Bauern ihre Zuflucht zu den Städten, wo sie Industriearbeiter werden konnten, oder sie suchten ihren Lebensunterhalt als Wilddiebe, Verbrecher und Bettler. Am Ende des 17. Jahrhunderts soll ein Zehntel der französischen Bevölkerung gebettelt haben.

Der Stand der Bettler war ein amtlich anerkannter;

wer nachwies, dafs er von allen Subsistenzmitteln entblöfst war, konnte dieses Gewerbe ergreifen und war dann steuerfrei.

In Notjahren wimmelte es in bestimmten Provinzen des Landes von Bettlern, deren Unterbringung im Winter den Intendanten grofse Mühe machte. — Zu den Amtspflichten der Intendanten gehörte ja auch die öffentliche Armenpflege, die früher von den adeligen Grundbesitzern ausgeübt worden war. — Da die Landgemeinden mit Asylen und Krankenhäusern sehr schlecht versorgt waren und ihrer Armut wegen sich ungerne zur Unterhaltung der Bettler und zur Pflege der Kranken herbeiliefsen, nahmen die Intendanten häufig die Mitwirkung der Klöster und milden Stiftungen in Anspruch, um die grofse Zahl der Arbeits- und Mittellosen besonders im Winter zu beherbergen und zu speisen.

Die Intendanten brachten diese Bettler auch häufig in den Städten unter, die doch stets wenigstens einige Asyle und Krankenhäuser besafsen. — Die meisten Armen, Kranken und besonders die meisten Findlinge wurden jedoch nach Paris geschickt, weil dort die Mittel und die Anstalten für öffentliche Armenpflege am bedeutendsten und zahlreichsten waren.

Die sanitären Zustände dieser Asyle waren äufserst unbefriedigend und die Behandlung der Bettler und Kranken, selbst in Paris, eine oft barbarische.

Auf dem platten Lande waren Dorfbarbier und Hebamme die Heilkünstler. Beide werden als unwissend geschildert. Trotzdem die Regierung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts versuchte, in den Provinzialhauptstädten Hebammen für die Erfüllung ihres Amtes richtig vorbilden zu lassen, und bekannt gab, dafs die Männer der Hebammen vom Kriegsdienste befreit sein würden, fand die Regierung wenig Ent-

gegenkommen bei der weiblichen Bevölkerung. Die Frauen waren als Arbeitskräfte, Hausfrauen und Mütter in ihrem eigenen Heim unersetzlich. Obgleich die Lehrzeit für die Hebammen auf nur zwei Monate festgesetzt war, konnten die Frauen ihren Hausstand in den meisten Fällen nicht auf so lange verlassen.

* * *

Unter dem ancien régime lebte in jeder Landgemeinde ein katholischer Pfarrer, welcher zu der niederen Geistlichkeit gehörte.

Ehe wir von der Rolle des Pfarrers in der Gemeinde sprechen, sei hier noch ein Wort über die niedere Geistlichkeit im allgemeinen verstattet.

Zu ihr gehörten, aufser den Pfarrern, die Mitglieder der nichtadeligen Stifte. In Frankreich soll sich unter dem ancien régime auf die Entfernung von je sechs bis sieben Meilen ein Kloster befunden haben, und die Klosterbevölkerung betrug etwa 23000 Männer und 27000 Frauen. 15000 Mitglieder dieser geistlichen Orden lebten von milden Gaben, viele durchstreiften als Bettelmönche das Land.

Es soll unter dem ancien régime 60000 Pfarrer gegeben haben, von denen jedoch viele in den Städten lebten.

Von bürgerlicher oder bäuerlicher Herkunft, konnte der Pfarrer als Nichtadeliger nur ausnahmsweise einen höheren Posten in der geistlichen Hierarchie erhalten. — Nur drei oder vier der mindest einträglichen Bischofssitze wurden auch unter dem ancien régime an Bürgerliche vergeben.

Auch Anteil an den reichen Pfründen hatte der Landpfarrer nicht. Er nahm allerdings als Mitglied der Geistlichkeit an den regelmäfsigen, bereits ausführlich besprochenen Versammlungen des französi-

schen Klerus teil. — Dieses Recht legte ihm jedoch die Pflicht auf, nach Maſsgabe seines Einkommens zu dem don gratuit beizutragen.

Sein geistlicher Vorgesetzter war der Bischof, in dessen Diöcese die Pfarrei lag. Obgleich der Pfarrer nicht immer von dem Bischof ernannt wurde, hatte dieser dennoch in allen geistlichen Dingen und in allen Disciplinarangelegenheiten Gewalt über ihn.

In gewissen Zeiträumen pflegten die Bischöfe Inspektionsreisen in ihre Diöcesen zu unternehmen; alsdann durften auch die Pfarrkinder Beschwerden bei ihnen vorbringen. Der Pfarrer wurde teils von den Bischöfen, teils von den Pfründnern, bald von den adeligen Patronatsherren, bald von den Klöstern und Stiften ernannt, in deren Bezirk die Pfarrei lag.

Wer Pfarrer werden wollte, muſste einen bestimmten, theologischen Studiengang durchlaufen, gewisse Weihen erhalten haben und zuerst Vikar gewesen sein. — Als Pfarrer war er dann seinerseits Vorgesetzter von Vikaren.

Sein Gehalt empfing der Landpfarrer von derselben Person oder Gemeinschaft, die ihn ernannte. Glänzend war sein Los nicht; die ärmsten Landpfarrer bezogen 300 Livres, die reichsten 1800 Livres im Jahre. Im Durchschnitt mochten sie 700 Livres jährlich beziehen.

Doch wurde ihnen diese Summe nicht als festes Gehalt völlig in bar gezahlt. Der Ertrag der Kirchensteuer (dîme), die vorwiegend in Naturalien bestand, war dabei mit einbegriffen.

Die Milde oder die Härte, mit welchen der Pfarrer seinen Kirchenzehnten in der Gemeinde erhob, bestimmte seine Stellung zu der bäuerlichen Bevölkerung. Die einen, selbst darbend, entrissen den darbenden Bauern noch ihr Letztes, oder, selbst besser gestellt,

hielten sie dennoch auf strenge Erfüllung dessen, was der Bauer ihnen kontraktlich schuldete.

Andere jedoch haben im 18. Jahrhundert die Leiden und Entbehrungen ihrer Beichtkinder geteilt. Sie haben in ihrem Leben deren Liebe und Verehrung genossen, und viele von ihnen sind mittellos in den Hospitälern der nächsten Städte gestorben. — Noch andere, wie Jean Meslier, ein Pfarrer in den Ardennen, sind überzeugte Kommunisten gewesen und haben, da sie das Elend um sich her nicht länger glaubten ansehen zu können, sich Hungers sterben lassen. — Wir werden Jean Meslier im Leben Voltaires noch begegnen.

Der Landpfarrer erfüllte mannigfache Ämter in der Gemeinde.

In erster Linie war er Geistlicher, verkündete das Wort Gottes, las die Messe, verwaltete die Sakramente und legte in den Kirchenbüchern den Civilstand seiner Pfarrkinder fest. — In wohlhabenden Gemeinden zog der Pfarrer aus solchen Amtshandlungen beträchtlichen Nebenverdienst (casuel).

Der Pfarrer hatte auch die Pflicht, diejenigen öffentlich zu nennen, welche nicht einmal zu Ostern das Abendmahl nahmen.

Bei der Verwaltung des Kirchengeldes wurde der Pfarrer von Kirchenältesten (marguillers) unterstützt. Auf diesem Gebiete begegnete der Pfarrer oft grofsen Schwierigkeiten, wenn es sich um Wiederherstellung oder Neubau der Kirche und des Pfarrhauses handelte. — Da nicht in allen Fällen klar festgestellt war, wer diese Lasten zu tragen hatte, schoben die Gemeinden sie den Patronatsherren oder geistlichen Stiften zu, und diese wiederum den Gemeinden.

Der Pfarrer erfüllte jedoch nicht nur geistliche Obliegenheiten.

Ihm fielen auch Funktionen weltlicherer Art zu. So war es Sitte, daſs er nach Beendigung der Messe in einer prône genannten Rede der Gemeinde königliche Ordonnanzen, kriegerische oder friedliche Zeitereignisse, die Nachricht vom Tode der Regenten, gewonnener oder verlorener Schlachten mitteilte.

Er durfte in seinem prône auch die Gemeindemitglieder zur Zeugenschaft bei Kriminaluntersuchungen auffordern.

Seit der französische Adel nicht mehr auf seinen Gütern lebte, war der Pfarrer oft der einzige gebildete Mann in der Landgemeinde. Er hatte in seiner Eigenschaft als Geistlicher das Recht, an den Gemeindesitzungen, welche unter Leitung des Amtmanns stattfanden, teilzunehmen. — Besaſs der katholische Geistliche das Vertrauen der Bauern, so dürfte seine Anwesenheit im Gemeinderate öfters vorteilhaft auf die Führung der Geschäfte eingewirkt haben.

Turgot, welcher vor seiner Ernennung zum Finanzminister Intendant im Limousin gewesen war, soll die katholischen Landpfarrer in Verwaltungssachen geradezu als seine Gewährsmänner betrachtet haben.

Eine letzte, wichtige Rolle spielte der katholische Landpfarrer unter dem ancien régime bei der Wahl des Dorfschulmeisters.

Das Volksschulwesen war unter dem ancien régime durch mehrere königliche Bestimmungen geregelt.

Seit dem Jahre 1698 hatte eine Ordonnanz Ludwigs XIV. den Elementarunterricht für alle französischen Kinder, von einem bestimmten Alter an, für obligatorisch erklärt.

Grund dieser Ordonnanz war der Wunsch gewesen, die protestantischen Kinder zum Besuch der katholischen Schulen zu zwingen; die protestantischen

Schulen waren ja seit der Aufhebung des Edikts von Nantes gesetzlich nicht mehr gestattet.

Die Ordonnanz Ludwigs XIV. trat jedoch nie in Kraft. Die französischen Schulen waren nicht zahlreich genug, die Landbevölkerung nicht genügend wohlhabend, nicht genügend aufgeklärt, die Kontrolle über den Schulbesuch zu wenig wirksam, als dafs die neue königliche Bestimmung hätte durchgeführt werden können.

In demselben Sinne, wie Ludwig XIV., erliefs 1724 Ludwig XV. eine Ordonnanz bezüglich des obligatorischen Schulbesuchs.

Demnach haben sich die französischen Könige allerdings um das Elementarschulwesen ihres Landes gekümmert, jedoch in einem Geiste, der als ein wenig aufgeklärter bezeichnet werden mufs.

Von ihren sechs Ministern verwaltete keiner ein eigentliches Departement des öffentlichen Unterrichts.

Die Sorge für das Elementarschulwesen lag damals zum Teil auf den Provinzialverwaltungen und dem Intendanten, zum Teil befand sie sich in den Händen der katholischen Geistlichkeit.

In jedem Falle und welches Ursprungs diese Schulen auch sein mochten, das Recht, die Dorfschullehrer zu ernennen, stand stets dem Intendanten zu. Der Bischof jeder Diöcese verlangte jedoch als sein Recht, die Dorfschullehrer auf ihre Rechtgläubigkeit hin zu prüfen, sie zu bestätigen und sie eintretendenfalls auch abzusetzen.

Die katholische Geistlichkeit hatte übrigens auch bei der Besetzung der Elementarschulstellen mehr Einflufs als der Intendant; denn es war der Dorfpfarrer und nicht der Intendant, welcher in erster Linie die Gesuche der Bewerber entgegennahm, und sie dann

nach eigenem Ermessen dem Intendanten zur Ernennung vorschlug.

Allerdings war der Pfarrer bei der Schulmeisterwahl wiederum an die Zustimmung der Gemeindeväter gebunden.

Da die Gemeinden ihren Dorfschullehrer besoldeten, verlangten sie auch als die ersten bei der Wahl desselben befragt zu werden. Ehe der Rektor sich dem Intendanten zur Ernennung und dem Bischof zur Glaubensprüfung und Bestätigung vorstellte, mufste er unter der Ägide des Pfarrers sich den Gemeindevätern präsentiert haben.

Diese waren nicht fähig, seine Kenntnisse zu beurteilen, sie verstanden aber seine mehr oder weniger grofse Singkunst abzuschätzen. Da der Schulmeister auf dem Dorfe auch zugleich Küster und Vorsänger war, bestand seine Probe in einem Gesang, den er vor den Gemeindevätern am Kirchenpulte ausführen mufste.

Gewann sein voller Bafs, sein schöner Tenor ihm den Beifall der Gemeinde, so stand seine Sache bereits gut. Der Pfarrer liefs ein kleines Examen in den elementaren Wissenschaften des Lesens, Rechnens und Schreibens folgen, und wenn der Kandidat sich dabei leidlich hielt, wenn er gar seine Rechtgläubigkeit an den Tag legte, so dürften der Intendant und auch der Bischof keine besonderen Schwierigkeiten mehr bei der Ernennung und Bestätigung gemacht haben.

Der Dorfschulmeister sollte im Prinzip nur die Knaben der Gemeinde unterrichten. Nicht dafs es Absicht gewesen wäre, die Mädchen vom Elementarunterrichte auszuschliefsen. — Im Gegenteil; es bestand sogar die Bestimmung, dafs jede Gemeinde aufser ihrer Knabenschule noch eine Anstalt für die Mädchen

gründen und dort eine Lehrerin mit dem jährlichen Gehalt von 100 Livres anstellen solle.

Wir haben aber bereits gesehen, dafs die Landgemeinden unter dem ancien régime häufig sehr arm waren. — Deshalb wurden die Dorfkinder der beiden Geschlechter für gewöhnlich in derselben Schule vereinigt und von dem einzigen Lehrer gemeinsam unterrichtet.

Die Bischöfe verboten allerdings diese gemischten Schulen; doch blieben diese, wahrscheinlich auf sittlichen Bedenken beruhenden Verbote wirkungslos.

Der Dorfschulmeister erhielt jährlich 150 Livres und freie Wohnung in der Gemeinde. Er lehrte in dem Schullokale sämtliche Kinder das Lesen, und zwar in einem lateinischen Buche. Für die Unterweisung im Schreiben und Rechnen wurde besonders gezahlt. Als Gipfel der Gelehrsamkeit galt es, alte Urkunden entziffern zu können, in denen Rechte, welche der Gemeinde verliehen, Schenkungen, die ihr gemacht worden, bestätigt waren.

In den meisten Dörfern wurde die Schule nur des Winters besucht.

Bereits erwähnt ward, dafs der Dorfschulmeister auch die Funktionen eines Küsters, Vorsängers, ja sogar des Glöckners erfüllte. — Er mochte hiervon kleine Nebeneinnahmen haben.

Da sein Gehalt von jährlich 150 Livres dem Schullehrer, besonders wenn er verheiratet war, kein genügendes Auskommen sicherte, trieb er fast immer noch ein Handwerk daneben, ja sogar manchmal einen liberalen Beruf. — Bald war er Schuhmacher, bald Dorfschreiber, bald Flickschneider und Barbier, bald auch eine Art Winkeladvokat.

Wie wir gesehen, war er selbst kein Geistlicher;

das französische Elementarschulwesen auf dem Lande verwertete unter dem ancien régime überhaupt vorwiegend weltliche Lehrkräfte.

Eine Ausnahme machten nur die Lehrschwestern der geistlichen Orden, die sich dem trotz gemischter Schulen oft vernachlässigten Mädchenunterrichte widmeten.

Aus der bisherigen Schilderung der allgemeinen Zustände Frankreichs und besonders seiner Landgemeinden unter dem ancien régime dürfte wohl hervorgehen, dafs Frankreich im 18. Jahrhundert zu sehr durch Kriege erschüttert und vor allem durch innere Notstände geschwächt wurde, um eine regelmäfsige, ernsthafte und gründliche Volkserziehung in den eigentlichen Massen zu verbreiten. — Ein solches Kulturwerk bedarf des Friedens und geordneter Finanzen.

Beide Bedingungen zusammen waren unter dem ancien régime selbst seit 1763 nicht vorhanden. Man wird deshalb nicht fehlgehen, wenn man schliefst, dafs die französische Landbevölkerung im 18. Jahrhundert im allgemeinen wenig gebildet, in vielen Landesteilen noch sehr roh und unwissend war.

* * *

Es bleibt uns zum Abschlufs noch Voltaires Stellung zu dem ancien régime zu erörtern. — Die kurze Besprechung, die hier angeschlossen wird, soll nicht nur im allgemeinen über Voltaires politische und wirtschaftliche Anschauungen orientieren, sondern uns auch gestatten, das Lebensziel, das Voltaire sich gesetzt, klar zu erfassen.

Voltaire gehörte durch seine Geburt einer Gesellschaftsklasse an, die, zwischen Adel und Bürgertum stehend, thatsächlich gewisse, wirtschaftliche Vorrechte

und gesellschaftliche Stellung besafs. Er hat sich von Jugend auf als ein Mitglied der herrschenden Klassen fühlen gelernt.

Als junger Dichter, ohne grofses, eigenes Vermögen und ohne offiziell anerkannte Stellung bei Hofe, hat er einigemal empfunden, dafs er als Bürgerlicher nicht in allen Dingen die gleichen Ansprüche stellen durfte, wie die Herren von Adel.

Daraus, dafs er einigemal unter der von den Privilegierten ausgehenden Willkür des ancien régime gelitten, schlofs Voltaire aber nicht, dafs dem ancien régime gesellschaftlich ein Ende zu bereiten sei, sondern er war seitdem nur noch eifriger als zuvor darauf bedacht, sich eine soziale Geltung zu verschaffen, die ihm alle Vorrechte eines adligen Privilegierten sicherte.

Seine Begabung und seine Charakteranlage gestatteten ihm, dieses Ziel in einer glänzenden Weise zu erreichen. Voltaire wurde innerhalb des ancien régime und mit den Mitteln des ancien régime eine Macht, mit welcher die Regierung damals gerechnet hat.

Voltaire, im Besitze jener von ihm erstrebten Vorrechte, jener von ihm ersehnten Macht, war daher noch weniger als früher geneigt, das ancien régime gesellschaftlich zu verurteilen und es zu bekämpfen.

Trotzdem hat Voltaire an dem ancien régime nicht alles gut geheifsen. Die grofsen, wirtschaftlichen Mifsstände, welche dasselbe mit sich brachte, hat er deutlich erkannt. Er hat es sich sogar angelegen sein lassen, sie in nationalökonomischen Schriften blofszulegen, das grofse Publikum darüber aufzuklären und sie, soweit dieses in Ferney, in Gex möglich war, auf eine sehr verständige Weise praktisch zu heilen. — Der Schlofsherr und Bauernvater, der Landwirt und

Nationalökonom, endlich sogar der Sozialpolitiker Voltaire ist eine äufserst interessante Gestalt, deren gemeinnützige Thätigkeit uns in der Folge eingehend beschäftigen wird.

Die wirtschaftlichen Mifsstände des ancien régime schienen Voltaire jedoch mit dem ancien régime als politischer Organisation nicht untrennbar verbunden zu sein. Voltaire ist während seines ganzen Lebens ein überzeugter Monarchist, und sein politisches Ideal ist der aufgeklärte Despotismus gewesen.

Voltaire fand gegen die Regierung eines absoluten Herrschers nichts einzuwenden, falls dieser Herrscher religiös, wirtschaftlich und politisch aufgeklärt war. Unter dieser Voraussetzung hielt er die Monarchie für die dauerhafteste und die segensreichste Staatsform, welche menschliche Weisheit erfinden könne.

Voltaire erklärte das Allgemeinwohl für den Zweck jedes Staates. Er glaubte jedoch nicht, dafs eine Herrschaft der Massen dieses Allgemeinwohl zu wahren im stande sei. — Er hielt die Wahrung des Gemeinwohls durch den absoluten Herrscher für dessen erste und vornehmste Pflicht und für die praktischste Art, eine gute Regierung zu erhalten. War der absolute Herrscher in diesem Sinne aufgeklärt, so dachte sich Voltaire das Reich desselben folgendermafsen konstituiert:

Eine Verfassung gab den Rechten des Herrschers, den Rechten des Adels, den Rechten des Volkes feste Grenzen.

Sie sicherte jedem Staatsbürger die Freiheit seiner Person, die freie Ausübung seines Glaubens, den freien Genufs seines Vermögens oder Erwerbes.

Obgleich der Unterschied von reich und arm Voltaires Ansicht nach nicht aus der Welt zu schaffen

war, mufste doch jedem Staatsbürger die Möglichkeit eines auskömmlichen Lebens gewährt sein.

Das Recht, die öffentlichen Angelegenheiten öffentlich zu besprechen, mufste den Staatsbürgern, um der Erhaltung des Gemeinwohls willen, zustehen.

Willkürliche Freiheitsberaubungen, Vergewaltigung am Eigentum der Staatsbürger, parteiliche Rechtsprechung der Gerichte mufsten durch gesetzliche Vorschriften unmöglich gemacht werden.

Auf solchen Grundlagen dachte Voltaire sich den möglichst besten Staat beruhend. — Das Vorbild Preufsens unter Friedrich dem Grofsen und die Vorstellung, welche Voltaire sich aus der Entfernung von dem Staatswesen Katharinas II. machte, haben auf seine politischen Ideale sicher eingewirkt.

Man mufs gestehen, dafs Voltaire Frankreich unter dem ancien régime von den soeben geschilderten Zuständen oft ziemlich weit entfernt gefunden hat.

Hatte Voltaire jedoch an dem ancien régime, wie wir gesehen, wegen seiner wirtschaftlichen Mifsstände nicht verzweifelt, so glaubte er es um seiner politischen Unzulänglichkeiten erst recht nicht aufgeben zu müssen.

Einerseits durfte Voltaire sich sagen, dafs es in Frankreich nur eines Thronwechsels bedurfte, um die Geschicke des Landes in einer der Aufklärung günstigen Richtung zu lenken.

Andererseits war Voltaire der Ansicht, dafs die öffentliche Meinung, deren Aufklärung in jedem Sinne er sich zur Lebensaufgabe gemacht, wohl im stande sei, auch den noch unaufgeklärten Despoten zu beeinflussen. Wenn die absolute Monarchie einen Bund mit der Philosophie des 18. Jahrhunderts, mit der Aufklärung schlofs, so glaubte Voltaire dann auf ganz natürlichem Wege diejenigen politischen, wirtschaft-

lichen und gesellschaftlichen Reformen, diejenigen gesetzlichen Garantieen einführen und gewähren zu sehen, welche Frankreich damals noch fehlten.

Die zunehmende Aufklärung der öffentlichen Meinung, welche seit 1760 in Frankreich eine bedeutende Abschwächung des unaufgeklärten Despotismus nach sich zog, die Amtsführung aufgeklärter Minister, wie Choiseul, Malesherbes und Turgot, durften Voltaire in seinen Hoffnungen bestärken.

Hätte Voltaire die französische Revolution noch erlebt, er wäre in den Versammlungen der Generalstände, in welchen ihm als Gentilhomme du roi ein Platz gebührte, sicher für die Aufhebung der Steuerprivilegien gewesen und hätte sich in der Folge wahrscheinlich den Anhängern der Monarchie unter der Führung Mirabeaus angeschlossen. — Obgleich als religiöser Aufklärer von den Vertretern der französischen Revolution geradezu vergöttert, wäre Voltaire ihnen als politischer Reaktionär wahrscheinlich doch zum Opfer gefallen. Denn niemals ist Voltaire Jakobiner, ja kaum ein Anhänger des Parlamentarismus gewesen.

Der Umstand endlich, welcher Voltaire allen wirtschaftlichen und politischen Mifsständen zum Trotze immer wieder mit dem ancien régime versöhnen mufste, war die Abwesenheit jeglichen religiösen Fanatismus, welche die französischen Herrscher seit Ludwig XIV. kennzeichnet.

Kein einziger dieser Fürsten hat sich religiös unduldsam gezeigt. Die Akte von Fanatismus, welche unter ihrer Regierung in den Jahren 1724, 1750 und 1754 noch in ihrem Namen begangen wurden, sind nicht eigenen Regungen dieser Herrscher, sondern der Initiative des französischen Klerus entsprungen. Seit 1760 haben die französischen Könige auch dem

fanatischen Drängen, das die Geistlichkeit bis dahin mit Erfolg betrieben hatte, widerstanden.

Die französischen Herrscher des 18. Jahrhunderts, deren Vorfahren ihre weltliche Macht oftmals gegen die Vertreter der Kirche hatten verteidigen müssen, deren Reich durch Religionskriege seit zwei Jahrhunderten wirtschaftliche und moralische Verluste erlitten, deren direkter Vorteil es war, dafs ihre Unterthanen religiös aufgeklärt und nichtfanatisch in Frieden bei einander lebten, diese französischen Herrscher betrachtete Voltaire als seine natürlichen Bundesgenossen bei dem Werke der religiösen Aufklärung, das er sich zur Lebensaufgabe gemacht.

Hierin liegt vielleicht der wichtigste Grund, der Voltaire bestimmte, dem ancien régime gegenüber nicht als politischer Revolutionär, sondern als vorsichtiger, praktischer und zielbewufster Reformator aufzutreten.

Es bleibt uns nun noch festzustellen, weshalb Voltaire gerade in dem Kampf gegen die Kirche seine Lebensaufgabe sah.

Bereits hier mufs ausdrücklich ausgesprochen werden, was in der Folge noch häufig wiederkehren und ziemlich den Hauptgegenstand dieses Buches bilden wird, dafs Voltaire wohl die Kirche, nie aber die Religion bekämpft hat.

Die gegenteilige Ansicht ist trotz ihrer weiten Verbreitung völlig unzutreffend.

Voltaire hat stets an das Dasein eines Gottes geglaubt, dessen Wesen allerdings, wie er hinzufügte, von den Menschen nicht zu erkennen sei.

Er hat den Glauben an einen Gott als die unentbehrliche Grundlage jeder, auch der kleinsten, menschlichen Gemeinschaft betrachtet.

Die Lehre von der Existenz eines Gottes, der

an den Menschen keine andere Forderung stellt als die, dem Nächsten nicht zu thun, was er nicht will, dafs dieser ihm thue, nannte Voltaire Religion.

Er nannte sie die natürliche Religion (religion naturelle), weil sie ihm der natürliche Ausflufs des menschlichen Denkens und Fühlens, das natürliche Ergebnis der Entwickelung schien, welche die menschliche Gesellschaft eingeschlagen.

Die Religion war für Voltaire ausschliefslich ein Sittengebot. Für dieses Sittengebot beanspruchte er keine übernatürliche, göttliche Offenbarung. Es schien ihm zu genügen, wenn dieses Sittengebot, die Autorität einer natürlichen, naturgemäfsen, notwendigen Entwickelung für sich hatte. Denn diese Entwickelung war ja durch das Wirken des unbekannten Gottes, dessen Werk die Welt, bedingt.

In der natürlichen Religion erkannte Voltaire die Grundlage aller Kirchen.

Insofern diese Kirchen Vertreterinnen der natürlichen Religion waren, erkannte er sie an und liefs sie gelten.

Er bekämpfte sie jedoch, wenn sie auch ihre historischen Nebenerscheinungen als ewige Wahrheiten aufrecht erhalten wollten; wenn sie, in fanatischer Weise, solche ihrer Lehren und Überlieferungen, die dem Verstande, solche ihrer Vorschriften, die dem sittlichen Gefühle widersprachen, verteidigten und sie dem Fortschritte der Kultur entgegenstellten.

Wir haben bereits auseinandergesetzt, dafs die katholische Geistlichkeit Frankreichs der unabhängigste und reichste Stand des ancien régime war, derjenige, welcher durch wirtschaftliche Mittel selbst auf den absoluten Herrscher einen Einflufs auszuüben vermochte.

Wir haben gleichfalls festzustellen versucht, dafs

die katholische Kirche Frankreichs im 18. Jahrhundert diesen ihren Einfluſs in einem kulturfeindlichen Sinne geltend gemacht.

Wollte Voltaire die katholische Kirche, insofern sie eine kulturfeindliche Macht war, bekämpfen, so hatte er sich damit also eine Lebensaufgabe groſsartigsten Umfanges gestellt.

Inwieweit Voltaire diese Aufgabe gelöst hat, wird später festzustellen sein.

Der Zweck dieser Einleitung wäre erfüllt, falls es aus ihr hervorginge, warum Voltaire, als Aufklärer, gerade den Kampf gegen die katholische Kirche seines Landes und seiner Zeit aufnehmen muſste; weshalb er bei diesem Kampf die obersten Vertreter des ancien régime als seine natürlichen Bundesgenossen betrachten durfte, und aus welchem Grunde er, der in religiöser Hinsicht so freie, in politischer Hinsicht durchaus konservativ geblieben.



ERSTER TEIL.

1694—1726.

Der Freidenker.





Erstes Kapitel.

1694—1704.

Voltaires Elternhaus. — Der Königliche Rat Arouet. — Der Abbé Châteauneuf. — Die Société du Temple. — Der Kreis Ninons de l'Enclos.

Voltaire gehört durch seine Geburt der französischen Bourgeoisie an und kam in der Familie des Königlichen Rats François Arouet zur Welt.

François Arouet war Rat am Châtelet, dem Pariser Amtsgericht, bei welchem er vorher auch Notar gewesen.

Das Châtelet, eine mittelalterliche Festung mit Mauern und Zinnen, mit Türmen und gewölbten Pforten, stand auf dem rechten Seineufer an dem Pont-au-change. — Seit 1802 ist das Gebäude selbst verschwunden, doch heifst der Platz, auf dem es sich befand, auch heute noch Place du Châtelet.

Am Châtelet wurde im Namen des Königs, aber unter dem Vorsitz des Pariser Bürgermeisters (prévôt) in Civil- und Kriminalsachen für die Bevölkerung von Paris und Umgegend Recht gesprochen.

Für alle wichtigen Fälle war das Châtelet nur ein Tribunal erster Instanz.

Eine grofse Anzahl Beamter fungierte bei diesem Gerichtshof, mehrere Präsidenten und Advokaten, 56 Räte und 113 Notare. Die Räte hiefsen königliche, weil der König sie ernannte; trotz königlicher Ernennung kauften sie jedoch ihr Amt.

Die meisten Beamten am Châtelet waren bürgerlicher Herkunft, und da das Châtelet kein Gerichtshof höchster Instanz, keine Cour Souveraine war, wurden sie durch ihr richterliches Amt auch nicht geadelt.

Derart gehörten die Beamten des Pariser Châtelet und mit ihnen der Königliche Rat Arouet nicht zu der noblesse de robe.

Trotzdem genossen sie alle ein vornehmlich dem Adel gewährtes Prinzip, sie waren von der Zahlung der taille befreit. Sie hatten aufserdem so häufige Beziehungen zu dem Beamtenadel der obersten Pariser Gerichtshöfe, dafs eine strenge, soziale Trennung zwischen diesem mittleren und dem hohen Beamtenstand gar nicht durchzuführen war.

Wir erwähnten bereits, dafs der Königliche Rat Arouet früher am Châtelet Notar gewesen.

Die königlichen Notare bildeten am Châtelet eine angesehene und privilegierte Körperschaft für sich und bezogen ein bedeutendes Einkommen. Die jährliche Einnahme eines Notars dürfte am Ende des 17. Jahrhunderts etwa 80000 Livres betragen haben.

Als Notar war nun Herr Arouet mit den ersten Adelsfamilien des Landes in Berührung getreten. Konnten die bevorrechtigten Kreise bei Verwaltung ihres Vermögens, bei Ehekontrakten, Käufen, Verkäufen und Prozessen der Mithilfe der Notare doch nicht entraten.

Ihr häufiger Verkehr mit dem Geburtsadel, ihre täglichen Beziehungen zu dem Beamtenadel, gewisse Privilegien, die sie genofs, vor allem aber ihre aus-

kömmliche Vermögenslage gaben der Familie Arouet demnach eine eigenartige Stellung zwischen den bevorrechtigten Klassen der Nation und dem mittleren Bürgerstand (roture).

Der Königliche Rat Arouet, dessen Bildnis uns nicht erhalten ist, scheint ein von richterlichem Standesbewufstsein durchaus erfüllter Mann gewesen zu sein. Man darf sich den Rat Arouet trotzdem nicht als einen trockenen Aktenmenschen vorstellen. — Er hatte über seinen Beruf hinausgehende geistige Interessen und war ein Mann von Welt.

Voltaires Mutter, mit ihrem Mädchennamen Marguerite d'Aumart oder Daumart, deren Züge uns auch in keinem Bildnis erhalten sind, scheint die gleichen intellektuellen Neigungen und die gleiche Weltgewandtheit wie ihr Mann besessen zu haben.

Die Familie Arouet — der Name wurde damals Arouat gesprochen — benutzte ihren grofsen Wohlstand und ihre angesehene Stellung, um eine vornehme und angeregte Geselligkeit in ihrem Hause zu pflegen.

Mit herzoglichen Familien Frankreichs, wie die Caumartin, Sully, Praslin und Saint-Simon, stand der Rat in allerdings vorwiegend geschäftlicher Verbindung. Doch waren die Herzogin von Saint-Simon und mit ihr der Herzog von Richelieu die Paten seines ältesten Sohnes Armand gewesen.

Adelige Herren von minder hoher Abkunft waren tägliche Gäste in dem Hause des wohlhabenden, gebildeten und weltmännischen Rats. Unter ihnen sind die Namen des Herrn von Rochebrune, des Abbé Gédoyn und des Abbé de Châteauneuf zu nennen.

Der Herr von Rochebrune stammte aus einer altadeligen Familie der Auvergne; er war ein heiterer

Lebemann und der Dichter fröhlicher Lieder in der Weise Anakreons.

Der Abbé Gédoyn, einer adligen, doch unbemittelten Familie, die in Orléans ansässig war, angehörig, hatte die geistliche Laufbahn eingeschlagen. Seit 1701 Kanonikus an der Sainte-Chapelle in Paris, konnte er ein recht behaglich auskömmliches Dasein führen. Er beschäftigte sich in sanfter Mufse mit Übersetzungen aus Pausanias, Quintilian und anderen Schriftstellern des Altertums.

Der geistvollste unter den Freunden der Familie Arouet war wohl François Castagnier de Châteauneuf, Abkömmling einer adligen Familie, die aus Savoyen stammte. — Zwei Brüder des Abbé de Châteauneuf waren französische Gesandte. Des einen, der im Haag lebte, wird später noch ausführlicher gedacht werden. François de Châteauneuf führte den Titel Abbé.

Abt war ursprünglich nur ein Geistlicher, der an der Spitze einer, Abtei genannten, klösterlichen Gemeinschaft stand und in dieser Gemeinschaft wohnte. Er hatte alle zur Erfüllung seines Amtes erforderlichen theologischen Studien getrieben und alle dazu nötigen Weihen erhalten. Man nannte ihn Abbé régulier, regulärer Abt.

Im Laufe der Zeiten entstand die Sitte, zuerst Weltgeistliche, dann weltliche Adelige ohne höhere, geistliche Qualifikation zu Abteipfründnern zu ernennen.

Es genügte, die Tonsur, die erste geistliche Weihe, erhalten und versprochen zu haben, die weiteren geistlichen Weihen innerhalb eines Jahres nachzusuchen. — Dieses Versprechen war in den meisten Fällen jedoch nur eine Form.

Der weltliche Abt, im Gegensatz zu dem regu-

lären, dem geistlichen Abt, wurde abbé commendataire, Kommendaturabt, genannt, denn er besafs angeblich seine Abtei nur in Kommende, d. h. nur provisorisch, bis zur Ernennung eines regulären Abtes.

Da die weltlichen Äbte die Pfründen aber lebenslang behielten, war das Vorgeben der Kommende eine einfache Ausflucht.

Die abbés commendataires bezogen die Einkünfte ihrer Abtei. In allen geistlichen Funktionen wurden sie jedoch von einem Klosterprior (prieur claustral) ersetzt. — Dieser lebte und amtierte in der betreffenden geistlichen Gemeinschaft selbst.

Aller geistlichen Pflichten ledig, durch kein Gelübde gebunden, suchte der abbé commendataire hingegen die Welt auf und zeigte sich dort als freier und oft feiner Lebemann.

Ein solcher Abt war der galante Weltmann François Castagnier de Châteauneuf. Seine Pfründe lag in Varenne. Er soll den Rat Arouet in dem Kreise Corneilles und Boileaus kennen gelernt haben. Diese geselligen Beziehungen sollen dann durch geschäftliche noch gefestigt und der Rat Arouet Vertrauensmann der Familie Châteauneuf geworden sein.

An dem gealterten Corneille und dem alternden Boileau haben Herr und Frau Arouet, wie man erzählt, wenig Geschmack gefunden. Ihre Geistesrichtung war eine freie, geradezu oppositionelle. — Sie wurden durch den Abbé Gédoyn und durch den Abbé de Châteauneuf in lebhafte und regelmäfsige Beziehungen zu der Société du Temple und zu dem Kreise Ninons de l'Enclos gebracht.

Der streng kirchlichen Richtung gegenüber, die Ludwig XIV. seit etwa 1680 eingeschlagen, machte sich auf religiösem Gebiete ein entschiedenes Freidenkertum bemerkbar. Seine Anfänge liegen in der

Zeit der Renaissance, und es hatte damals in Giordano Bruno einen genialen Vertreter gefunden.

Von Anfang bis Mitte des 17. Jahrhunderts war dieses Freidenkertum in der Form von teils materialistischen, teils atheistischen und stets rationalistischen Lehren in Frankreich durch Vanini, Théophile de Viau und Gassendi vertreten und von Regierung und Kirche fast stets verfolgt worden.

Seitdem hatte Descartes wohl den Rationalismus, aber auch zugleich den Spiritualismus wieder zur herrschenden Philosophie erhoben. — Der religiöse Zweifel, eine materialistische, wenn auch nicht immer atheistische Weltanschauung und der Spott über die Lehren der Kirche hatten trotzdem zahlreiche Anhänger in Frankreich behalten.

Am Ende des 17. Jahrhunderts wurde diese Geistesrichtung, ohne daſs ein eigentlicher Philosoph sie in einem System zusammengefaſst, besonders in der Société du Temple und in dem Kreise Ninons de l'Enclos gepflegt.

Die Société du Temple war eine zwanglose Vereinigung teils geistlicher, teils weltlicher Herren von Adel, zu denen sich als gern gesehene und bei jenen Vereinigungen als völlig gleichberechtigte Gäste die besten Dichter der Zeit gesellten. Sämtliche Mitglieder waren ursprünglich Katholiken.

Diese Gesellschaft meist hochgebildeter und trotz ihrer zum Teil geistlichen Ämter ganz unkirchlich gesinnter Lebemänner hieſs deshalb Société du Temple, weil sie sich meist in dem sogenannten Temple versammelte.

Der Temple, bis zum Jahre 1312 Sitz der französischen Tempelritter, hatte nach der Auflösung dieses Ordens an den Malteserrittern lachende Erben gefunden. — Die Malteserritter besaſsen damals in Frank-

reich sechs Groſsprioreien. Eine derselben wurde, weil sie das Gebiet der Isle de France mit Paris umfaſste, Groſspriorei von Frankreich (Grand Prieuré de France) genannt. — Von 1693 bis 1728, der Zeit, die uns hier besonders interessiert, war ein Prinz Vendôme, ein Mitglied des königlichen Hauses und Urenkel Heinrichs IV., Groſsprior von »Frankreich« in dem soeben angeführten Sinne. — Er hatte seinen Sitz in dem Temple, der bis zu der französischen Revolution in der heute noch existierenden Rue du Temple stand.

Der Prinz Vendôme gehörte der freigeistigen Richtung seiner Zeit an und versammelte in den fürstlich ausgestatteten Räumen der Tempelpriorei seine Gesinnungsgenossen um sich, wodurch diese Vereinigung zur Société du Temple wurde.

Mitglieder der Tempelrunde waren am Ende des 17. Jahrhunderts heitere Liederdichter, wie der Abbé Chaulieu, der Abbé La Fare, der Abbé Courtin. Wir finden dort auch den Lyriker Jean Baptiste Rousseau, der uns in Voltaires Leben noch öfter begegnen wird, und eine Zahl reicher Lebemänner, wie den Abbé de Châteauneuf, welche an den Lehren der Kirche übermütige Kritik übten und daneben auch, wie man zu sagen pflegt, Wein, Weib und Gesang feierten. — Es war bekannt, daſs der Neffe des Königs, der spätere Regent, Philipp von Orléans, diesem Kreise geistig sehr nahe stand.

Das Maſshalten in jeder Art Genuſs war nicht Sache der Mitglieder der Tempelrunde. Man hat daher mit Recht gesagt, daſs Rabelais, der Mann der robusten Lebensfreude, und nicht der feine Grieche Anakreon ihr Vorbild gewesen sei. — Ein kleiner Zug, der diese Seite der Société du Temple kennzeichnet, und den der Leser mir um der Charakteristik willen

anzuführen gestatten wird, ist, dafs der Abbé La Fare von den Genossen wegen seiner Unmäfsigkeit im Essen und Trinken Monsieur de la Cochonière oder noch einfacher Cochon genannt ward.

Ninon de l'Enclos' Kreis war gewissermafsen die Ergänzung der Société du Temple. In beiden Gesellschaften wurde der gleichen, heidnischen Lebensfreude gehuldigt. Doch was in der Société du Temple oft derb und roh, wird uns nach dem übereinstimmenden Urteile der Zeitgenossen in Ninons Kreise als vollendet wohlanständig geschildert.

Die Biographen Ninons de l'Enclos berichten, sie sei die ungewöhnlich schöne und begabte Tochter eines Edelmannes aus der Touraine gewesen. Am Anfange des 17. Jahrhunderts bewohnte der Herr de l'Enclos mit seiner Frau und seiner Tochter, deren eigentlicher Taufname Anne war, Paris, wo er in der guten Gesellschaft verkehrte. Die Mutter, eine fromme Frau, versuchte Ninon in den Grundsätzen der katholischen Kirche zu erziehen. — Der Versuch schlug fehl. Wenn wir den Biographen glauben dürfen, hätte Ninon gesagt: der sei beklagenswert, welcher, um recht zu handeln, der Kirchenlehren bedürfe.

Bei ihrem häufigen Verkehr in einer raffinierten Gesellschaft konnte sie viel beobachten, und sie soll bereits als recht junges Mädchen die Bemerkung gemacht haben, dafs alle wirklich wertvollen Vorteile im Leben auf Seiten des Mannes lägen. Daraufhin, sagen ihre Biographen, hätte sie sich entschlossen, »de se faire homme«.

Es waren nicht kriegerische Ehren, nicht Staatsämter, nicht gelehrte Titel, die Ninon damit erstrebte, sondern das Recht, ohne von der Welt getadelt zu werden, ihre Neigung, an wen sie wollte, und so oft sie wollte, zu verschenken.



Ninon de l'Enclos.

Ninon de l'Enclos, sagen ihre Biographen, hielt die Liebe für eine Regung, welche, unstät und launenhaft, Dauer und Treue nicht kennen kann. In der Freundschaft hingegen sah sie ein Gefühl, welches ernsthafte Verbindlichkeiten mit sich brachte, und welches heilig zu halten, Pflicht jedes Menschen von Ehre und Charakter sei.

Nach diesen Grundsätzen, die hier sachlich wiederzugeben unsere Aufgabe war, lebte Ninon de l'Enclos in der Pariser Gesellschaft.

Im Jahre 1620 geboren, sah sie in ihrer Jugend die Hauptvertreter jenes Adels um sich, der, übermütig und feurig, die Fronde unternahm. Doch auch die geistige Elite Frankreichs suchte ihren Salon auf: Saint-Evremond, La Rochefaucauld, Molière sind bei ihr ein- und ausgegangen.

Seit 1658 bewohnte sie ein Haus in der Rue des Tournelles, und dort besuchten sie gegen das Ende des 17. Jahrhunderts auch Mitglieder der Tempelgesellschaft, wie Vendôme, Courtin, der Abbé Châteauneuf, der Abbé Gédoyn, welch letzterer ihr Verwandter war.

Mit zunehmendem Alter sah Ninon nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen der grofsen Pariser Gesellschaft bei sich. So kamen, um den guten Ton zu lernen, die Comtesse de Suze, die Comtesse d'Olonne, die Comtesse de Fiesque, Madame de La Fayette etc. zu ihr.

Eine jahrelange Freundschaft hatte Ninon de l'Enclos mit Madame de Maintenon verbunden, als diese noch die Frau des Dichters Scarron war.

Unter den Damen der Bourgeoisie, welche den Salon Ninons de l'Enclos aufsuchten, wird auch Madame Arouet, Voltaires Mutter, genannt. — Sie folgte hierin einem Beispiel, das ihr die ersten Damen der

Gesellschaft gaben, und that es um so leichter, als ihr Gatte der Notar Ninons de l'Enclos war.

Von der geistvollen Konversation, dem sprühenden Witz der Société du Temple und der Gesellschaft Ninons de l'Enclos kann die Nachwelt sich schwerlich einen Begriff machen.

Die Philosophie jedoch, welche in der Rue du Temple und in der Rue des Tournelles vertreten wurde, läfst sich ungefähr aus zwei Gedichtbüchlein Chaulieus und La Fares, den Aufsätzen Saint-Evremonds und einem Dialog des Abbé de Châteauneuf: Über die Musik der Alten, zusammenstellen.

Man war in diesen Kreisen durchaus nicht gleichgültig gegen die Forderungen der Religion. Nach den soeben genannten Schriften zu urteilen, wären die Freidenker vom Ende des 17. Jahrhunderts wohl Epikuräer, wohl Genufsmenschen, nicht aber Atheisten gewesen.

Die Unsterblichkeit der Seele stand den Mitgliedern dieser Kreise allerdings wenig fest; Chaulieu z. B. sagt, der Tod sei der Beginn eines sanften Schlafes, und Saint-Evremond, der erklärt, Descartes' Beweis von der Fortdauer der Seele nach dem Tode habe ihn wenig überzeugt, sagt an einer anderen Stelle noch deutlicher, das sicherste Argument zu Gunsten der Unsterblichkeit sei unser Wunsch, ewig zu leben.

An der Existenz eines Gottes haben jene Freidenker jedoch nicht gezweifelt. Chaulieu sagt:

D'un Dieu, maître de tout, j'adore la puissance.

Saint-Evremond schreibt, dafs sich in unsrer Seele ein geheimes Etwas regt und von dem Dasein eines Gottes zeugt.

Dieses innere Gefühl war jenen Freidenkern der einzige, dem Menschen zugängliche und den Menschen befriedigende Beweis vom Dasein Gottes, das göttliche,

ewige Element aller Kirchen. Die eigentliche Religion bestand für sie in einem Moralgebot, in dem Gebot der Güte und der Nächstenliebe.

Saint-Evremond sagt darüber: Wenn die Menschen das Christentum von all den fremden Elementen befreit haben werden, die sie ihm hinzugethan, so bleibt eine allgemeingültige Religion übrig, ebenso einfach in ihrer Lehre wie schlicht in ihrer Moral.

Ihr Gefühl offenbarte jenen Freidenkern von dem Wesen Gottes nur das eine, seine Güte.

Prosterné devant lui, j'adore sa bonté

sagt Chaulieu. — In einem andern Gedicht fügt er hinzu:

... Mon Dieu n'est point un Dieu cruel.

Dieser gütige Gott, überlegten die Freidenker, freut sich an dem Wohlergehen seiner Kreatur, und da er die Menschen genufsfähig geschaffen, kann er ihnen unmöglich zürnen, wenn sie sich ihren natürlichen Trieben überlassen.

So variiert denn Chaulieu in seinen Gedichten unaufhörlich das Thema: Fêtons Epicure, und dem Chevalier de Bouillon ruft er sogar zu:

Prends pour guide tes passions
Et satisfais-les sans mesure.

La Fare hat in seinen Versen überhaupt nichts anderes besungen, und Saint-Evremond sagt darüber: »Der Genufs, um es herauszusagen, ist unser eigentlicher Lebenszweck; alle unsere Handlungen streben ihm zu.«

Die Freidenker dieser Kreise beschieden sich mit einer Moraldefinition Gottes, den sie sich, soweit wir sehen können, unpersönlich vorstellten. Es stand ihnen fest, dafs es dem Menschen nicht gegeben sei, den Gott, welchen er fühlt, auch mit dem Verstande zu erkennen. — »Die Menschen, welche das Rationelle

lieben, wollen für das Dasein Gottes Beweise haben, die sie nicht finden können«, sagt Saint-Evremond.

Wenn die Freidenker nun auch erklärten, dafs es dem Menschen nicht gegeben sei, das Wesen Gottes verstandesmäfsig zu erkennen, so verwahrten sie sich nichtsdestoweniger scharf gegen die Zumutung, etwas nicht Rationelles, etwas Verstandeswidriges als eine Offenbarung der Gottheit anzuerkennen. — Sie konnten in ihren Gottesbegriff ebensowenig etwas nicht Rationelles, wie etwas Ungütiges, d. h. Unsittliches aufnehmen.

Sie standen daher im Gegensatz zu allen kirchlichen Lehren, die sich mit den Forderungen des menschlichen Verstandes und den Forderungen der Güte und Nächstenliebe im Widerspruche befanden. Ihrer Ansicht nach durften sie sich Gott ebensowenig in einem feurigen Busche erscheinend denken, als wie in ihm ein grausames, hartes, verfolgungssüchtiges Wesen sehen.

Kirchliche Lehren, Stellen der Bibel, welche derartige nicht rationelle und nicht sittliche Anschauungen vom Wesen Gottes enthielten, wurden von den Freidenkern jener Kreise entschieden abgelehnt.

Chaulieu nennt solche Anschauungen: préjugés, imposture, vaines superstitions; Châteauneuf spricht in dem gleichen Sinne von erreurs vulgaires. — Saint-Evremond sagt, es sei dieses das menschliche Beiwerk des Christentums (ce que les hommes y ont mis).

Es war den Freidenkern jener Zeit daher unerfindlich, wie Menschen sich um der Verschiedenheit einzelner Dogmen willen, die ja das Wesen der Religion nicht berühren, hassen und verfolgen konnten. — Ihre Überzeugung, dafs die Menschen im Grunde alle an einen Gott glauben, und dafs die Liebe sie alle

vereinigt, machte ihnen die religiöse Duldung zur Pflicht.

Saint-Evremond sagt darüber: »Weil ich Katholik bin, hasse ich doch nicht die Religion der anderen. Wer anders glaubt als ich und ist dabei nur aufrichtig, verdient weit eher beklagt als verfolgt zu werden.«

»Nicht die Andersgläubigen,« fügt er hinzu, »sondern die Heuchler sind die wahren Atheisten.«

So gipfelten die Anschauungen jener Freidenker am Ende des 17. Jahrhunderts in der Anerkennung eines Gottes, der gütig ist, einer Religion, die aus dem einfachsten Moralgesetz besteht, und in religiöser Duldsamkeit, drei Dinge, die als Deismus, als natürliche Religion und als religiöse Toleranz den Hauptinhalt der Aufklärung bilden, das ganze 18. Jahrhundert erfüllen und bald auch beherrschen sollten.

In Kreisen, welche diese Geistesrichtung in einer Zeit des religiösen Fanatismus pflegten, verkehrten der Königliche Rat Arouet, Madame Arouet und der Abbé de Châteauneuf.

So wurde Voltaire denn in einem reichen und angesehenen, in einem freidenkenden und toleranten Milieu, das sich zwischen dem Adel und dem Bürgertume hielt, geboren. Sein Eintritt in die Welt geschah am 21. November 1694, als Ludwig XIV. den sogenannten dritten Raubkrieg gegen England, Holland und den deutschen Kaiser führte.

Voltaires Geburtshaus, das heute verschwunden ist, stand auf dem linken Seineufer, im Faubourg Saint-Germain, und gehörte zu dem Kirchsprengel von Saint-André des Arçs. — Die alte Kirche Saint-André des Arcs existiert nicht mehr, doch eine Strafse führt heute noch diesen Namen. Wer sie einmal durchschritten und dann die engen, etwas dumpfen Gassen

des zwischen der Seine und dem Boulevard Saint-Germain gelegenen Stadtteils durchwandelt hat, wird dort noch zahlreiche, alte Häuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert finden. — Ihre grofsen Einfahrtsthore, tiefen Höfe und schmiedeeisernen Gitter sind Zeugen ihres einstigen, aristokratischen Charakters. Heute gehört dieser ganze Stadtteil den Buchdruckern, Buchbindern und Buchhändlern.

Voltaire wurde als ein sehr schwächliches Kind geboren. Wie ein Familienbrief aus jener Zeit uns lehrt, führte man den kränklichen Zustand des Kleinen darauf zurück, dafs Madame Arouet kurz vor der Geburt des Knaben einen Fall gethan hatte.

Trotzdem das Kind so zart war, dafs man für sein Leben fürchten konnte, vielleicht sogar gerade deshalb, wurde es bereits am Tage nach seiner Geburt, dem 22. November, nach Saint-André des Arcs getragen und dort auf den Namen François Marie Arouet getauft.

Als der Knabe an jenem Novembertage in diese alte, katholische Kirche gebracht wurde, begleiteten ihn der Königliche Rat Arouet, ein Pate und eine Patin. — Beide waren nicht so hochgeboren, wie einst die Paten Armand Arouets, des ältesten Bruders Voltaires. Sie hiefsen nicht Herzog von Richelieu und Herzogin von Saint-Simon, sondern Abbé François de Châteauneuf und Madame Marie Parent. Der eine war, wie bereits erwähnt, ein intimer Freund der Familie Arouet; die andere, mütterlicherseits, eine Tante Voltaires. Vielleicht erhielt der Knabe nach diesen beiden Paten die Namen François Marie. Denn dafs Madame Arouet ihrem jüngsten Sohne den Namen Marie geben liefs, um ihn, wie es noch heute in katholischen Ländern Sitte ist, dadurch dem besonderen Schutze der Jungfrau Maria zu empfehlen, dürfte bei

ihrer wenig kirchlichen Gesinnung zweifelhaft erscheinen.

Madame Marie Parent hat, soviel wir wissen, in dem Leben ihres Patenkindes keine weitere Rolle gespielt. Jedoch sind unsere Nachrichten über Voltaires erste Jugend äufserst dürftige.

Es wird erzählt, dafs Voltaires Pate, der Abbé Châteauneuf, sich um das schwächliche Kind bereits zu einer Zeit gekümmert habe, wo solche kleinen Menschenwesen jedem nicht direkt Beteiligten äufserst wenig interessant sind. Der Abbé Châteauneuf soll den Knaben täglich in dem Zimmer seiner Wärterin besucht und mit letzterer über die Mittel, den Gesundheitszustand ihres Pfleglings zu bessern, beraten haben.

Hieran hat sich die Mutmafsung geknüpft, dafs Voltaire möglicherweise der Sohn des Abbé de Châteauneuf und nicht der des Rats Arouet sei.

Diese Mutmafsung ist durch direkte Beweise niemals bestätigt worden. Die freie Geselligkeit und die freie, geistige Richtung des Arouetschen Hauses dürften, als nur indirekte Beweise, von ausschlaggebender Bedeutung nicht sein. — Etwas schwerer möchte vielleicht der Umstand wiegen, dafs Voltaire sich später so rasch des Namens Arouet entledigt hat.

Jedoch sind alles dies nur Spekulationen, und wie so häufig, wird die Nachwelt sich auch hier mit einem non liquet bescheiden müssen.

Voltaire wuchs als Jüngster der Familie mit einem Bruder Armand und einer Schwester Marguerite-Catherine auf. Voltaire scheint letztere besonders geliebt zu haben.

Man liefs die Kinder frühzeitig an dem regen, geistigen Leben des Hauses teilnehmen, und Voltaire, den wir uns als einen geweckten Knaben mit einem blassen Gesichtchen und dunklen Augen voller Eulen-

spiegelei zu denken haben, durfte zuhören, wenn die hochgebildeten Äbte, die feinen Weltmänner und die ansehnlichen Gerichtsherren, welche Herrn und Frau Arouet allein oder mit ihren Damen ihre Aufwartung machen kamen, in dem Salon des Hauses gesellschaftliche Neuigkeiten austauschten, galante Verse recitierten, die Zeitereignisse besprachen oder über das Dasein Gottes, die Offenbarungen der Religion und die den Verstand so wenig befriedigenden Dogmen der Kirche diskutierten.

Voltaire führte als Kind den Rufnamen Zozo, ein Name, mit dem heute manchmal ein wenig gewecktes Kind, ein kleiner Dummkopf bezeichnet wird. In diesem Sinne ist Voltaire jedenfalls nicht so genannt worden. Soll er doch frühzeitig die Lafontaineschen Fabeln, welche der Abbé de Châteauneuf ihn lehrte, auswendig gewufst und sich an Witz und Schlagfertigkeit seinem Bruder Armand bald überlegen gezeigt haben. Zum Scherz hetzten die Erwachsenen öfters die beiden Brüder gegeneinander und ermunterten sie, sich in Versen Bosheiten zu sagen.

Da Armand dabei meistens den Kürzeren zog, scheint er seinen jüngeren Bruder nicht sehr geliebt zu haben, und das Verhältnis Armands und Voltaires, derart von Jugend auf kein ungetrübtes, wurde auch in der Folge niemals herzlich.

Der Umstand, dafs Voltaire, kaum sechsjährig, im Jahre 1701 seine Mutter verlor, hat wohl dazu beigetragen, dafs bei seiner geistigen Entwickelung nicht immer das nötige Mafs beobachtet, die nötige Sorgfalt und Behutsamkeit angewendet wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs Voltaire, welcher als ein schwächliches Kind doch besonderer Schonung bedurft hätte, von Jugend auf nervös überreizt wurde.

Wir wissen näheres über den Tod Madame Arouets

nicht; wir sind auch ohne Nachricht darüber, wie das Familienleben sich seitdem im Hause des Königlichen Rats entwickelte. — Da Voltaire, wie gesagt, für seine Schwester Marguerite eine grofse Neigung bezeigt hat, so dürfte man vermuten, dafs sie sich des jüngsten Bruders angenommen und ihn mit schwesterlicher Liebe und Sorgfalt umgeben hat.

Das Jahr, in welches Madame Arouets Tod fällt, brachte dem Königlichen Rat Beförderung im Amte. Er verliefs das Châtelet, um eine Stellung an der Pariser Oberrechnungskammer (Chambre des Comptes) zu bekleiden. Die Oberrechnungskammer war einer der obersten Gerichtshöfe Frankreichs. Jeder Empfänger königlicher Gelder, bis zu den Ministern hinauf, hatte dort die Belege über Verwendung der ihm anvertrauten Summen einzureichen.

Herr Arouet gehörte nicht zu den obersten Beamten der Oberrechnungskammer, er war dort weder Präsident, noch Rechnungsrat, noch Advokat. — Er führte den eigentümlichen Titel eines Receveur des Epices, zu deutsch etwa Sportelkassierer, und es gehörte zu seinen Befugnissen, die Gelder einnehmen zu lassen, welche die Parteien ihren Richtern und Advokaten nach beendigten Prozessen auszahlten.

Der Name Receveur des Épices kam daher, dafs es früher Gebrauch gewesen, die Richter statt in Geld in Naturalien zu bezahlen. Diese Naturalien waren mit kostbaren Gewürzen (épices) eingemachte Konfitüren gewesen.

Der alte Name war dem Amt verblieben, als der alte Brauch bereits abgeschafft.

Den Titel Königlicher Rat dürfte Herr Arouet trotzdem weiter geführt haben, um so mehr, als sein neues Amt ja eine Beförderung war und ihn zum Mitgliede eines obersten Gerichtshofes, einer Cour Souveraine, machte.

Die Oberrechnungskammer hatte ihren Sitz in dem alten Pariser Justizpalast, der freilich in anderer Gestalt als heute auf der gleichen Stelle wie das jetzige Palais de Justice stand. Er bildete eine förmliche Stadt für sich, Stätte der ernsten Geschäfte für die einen, des weltlichen Amüsements für andere.

Denn in dem Justizpalast sah man nicht nur Parlamentsräte, Präsidenten, Richter und Advokaten von der Oberrechnungskammer, dem Obersteuer- und dem Obermünzhofe in ihrer Amtstracht gravitätisch auf- und niederwandeln, nein, in der sogenannten Galerie du Palais, einer bedeckten Säulenhalle, war es den Händlern mit Modewaren und litterarischen Neuigkeiten gestattet, ihre Tische aufzuschlagen und Spitzen, Fächer, Pamphlete und Bilder feilzubieten.

Die Galerie du Palais, deren munteres Treiben Corneille in einer Komödie gleichen Namens schildert, war ein Sammelplatz der Pariser Lebewelt.

Seit 1701 hatte die Familie Arouet Amtswohnung im Justizpalast. Durch diesen Wohnungswechsel wurden die Beziehungen der Arouets zu dem Abbé Gédoyn noch intimere. Gédoyn war, wie bereits gesagt, Kanonikus an der Sainte-Chapelle. Da diese zierlichste aller Pariser Kapellen zu dem Justizpalaste gehörte, suchte der Abbé nun seine Freunde dort noch leichter und häufiger auf, als wie bisher in der Rue Saint-André des Arcs. Voltaire erzählt, der verwöhnte Gédoyn habe sich bei den Arouets als vollkommen zu Hause betrachtet, was darauf schliefsen läfst, dafs auch nach Madame Arouets Tode das äufsere Behagen in der Familie nicht gefehlt.

Da der Abbé Gédoyn ein Verwandter Ninons de l'Enclos war, dürften die Verbindungen der Arouets mit ihr durch die intimere Freundschaft mit Gédoyn kaum gelitten haben.

Mit der Zeit liefs der Abbé de Châteauneuf, der Voltaire zuerst Lafontainesche Fabeln gelehrt, es sich angelegen sein, das Kind für die religiösen Fragen, die ihn selbst lebhaft fesselten, zu interessieren und in den regen Geist des noch jungen Knaben das erste Samenkorn religiöser Aufklärung zu streuen.

Was die aufgeklärten Kreise jener Zeit bewegte, wurde damals von einem Freidenker, Lourdet mit Namen, in einem didaktischen Gedicht, Die Moïsade, ausgesprochen.

Der Abbé de Châteauneuf nun unternahm es, den kleinen Voltaire diese Moïsade zu lehren, aus welcher wir einige charakteristische Stellen anführen wollen.

Lourdet sagt dort unter anderem:

En vain je cherche et j'envisage
Les preuves d'une déité,
J'en conçois l'excellence et la nécessité
Mais quand j'en cherche davantage
Je ne trouve qu'obscurité . . .

Er fährt fort:

L'esprit humain veut des preuves plus claires
Que les lieux-communs d'un curé.
Ce fatras obscur de mystères
Qu'on débite au peuple effaré,
Avec le sens commun n'est pas bien mesuré.

Derselbe Gedanke wird in folgender Form variiert:

De mille préjugés chaque peuple entêté
Me tient un différent langage,
Et la raison prudente et sage
Ne découvre qu'erreur et qu'ambiguité.

Und ein direkter Angriff auf Moses rechtfertigt den Titel des Gedichts:

(Moïse) Leur montra des tables authentiques
Qui contenaient sa volonté,
Il appuya par des tours pathétiques
Un conte si bien inventé.

Tout le monde fut enchanté
De ces fadaises magnifiques.
Le mensonge subtil passant pour vérité
De ce législateur fonda l'autorité.

Lourdet leugnet somit die Existenz eines Gottes nicht:

J'en conçois l'excellence et la nécessité

sagt er.

Er findet jedoch, dafs die Beweise, welche die Kirche ihm von Gottes Existenz giebt, nicht ausreichend sind. Er nennt sie: Gemeinplätze (lieux-communs) dunklen Mysterienkram (fatras obscur de mystères) tausend Vorurteile (mille préjugés).

Sie lassen seinen Verstand (sens commun, raison prudente et sage) unbefriedigt. — Und letzterer, da er ihm von Gott verliehen, darf seiner Ansicht nach durch einen Gottesbegriff oder Gottesbeweis nicht verletzt werden.

Endlich betrachtet er die Überlieferung der Gesetzgebung auf dem Sinaï als eine klug erfundene Erzählung (conte bien inventé), als eine schlaue Lüge (mensonge subtil), mit welcher der menschliche Gesetzgeber, Moses, seine Autorität stützte.

Als der Abbé de Châteauneuf das Kind die Moïsade lehrte, hat es die Bedeutung dessen, was es geläufig nachsprach, in seinen Einzelheiten sicherlich nicht voll begriffen. — Sein Geist empfing jedoch dadurch eine allgemeine Richtung auf das Freidenkertum; und jene in seiner Jugend unverstandenen Einzelheiten, die mit der ganzen Frische erster Eindrücke haften geblieben, sind ihm zweifelsohne später völlig zu Bewufstsein gekommen und mögen manchem seiner scharfen Angriffe gegen die Kirche zum Vorbild gedient haben.

Neben religiösen Fragen wurden in Voltaires Elternhause wohl auch politische Gegenstände be-

sprochen. — Die Ereignisse des seit 1701 von Ludwig XIV. geführten spanischen Erbfolgekrieges, die damit verbundenen Steuerhöhungen und steigenden Finanzschwierigkeiten des Landes gaben den natürlichen Anlafs zu solchen Diskussionen, bei denen auch die wirtschaftlich-politische Rolle des Parlaments erörtert worden sein mag.

Da Voltaire die Herren vom Parlamente täglich im Justizpalaste sehen konnte, da die politischen Diskussionen der Erwachsenen sich für ihn mit Anschauungen deckten, mag bereits damals jenes rege Interesse für Politik bei ihm erwacht sein, das er sein ganzes Leben lang an den Tag gelegt hat.

Endlich darf nicht übergangen werden, dafs Voltaire als Kind bereits litterarisch gebildet und erzogen wurde. — Was germanische Völker Poesie nennen, eine Dichtung, die Sagen und Märchen, nordische Volkslieder und Shaksperesche Dramen, Goethes Lyrik und Goethes Faust hervorgebracht, diese Art Poesie hat Voltaire nie gekannt. Man darf daher, will man gerecht gegen ihn sein, Voltaire als Dichter niemals vom Standpunkt germanischer Poesie aus beurteilen.

Die Dichtung, die ihm in seiner Kindheit nähertrat, war das klassische, französische Theater, wie Corneille, Racine und Molière es geschaffen. Es waren die Episteln und Satiren Boileaus, des einzigen, der von den Gröfsen der klassischen Dichtung im Anfange des 18ten Jahrhunderts noch überlebte.

Es waren die Oden Jean Baptiste Rousseaus, die sämtlich das Schicksal der einen unter ihnen, der Ode à l'Immortalité, geteilt haben, von der Voltaire gemeint, sie werde schwerlich an ihre Adresse gelangen.

Als Poesie wurden dem Knaben auch die leichten,

anacreontischen Tändeleien des Herrn von Rochebrune, Chaulieus, La Fares, hingestellt.

Nicht ausgeschlossen ist, dafs sogar die Moïsade, weil sie in Reimen war, von ihm auch als Gedicht betrachtet wurde.

Diese Dichtung war Verstandesdichtung, Hofkunst, weltmännisch galantes Scherzen und Didaktik. Sie und keine andere erfüllte Voltaires Jugend, galt ihm als Vorbild.

Die herrschende Kunsttheorie seiner Zeit, welche Poesie nach Regeln schaffen zu können glaubte, und die während Voltaires Jugendjahren im Streit der Alten und der Neuen (anciens et modernes) lebhaft erörtert wurde, konnte ihn nur in dieser Anschauung bestärken. Voltaire hat die Dichtung von Jugend an als gereimten Verstand betrachten lernen.

Voltaires Elternhaus liefs dem nun fast zehnjährigen Knaben auch eine gute, äussere Erziehung und die Anleitung zu Formgewandtheit angedeihen.

Davon giebt folgender Neujahrsbrief Zeugnis, den Armand Arouet im Verein mit seinem jüngeren Bruder im Dezember 1704 an seine Base schreibt, und den letzterer noch ganz kindlich mit Zozo unterzeichnet.

Der Brief lautet:

Madame et très honorée cousine,

Mon papa m'a fait cette grace de me comander d'estre son secréttaire ce premier d'année et vous tesmoigner les humbles respects de nostre maison, avec les veux et les prieres que nous faisons pour vostre prospérité, santé, bonheur, et satisfacion, qui ne sont en doutte de vostre costé en egard à nous. Il vous suplie, madame ma cousine, le croire toujours bon parent et ne vous despartir de l'affection que vous devez à sa famille, et moy, le secrettaire, je finiray en me disant, et Zozo.

Vos très-humbles et respectueux cousins

Zozo. Arouet.

So war Voltaire denn ein Kind, das in sehr günstigen, äufseren Verhältnissen geboren, frühzeitig angeregt und aufgeweckt, in seinem zehnten Jahre bereits die Grundlagen einer festen, ganz bestimmten, religiösen und litterarischen Entwickelung, vielseitige Interessen, reiche Anschauungen und gesellschaftliche Erziehung besafs.

Von seinen geistigen Fähigkeiten war ohne Zweifel der Verstand am meisten entwickelt. Vorwiegend an den Verstand wandte sich die religiöse, richtete sich die litterarische und gesellschaftliche Erziehung des Knaben.

So sind in dem Kinde Voltaire die dunklen und dumpfen, die ahnungsvollen und die unbewufst sehnenden Zustände der Seele weniger häufig geweckt worden, als dies bei Kindern der Fall ist, die mit Legenden, mit Volksliedern, und in naivem Glauben, statt in fortwährenden, rationalistischen Diskussionen aufgezogen werden.

Wenn die Geistesrichtung in Voltaires Elternhause aber auch vorwiegend praktisch und rationell war, so darf doch nicht vergessen werden, dafs dem Knaben dort gleichfalls der Glaube an einen Gott, den das Gefühl offenbart, also eine Gefühlsreligion, eingeprägt wurde.

Dafs Voltaire überhaupt ein warmherziges und mitleidiges Kind war, bestätigt uns aufserdem einer seiner Lehrer, dessen Urteil über den Knaben im folgenden Kapitel besprochen werden soll. — Im Jahre 1704 hört Voltaires Kindheit auf, und seine Schulzeit beginnt.





Zweites Kapitel.

1704—1710.

Voltaires Schulzeit in Louis-le-Grand. — Voltaires Lehrer. — Seine Schulkameraden. — Seine dichterische Begabung. — Sein Freidenkertum. — Seine Beziehungen zum Temple.

Drei Jahre nach dem Tode seiner Mutter, im Jahre 1704, wurde Voltaire, der seinen ersten Unterricht wahrscheinlich im Hause erhalten, in eine höhere Erziehungsanstalt, wir würden heute sagen in ein Gymnasium, gegeben. Nach französischer Sitte war dieses Gymnasium ein Internat, und während der sechs Jahre, welche Voltaire dort verbrachte, kehrte er nur besuchsweise, an Sonn- und Feiertagen und in den Ferien, nach Hause zurück.

Wenn Voltaires Erziehung aufserhalb des Hauses vollendet wurde, so haben wir darin nichts Ungewöhnliches, sondern nur eine herrschende Sitte der Zeit zu sehen. Auch Armand Arouet, Voltaires älterer Bruder, hatte seine Gymnasialstudien in einem Internat, der von den Frères de l'Oratoire geleiteten Anstalt Saint-Magloire, betrieben.

Die Frères de l'Oratoire waren ein geistlicher Orden, wie denn das ganze höhere Schulwesen Frank-

reichs damals ausschliefslich in den Händen der Geistlichkeit lag. — Doch wurde Voltaire nicht gleich seinem Bruder, nach Saint-Magloire, sondern in das Internat Louis-le-Grand geschickt. Vielleicht geschah dies deshalb, weil die Erziehung durch die Frères de l'Oratoire Armand Arouet eine ausgesprochen kirchliche Richtung gegeben hatte.

Voltaire erhielt Lehrer, die weniger ausschliefslich kirchlich waren: Louis-le-Grand wurde von Jesuiten geleitet.

Die Wahl von Louis-le-Grand dürfte beweisen, dafs der alte Herr Arouet mit dem begabten Knaben ziemlich hoch hinauswollte. Louis-le-Grand war sozusagen das Modegymnasium; wie der Name andeutet, stand es gewissermafsen unter der Protektion des Königs Ludwigs XIV., und der hohe Adel schickte seine Söhne dorthin. — Der kleine Aronet, der trotz der angesehenen Stellung und der vornehmen, gesellschaftlichen Verbindungen seines Elternhauses doch immer nur ein Bürgerlicher war, befand sich dort in Gesellschaft der ersten Namen des Königreichs, der Conti, Soubise, Villars, Boufflers, Montmorency, Rohan, Broglie und Richelieu. Es mag ihm dieses keine besondere Vorliebe für den simplen, bürgerlichen Namen Arouet eingeflöfst haben.

Das Internat zählte 500 Schüler; es bedurfte deshalb einer übersichtlichen Organisation. An der Spitze der Anstalt stand ein Rektor, dessen Vorgesetzte der Provinzialdirektor des Jesuitenordens (Père Provincial) in Paris und der Jesuitengeneral in Rom waren. — Dem Rektor seinerseits unterstanden eine gewisse Zahl von Lehrern und Erziehern, die sämtlich Geistliche des Jesuitenordens waren. Laienbrüder desselben Ordens bedienten diese Geistlichen, erfüllten die oberen Hausämter, beaufsichtigten

die Krankensäle, die Wäschekammern, die Vorratsräume und versahen den Pförtnerdienst. Eine wahre Heerschar von Köchen, Aufwärtern, ja sogar von Handwerkern, welche dauernd für dies grofse Gemeinwesen arbeiteten und ihm daher beständig einverleibt waren, hatten wiederum die Anordnungen der Laienbrüder auszuführen.

Diese grofse Anzahl von Lehrern, Schülern und Bedienten konnte nicht in einem einzigen Hause untergebracht werden. So war denn Louis-le-Grand auch ein völliger Gebäudekomplex, sozusagen eine Stadt für sich, wie etwa der von uns bereits erwähnte Pariser Justizpalast. Und selbst das heutige Lycée Louis-le-Grand, welches auf derselben Stelle wie sein Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert steht, hat, wenngleich umgebaut und modernisiert, von diesem Charakter einer Stadt für sich noch etwas behalten. Seine vielen Höfe und Winkel, Gänge und gewölbten Thore, seine Mansarden und Gitter lassen erraten, wie verbaut, verwickelt und verzwickt, wie geeignet zu lustigen Streichen das alte Internat zu Voltaires Zeit gewesen sein mufs.

Die 500 Schüler von Louis-le-Grand waren nicht alle von Adel; die Söhne weniger hochgestellter und weniger reicher Familien sollen sogar etwa die Hälfte der Zöglinge gebildet haben. — Sie erhielten den Unterricht in grofsen Klassen und teilten gemeinsame Schlafsäle. — Die andere Hälfte bewohnte in kleinen Gruppen von 5 unter Aufsicht eines Präfekten (préfet) besondere Zimmer, und die Söhne grofser Familien verfügten sogar noch über eigene Hofmeister und Diener.

Obgleich in diesem grofsen Internat, das sich fast mit einem wimmelnden Ameisenhaufen vergleichen läfst, eine gewisse Ordnung und Zucht unerläfslich

war, dürfte eine eiserne Strenge dort nicht geherrscht haben. — Es ist niemals Ziel der Jesuiten gewesen, die Kinder der Welt durch zu harte Forderungen oder rauhes Wesen abzuschrecken. Sie suchten im Gegenteil auf eine gute Art, durch Ruhe, Höflichkeit, Milde und Überredung mit ihren oft hochfahrenden Zöglingen fertig zu werden, mit diesen stolzen Junkern, welche mit 12 und 13 Jahren bereits Gouverneur einer Provinz, Oberst im Königlichen Heere waren, den Degen an der Seite trugen und mit Rofs, Wagen und Dienern vor dem Thore von Louis-le-Grand angefahren kamen.

Der volle Lehrkursus der Anstalt bestand aus sechs Klassen. In den vier ersten wurde vorwiegend lateinische Grammatik getrieben. — Lateinisch war überhaupt die Unterrichtssprache, und die Muttersprache wurde nur durch Übersetzungen aus dem Lateinischen in das Französische oder in poetisch-stilistischen Übungen gepflegt. — In den zwei oberen Klassen lehrte man etwas Mathematik, Physik und Chemie, etwas Logik und Philosophie. Das Griechische, die Geographie und Geschichte wurden gänzlich vernachlässigt. — Der Schwerpunkt des Unterrichts lag darin, die Schüler mit den lateinischen Autoren bekannt zu machen, ihnen durch beständiges Auswendiglernen derselben eine Menge Citate einzuprägen, mit welchen sie glänzen und sich gelegentlich aus der Verlegenheit ziehen konnten. Man wünschte, sie auch durch das fortwährende Übersetzen und Feilen an Schärfe und Glätte des sprachlichen Ausdrucks zu gewöhnen, kurz: Leute aus ihnen zu machen, die gewandt, wenn auch vielleicht nicht gründlich, jedwede Frage zu behandeln, sich in jeder Lage zu benehmen wufsten. — Dem gleichen Zwecke dienten auch die Theateraufführungen und die sogenannte

»Akademie« in Louis-le-Grand. In dieser hielten die vorgeschrittensten Schüler, wir würden sagen die Primaner, allwöchentlich Stegreifdiskussionen und Redeübungen ab. Voltaire hat sich gegen das Ende seiner Studien mehr als einmal in ihr bemerkbar gemacht. — Dafs in Louis-le-Grand auch eine religiöse Unterweisung gegeben wurde, ist selbstverständlich. — In Louis-le-Grand — wie später noch so oft in seinem Leben, gehörte Voltaire zu den Bevorzugten, zu denjenigen Schülern, welche in einer Gruppe von 5 mit ihrem Präfekten ein getrenntes Zimmer bewohnten. Für diese Wohnung, für volle Pension und Unterricht wurden 400 Livres jährlich gezahlt, ein sehr mäfsiger Preis, in welchen allerdings die Kleidung des Schülers, seine Auslagen für Schulbücher, Schreibmaterialien, etwaige Kurkosten nicht mit einbegriffen waren.

Mit seinem Zimmerpräfekten stand Voltaire sehr gut; der Père Thouliet, in der Litteratur als Abbé d'Olivet bekannt, war ein sehr häfslicher, aber sehr sanfter und gütiger Mann, ein fester Lateiner und Grammatiker, ein Freund und Bewunderer Boileaus, ein Feind aller litterarischen Neuerungen. Er konnte Voltaire in den litterarischen Anschauungen, welche dieser von Hause mitbrachte, nur bestärken. — Als der Kampf zwischen den Alten und den Neuen in der französischen Litteratur wütete, mufste der Abbé d'Olivet sich naturgemäfs auf Seite der Alten stellen; er mufste seine Schüler anflehen, die Traditionen des grofsen 17. Jahrhunderts fortzupflanzen, an der alleinseligmachenden Nachahmung der Alten festzuhalten und die Irrlehre zu fliehen, dafs neue Völker ohne Nachahmung der Antike neue, eigene Litteraturen schaffen könnten.

So wird zwischen 1704 und 1710 in Louis-le-Grand der Grund zu Lessings heifser Fehde gegen

Voltaire gelegt. Voltaires eigentlicher Litteraturlehrer war der Père Porée. Er scheint auf seinen begabten Zögling jedoch weniger einen litterarischen als einen erziehlich sittlichen Einflufs geübt zu haben. Dem Père Porée war die freigeistige Richtung Voltaires schwerlich entgangen; machte der Knabe in Louis-le-Grand aus seinen unkirchlichen Anschauungen doch kein Hehl. Er soll unter anderem dort gesagt haben, die Existenz der Hölle sei nicht sicherer als die Existenz einer Unterwelt, und den Himmel soll er als den grofsen Schlafsaal der Welt (le grand dortoir du monde) bezeichnet haben.

Diese Auflehnung des Knaben gegen die Lehren der Kirche wurde von dem Père Porée nach Kräften, doch mit Sanftmut, bekämpft. — Der Lehrer hatte bemerkt, dafs der Knabe ein ungemein lebhaftes Mitgefühl besafs und jeder Art von Leid und Unglück gegenüber den dringenden Wunsch zu helfen zeigte.

Wir heben dieses besonders hervor, weil diese Eigenschaften, welche man Voltaire oft abgesprochen hat, hier von einer Person, die ihn täglich sah, als hervortretende Charakterzüge des Knaben bezeichnet werden.

An dieses Mitleid appellierte der Père Porée, um Voltaires unkirchliche Neigungen zu bekämpfen. — Er konnte allerdings das Mitleid als die vornehmste Tugend hinstellen, welche dem Christen von seiner Religion geboten ist, und so dem Knaben beweisen, dafs er, in diesem Sinne ein Christ, unrecht habe, über die Kirche zu spotten.

Falls der Père Porée so mit seinem Zöglinge argumentierte, hat er ihn jedenfalls nicht überzeugt, er hat Voltaire nur in der Richtung bestärkt, welche das väterliche Haus dem Knaben mitgegeben, und die darin bestand, zwischen Religion und Kirche zu unterscheiden.

Des Père Porée Ermahnungen zur Sanftmut, seine Warnungen vor übermütigem Spotte waren bei Voltaire um so mehr angebracht, als er mit einem seiner Lehrer, dem Père Lejay, auf fortwährendem Kriegsfuſse stand.

Der Père Lejay war Voltaires sehr wenig beredter Lehrer der Rhetorik. — Diese Schwäche des Père Lejay hatte Voltaire sicherlich rasch entdeckt, und er, der form- und redegewandt war, hat sich wahrscheinlich über den unbegabten Lehrer weidlich lustig gemacht. Seine Witzeleien werden bei den Schülern Anklang gefunden haben, und das Leben des Père Lejay mag seitdem kein leichtes gewesen sein. — Voltaire hat es wohl auch darauf angelegt, den Lehrer noch durch unkirchliche Äuſserungen eigens zu reizen, und so soll es bei den wöchentlichen Diskussionen der bereits erwähnten «Akademie» einmal zu folgender Scene gekommen sein. Auf eine ketzerische Äuſserung Voltaires hin hätte der Père Lejay, den Knaben beim Kragen schüttelnd, gerufen: »Malheureux, tu seras un jour l'étendard du déisme (Führer der Aufklärer) en France.«

Mag diese Prophezeiung, wie so viele andere, auch erst späteren Ereignissen zu Liebe erfunden worden sein, darüber konnte für die Lehrer und Erzieher wohl kein Zweifel bestehen, daſs sie es hier mit einem ebenso hoch begabten wie ehrgeizigen Knaben zu thun hatten.

Voltaires geistiger Begabung erwähnt der Père Porée, wenn er erzählt, daſs der Knabe, während seine Kameraden spielten und umhersprangen, es liebte, sich altklug von den groſsen Männern der Vergangenheit, den politischen Zuständen des Landes, den Tagesereignissen zu unterhalten und, wie der Père Porée

sich ausdrückt, gerne »in seiner kleinen Wage die Geschicke Europas wog«.

Von Voltaires brennendem Ehrgeiz giebt uns der Père Pallu, des Knaben Beichtvater, ein Zeugnis, wenn er sagt: »Cet enfant est dévoré de la soif de la célébrité.«

Es darf hier von neuem bemerkt werden, dafs diese fortwährende Geistesthätigkeit, dieser gespannte Ehrgeiz Voltaires Gesundheit wenig zuträglich gewesen sein mögen. Aus dem frühreifen Kinde wird der Knabe mit dem fortwährend arbeitenden Gehirn, wird der reizbare Jüngling, Mann und Greis, der sich bis in das höchste Alter eine Eindrucksfähigkeit, eine Beweglichkeit und eine Leidenschaftlichkeit in Hafs und Liebe bewahrt, die, wie seine Begabung, ungewöhnlich waren. Bei Voltaire haben die Nerven eine grofse Rolle gespielt; betonen wir das, denn es erklärt viele seiner häfslichsten wie seiner besten Thaten.

Dadurch, dafs Voltaire selbständig dachte und auch im Ausdruck seiner Gedanken gewandt war, hat er wahrscheinlich bald eine gewisse Rolle unter seinen Kameraden gespielt.

Wir kennen die Namen einiger derjenigen, die Voltaire näher getreten sind, und deren Freundschaft ihm treu geblieben ist.

Am höchsten im gesellschaftlichen Range standen die beiden d'Argenson, von welchen der eine, der Marquis, später Staatssekretär des Auswärtigen, der andere, Graf d'Argenson, Staatssekretär für das Kriegswesen wurde. Mit beiden ist Voltaire jedoch kaum ein Jahr in Louis-le-Grand zusammen gewesen.

Länger dürfte er mit zwei anderen adligen Knaben, Fyot de la Marche und le Gouz de Gerland, seine Studien geteilt haben. Beide erfüllten später hohe

Ämter in der französischen Magistratur, und Voltaire blieb in dauerndem Briefwechsel mit ihnen.

Eine wirklich zärtliche und gleichfalls lebenslängliche Freundschaft verband ihn endlich mit René, Grafen d'Argental, welcher für Voltaire eine lebhafte Bewunderung hegte. Wir werden seinem Namen in Voltaires Leben fortdauernd begegnen.

Wir wissen nicht, ob die Schüler in Louis-le-Grand sich du nannten. In seinen Briefen braucht Voltaire auch diesen Freunden gegenüber stets das »vous«.

Während Voltaire sich derart in Gesellschaft adliger Schulkameraden bewegte, mit denen er sich, wenn auch nicht an sozialem Range, so doch an geistiger Begabung messen konnte, verschaffte gerade sein Talent ihm den Eintritt in zwei Gesellschaften, die geistig wie sozial über bedeutendes Ansehen in Frankreich geboten: kaum elfjährig, wurde Voltaire Ninon de l'Enclos vorgestellt und etwas später in die Société du Temple eingeführt.

Beide Auszeichnungen verdankte er seinem Paten Châteauneuf, woraus wir wohl schliefsen dürfen, dafs dieser auch seit Voltaires Eintritt in Louis-le-Grand den Knaben nicht aufser Augen liefs. Wahrscheinlich hat er ihn an Sonn- und Feiertagen aus der Schule abgeholt und in den längeren Ferien nach wie vor einen Einflufs auf ihn ausgeübt.

Den Anlafs zu Voltaires Vorstellung bei Ninon gaben einige Verse Voltaires, der sich um jene Zeit, scheint es, bereits als Poet in Louis-le-Grand einen gewissen Ruf zu erwerben begann. — Wir besitzen drei seiner Jugendgedichte. Das eine ist ein Bittgesuch an den König. Voltaire hatte es rasch für einen darbenden Invaliden zusammengereimt, der zu den als Verskünstlern bekannten Jesuiten gekommen war, um

sich seine poetische Bitte herrichten zu lassen. Die vielbeschäftigten Patres hatten den Invaliden an ihren formgewandten Schüler gewiesen. — Das Gesuch ist ganz in dem traditionellen Lobstil abgefafst, aber sehr glatt und gewandt geschrieben; es hatte den gewünschten Erfolg, und der Invalide erhielt die Unterstützung, welche er verlangt. — Das zweite der uns erhaltenen Gedichte ist eine poetische Schularbeit, die in vier Zeilen ein gegebenes Thema kurz, scharf und geschickt behandelt. — Das lustigste und persönlichste der Jugendgedichte Voltaires ist jedoch eine Strafarbeit. Voltaire verfafste sie, um damit eine Tabaksdose einzulösen, die er während der Stunde voller Mutwillen in die Luft geworfen, und welche der Lehrer daher beschlagnahmt hatte. Das Gedicht lautet:

Adieu, ma pauvre tabatière!
Adieu, je ne te verrai plus;
Ni soins, ni larmes, ni prière
Ne te rendront à moi; mes efforts sont perdus.
Adieu, ma pauvre tabatière;
Adieu, doux fruit de mes écus!
S'il faut à prix d'argent te racheter encore,
J'irai plutôt vider les trésors de Plutus.
Mais ce n'est pas ce dieu que l'on veut que j'implore,
Pour te revoir, hélas, il faut prier Phoébus —
Qu'on oppose entre nous une forte barrière!
Me demander des vers: hélas je n'en puis plus.
    Adieu, ma pauvre tabatière;
    Adieu, je ne te verrai plus!

Chateauneuf, über die Versgewandtheit seines Patenkindes erfreut, mag Ninon de l'Enclos, zu deren Kreis er ja gehörte, diese oder ähnliche Verse des kleinen Gymnasiasten mitgeteilt haben. Ninon de Enclos, dadurch neugierig gemacht, liefs sich den Knaben durch den Abbé de Châteauneuf vorstellen.

Sie war damals über 80 Jahre alt, und so hat

Voltaire den vollen Eindruck ihrer Schönheit und ihres Geistes nicht mehr empfangen. — Sie jedoch scheint an dem begabten und geweckten Knaben Gefallen gefunden zu haben, denn bei ihrem Tode, der 1705 eintrat, hinterliefs sie ihm ein Legat von 2000 livres, »um Bücher zu kaufen«.

Gegen 1706 soll Voltaire in die Société du Temple eingeführt worden sein.

Wie frühreif Voltaire in jeder Hinsicht war, beweist auch der Umstand, dafs er in seinem 13. Jahre bereits einige Wechsel ausgestellt hat. Wahrscheinlich genügte das Taschengeld des Knaben nicht, um seine Extraausgaben zu bestreiten, und so wendete er sich vertrauensvoll an gefällige Geldleiher, die ihm, in Anbetracht seiner späteren Erbschaft, die gewünschten Summen gern vorstreckten.

Mit 16 Jahren beendete Voltaire seine Gymnasialstudien in Louis-le-Grand.

Sie waren, vom heutigen Standpunkt betrachtet, nicht sehr gründlich. Voltaire selbst hat sie später ebenso beurteilt, und in dem Dialog zwischen einem Exjesuiten und einem Parlamentsrat läfst er letzteren sagen: »Ihr habt mich wirklich vortrefflich erzogen; von der Geschichte meines Landes, seiner Beschaffenheit, seinen Gesetzen und Interessen wufste ich nichts, nichts von Mathematik, kein Wort einer verständigen Philosophie — Latein und Dummheiten, das hatte ich gelernt.«

Aber nichtsdestoweniger hat er seinen jesuitischen Lehrern eine stete Dankbarkeit bezeigt, die teils aufrichtig, teils berechnet sein mochte, — denn war er einerseits dem Père Porée und dem Père Thouliet wirklich verpflichtet, so war er andererseits auch klug genug, sich mit diesem Orden, der bis zu seiner Ver-

treibung aus Frankreich, 1763, eine religiöse, soziale und politische Macht war, gut zu stellen.

Hat Voltaire in Louis-le-Grand auch kein sehr gründliches Wissen erworben, so war die Erziehung und Bildung, welche er dort durch die Jesuiten erhielt, die zur Entwickelung seiner natürlichen Anlagen am meisten geeignete.

Voltaire, wir haben es bereits gesagt, kam als ein frei denkendes und lebhaft fühlendes, als ein litterarisch begabtes, weltgewandtes und bereits ehrgeiziges Kind nach Louis-le-Grand.

Seine freigeistige Richtung wurde in Louis-le-Grand nicht geändert; in den warmen Regungen des Mitgefühls wurde Voltaire durch einen seiner Lehrer bestärkt; seine litterarische Begabung ward durch die vorwiegend litterarische Erziehung der Jesuiten bedeutend entwickelt; die fast ausschliefslich logische und grammatische Schulung, welche Voltaire auf dem Gymnasium erhielt, die stets wiederholten, stilistischen Übungen, denen er sich dort unterziehen mufste, haben seinem Ausdruck jene unnachahmliche Klarheit, Glätte und Gefälligkeit gegeben, die Voltaires Stil charakterisiert.

An Weltgewandtheit mufste Voltaire, da Jesuiten ihn erzogen, noch in ganz besonderem Mafse zunehmen. Die Kunst, das scheinbar Unerreichbare zu erreichen, indem man Hindernisse, die nicht geradenwegs zu überwinden sind, umgeht, indem man Widerstrebendes langsam zersetzt und Gegensätze abschleift; die Kunst, es niemals ganz mit jemandem zu verderben und durch Formgewandtheit und Gefügigkeit das scheinbar Unversöhnliche zu versöhnen, diese Kunst hat stets als Kennzeichen des Jesuitenordens gegolten. — Wir werden sie in der Folge bei Voltaire häufig wiederfinden.

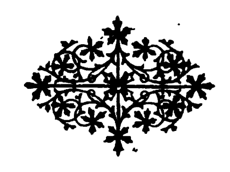
Doch nicht nur der Einflufs der Lehrer wirkte in Louis-le-Grand in Hinsicht der Weltgewandtheit auf Voltaire. — Der tägliche Umgang mit Knaben aus den ersten Gesellschaftsklassen that das seinige dazu.

Er war es auch, welcher Voltaires Ehrgeiz immer neue Nahrung geben und in ihm den Gedanken wecken mufste, sich jenen Jugendkameraden, die er geistig überflügelte, gesellschaftlich wenigstens gleichzustellen.

So hatte die Erziehung in Louis-le-Grand Voltaires besondere Anlagen und Neigungen denn nur entwickelt und bestätigt.

Voltaire verliefs die Schule im Jahre 1710 nach einer letzten Preisverteilung in Louis-le-Grand. Als vielversprechendes, poetisches Talent wurde er bei dieser Gelegenheit dem gröfsten Lyriker der Zeit, welcher die Cermonie mit seiner Gegenwart beehrte, vorgestellt. Es war dieses der von uns bereits mehrfach erwähnte Jean Baptiste Rousseau; Voltaire sah damals in ihm sein poetisches Ideal, und von dem Schwung der Feier, von der eigenen Begeisterung hingerissen, bot er dem Angebeteten sein Antlitz zum Kusse.

So endete Voltaires Schülerlaufbahn.





Drittes Kapitel.

1710—1714.

Konflikt mit dem Vater. — Erste Liebe. — Pagenstreiche. — Dichterehrgeiz.

Voltaire kehrte nach beendigten Gymnasialstudien in das elterliche Haus zurück. — Es war ein stilles Haus geworden.

Madame Arouet war bereits seit neun Jahren tot. — Im Jahre 1708 war der intime Freund der Familie, Voltaires Pate Châteauneuf, gestorben. — Wir wissen weder über seinen Tod etwas, noch wie Voltaire denselben empfunden. — Da der Abbé de Châteauneuf sich stets liebevoll und eingehend um den Knaben gekümmert, ja, wie es scheint, seine Erziehung geleitet hat, mufste sein Tod im Leben des jungen Voltaire eine bedeutende Lücke hinterlassen.

Jedoch nicht nur die freundliche und elegante Gestalt des Abbé de Châteauneuf fehlte in dem gewohnten Kreise; durch die im Jahre 1709 erfolgte Heirat seiner Schwester Marguerite hatte Voltaire dort eine weitere Fürsorge verloren.

Fräulein Arouet war mit einem Revisor von der Oberrechnungskammer (Correcteur des Comptes), Mignot, vermählt worden. — Weitere Einzelheiten über ihre Ehe sind nicht bekannt. Ihre Kinder werden jedoch in Voltaires Leben eine grofse Rolle spielen.

Als Voltaire nach Hause zurückkehrte, fand er somit dort nur noch den alten Herrn Arouet und seinen Bruder Armand.

Wir haben das Verhältnis der beiden Brüder bereits als ein wenig herzliches schildern müssen. — Da Armand, wahrscheinlich durch die freigeistigen Anschauungen des Vaters und Bruders häufig verletzt und gereizt, immer tiefer in die streng kirchliche Richtung des Jansenismus hineingeriet, konnten die Beziehungen zwischen dem älteren und dem jüngeren Arouet auch jetzt keine besseren werden.

Am schwierigsten wurde jedoch Voltaires Stellung zu dem Familienhaupt, dem alten Herrn Arouet selbst.

Es wurde bereits erwähnt, dafs der Königliche Rat Arouet ein lebhaftes Standesbewufstsein besafs. — Von der Wichtigkeit und dem Ansehen seiner Funktionen überzeugt, wünschte er beide Söhne in seine Fufsstapfen treten und ein Amt bei Gericht ausfüllen zu sehen.

Armand hatte dem Wunsche des Vaters gewillfahrtet. — Bei Voltaire traf der alte Arouet auf Widerstand.

Als der alte Herr Voltaire nach Louis-le-Grand gab, hatte er nur gewünscht, der Knabe möge sich dort ein Wissen aneignen, das ihm gestatte, später die Vorlesungen der Pariser Rechtsfakultät mit Erfolg zu besuchen und seine vorschriftsmäfsigen Prüfungen zu bestehen, d. h. ihn auf die juristische Laufbahn vorzubereiten.

Dafs Voltaire gleichzeitig in Louis-le-Grand mit

jungen Grafen und anderen Knaben von Adel Freundschaften schlofs, hatte er sicherlich als einen nicht unbeträchtlichen Nebengewinn dieser Erziehung betrachtet.

Niemals jedoch scheint der alte Herr Arouet daran gedacht zu haben, dafs die Erziehung, welche er dem Knaben in Louis-le-Grand geben liefs, Voltaires Streben auf Ziele leiten könnte, die den seinen geradezu entgegengesetzt waren.

Dieser Fall trat jedoch ein.

Als das Familienoberhaupt mit dem Sohne die Berufswahl zu besprechen begann, erklärte Voltaire, Dichter werden zu wollen.

Dichter sein dürfte für Voltaire etwa soviel bedeutet haben, wie — Günstling des Königs und des Hofes, ein Talent, das wie Corneille, Racine und Molière, sich durch die Kraft seines Geistes den Grofsen der Welt gleichzustellen im stande war.

Trotz seiner litterarischen Interessen hat dem alten Herrn Arouet die unsichere Dichterlaufbahn, die keine feste, bürgerliche Stellung gewährte, für den Jüngling nicht gepafst.

Da der Abbé de Châteauneuf nicht mehr als Vermittler dienen konnte, begann, seit 1710, zwischen dem Vater Arouet und Voltaire eine achtjährige Konfliktszeit.

Voltaire liefs sich allerdings dazu herbei, den kahlen und häfslichen Hörsaal der Pariser Rechtsfakultät mit seiner widerwilligen Gegenwart zu beehren; doch ist anzunehmen, dafs nur seine völlige, pekuniäre Abhängigkeit von dem Königlichen Rat ihn zu dieser Konzession bestimmte.

Weit fleifsiger als die juristischen Vorlesungen besuchte Voltaire jedoch die Kaffeehäuser, welche sich damals in Paris einzubürgern und dem litterarischen

Leben der Hauptstadt als Sammelplätze zu dienen begannen.

Ein ebenso häufiger Gast war er auch in der Société du Temple, welcher der Pate Châteauneuf ihn ja im Jahre 1706 bereits vorgestellt.

Über den Geist der Tempelgesellschaft ist bereits im ersten Kapitel eingehend gesprochen worden. Es mögen hier noch einige, vielleicht nicht uninteressante Einzelheiten über den Temple als Stadtviertel angefügt werden.

Der Temple war eine Ansiedelung für sich, welche, wie z. B. das Faubourg Saint-Antoine, ihre eigenen Gesetze und Privilegien besafs und zur Zeit, wo Voltaire dort eingeführt wurde, wohl an 3000 Einwohner zählte. — Grofse, mit Zinnen versehene Mauern schlossen das Gebiet des Temple ein, das sich zwischen der Rue du Temple, der Rue de la Corderie, der Rue Cafarelli und der Rue Vendôme ausdehnte. — Innerhalb dieser Mauern wimmelte eine bunte Bevölkerung von Handwerkern und Gewerbtreibenden, ja sogar von zahlungsunfähigen Schuldnern, die dort das Asylrecht genossen. — Sie wohnten in einem Gewirr von Höfchen und Gäfschen, das sich demütig um den Wohnsitz des Grofspriors von Frankreich und um die Privathäuser einiger adliger Familien, der Boufflers, Guise und Boisboudrant, die dort ansässig waren, gruppierte.

Es war eine lustige Stadt, dieses Tempelviertel; vor dem Hause des Grofspriors stand ein prächtiger, alter Kastanienbaum, die Privathäuser der Boufflers, Guise und Boisboudrant waren von schattigen Gärten umgeben. Dort blühte, sang und zwitscherte es im Frühling, und die milde Ordensregel gestattete dem Prior, galante Herren, ja schöne Damen einzuladen und glänzende Feste zu geben. — Eine Anzahl adliger

Pfründner, darunter der Abbé de Chaulieu, bewohnte gleichfalls die Ordensstadt. Da die meisten von ihnen keine Ordensregel zu beobachten hatten, und da sie sämtlich einer epikuräischen Philosophie huldigten, vermeldet die Geschichte, dafs sie unter der Führung des Prinzen Vendôme ihr Leben dort in recht weltlicher Weise genossen.

Der Grofsprior Vendôme war seit dem Jahre 1706 allerdings von Ludwig XIV. verbannt worden. Doch hatte diese Verbannung ausschliefslich politische Gründe; die Freigeister der Société du Temple wurden trotz der Abwesenheit ihres Führers nicht beunruhigt; die üblichen Vereinigungen fanden in gewohnter Weise statt, und der Abbé Chaulieu sang nach wie vor:

> Ne sortons pas encore
> D'un repas si charmant.
> Que la naissante Aurore
> Nous retrouve chantant
> Flou, flou!
>
> Profitons de la vie
> Ça, verse-moi du vin;
> Et qui sait, ma Silvie,
> Si nous ferons demain
> Flou, flou!

An den Gelagen dieser robusten Zecher dürfte Voltaire nur einen bescheidenen Anteil genommen haben. — Seine Gesundheit war zart, und er ist wohl deshalb in Speise und Trank stets sehr mäfsig gewesen.

Lebhafter hat er sich an den religiösen und philosophischen Diskussionen der Société du Temple beteiligt. — Die Gedanken, dafs ein gütiger Gott die Welt regiere, dafs er sein Dasein durch das Gefühl in der Seele der Menschen offenbare, dafs er von

ihnen Nächstenliebe und Toleranz fordere, dafs die Dogmen der Kirche doch nicht mit den Forderungen der Religion zu verwechseln seien, diese Gedanken waren Voltaire ja seit seiner Jugend geläufig.

Mit grofser Bereitwilligkeit stimmte der Jüngling auch in Chaulieus flou, flou ein. Und dieses um so mehr, als er seinem Lieblingsdichter, Jean Baptiste Rousseau, in der Tempelgesellschaft nähertrat.

Jean Baptiste Rousseau, der Sohn eines Schusters, hatte durch seine frühreife Begabung die Aufmerksamkeit reicher Gönner auf sich gezogen, durch ihre Verwendung eine klassische Erziehung erhalten, sich adlige Freunde erworben und jene Dichterlaufbahn eingeschlagen, die jetzt Voltaire seinem Vater abtrotzen wollte. — In einer Zeit, wo alle Gröfsen des 17. Jahrhunderts verschwunden waren, galt Jean Baptiste mit seinem hochfliegenden, aber trockenen Odenstil, seinen mythologischen Anspielungen und seinen klassischen Gemeinplätzen als der grofse Lyriker des Tages. — Er schrieb daneben auch leichte Verse und stachlige Epigramme für seine Freunde aus der Tempelrunde. — Darin versuchte sich bald auch Voltaire.

Denn er, der sonst so Zweifelsüchtige und Tadelfertige, welcher an den kirchlichen Dogmen seiner Zeit so lebhafte Kritik übte, hat die litterarischen Dogmen seines Jahrhunderts ganz unbesehen hingenommen.

Voltaires geselliges Leben brachte es mit sich, dafs er viel Geld ausgab und häufig spät nach Hause kam. Beides mifsfiel dem alten Herren Arouet.

Zuerst versuchte er es im bösen, den Jüngling auf den »rechten Weg« zu bringen; er liefs ihm die Hausthür verschliefsen, so dafs Voltaire einmal eine



Jean Baptiste Rousseau.

Nacht in einer leeren Sänfte zubringen mufste. — Dann versuchte er es im guten und bot ihm an, eine Stelle als Parlamentsrat zu kaufen. Hierauf soll Voltaire geantwortet haben: »Dites à mon père que je ne veux point d'une considération qui s'achète, je saurai m'en faire une qui ne coûte rien.«

Er begnügte sich daher seit 1712 nicht mehr mit der Abfassung leichter Verse und Epigramme, die er in den Pariser Cafés, in der Société du Temple und in den litterarischen Salons, die sich ihm zu öffnen begannen, recitierte.

Um den Vater von seinem Talente zu überzeugen, stellte Voltaire sich gröfsere Aufgaben; um den Widerstand des alten Gerichtsherrn zu besiegen, strebte er nach einer öffentlichen Anerkennung als Dichter.

Zuerst bewarb er sich im Jahre 1712 um einen Preis, den die französische Akademie ausgesetzt. Der Preis war für diejenige Ode bestimmt, welche einen von Ludwig XIV. in Notre Dame errichteten Kirchenchor am würdigsten besingen würde.

Voltaire als kirchlicher Sänger ist jedenfalls ein unerwartetes Schauspiel. Doch war diese Preisbewerbung für Voltaire nur das Mittel zum Zwecke eines dichterischen Erfolges.

Da die Akademie ihre Entscheidung in dieser Angelegenheit erst im Jahre 1714 veröffentlichte, wird Voltaires Ode erst bei dieser Gelegenheit von uns eingehender besprochen werden.

Doch verfolgte Voltaire noch ehrgeizigere Pläne. Er dachte allen Ernstes an das Theater, und zwar hauptsächlich wohl deshalb, weil ein Theatererfolg stets am durchschlagendsten und nachhaltigsten zu sein pflegt.

Der einzige, nennenswerte Vertreter der französi-

schen Bühne war damals der Tragiker Crébillon, welcher zwischen 1707 und 1709 mit Stücken, welche nach dem Vorbilde des klassischen französischen Theaters gearbeitet waren, — mit einem Atreus und Thyest, einer Elektra, grofsen Erfolg gehabt und endlich im Jahre 1711 mit Rhadamiste et Zénobie den Vogel abgeschossen hatte.

Um mit Crébillon zu wetteifern, arbeitete Voltaire seit 1712 an einem Ödipus. Sechs Jahre lang beschäftigte er sich mit diesem Gegenstande; das Stück wurde erst 1718 aufgeführt und wird daher auch passender bei jener Gelegenheit besprochen.

Bemerkt soll hier nur werden, dafs Voltaire zu seinem Drama direkt durch den Ödipus des Sophokles angeregt wurde, den er in lateinischer und französischer Übersetzung las. Er begann seine Arbeit damit, dafs er die erste Scene des vierten Aktes bei Sophokles übersetzte, um dann bald selbständig, bald auf das Original gestützt, fortzufahren.

Diese Art der Anlehnung charakterisiert Voltaires dichterische Begabung sehr gut. — »Ein Quell gedrängter Lieder« hat sich aus seiner Seele nur selten ergossen.

Als der alte Herr Arouet sah, dafs Voltaire wie ein junger Stutzer durch die Pariser Gesellschaft tänzelte und über seinen Reimereien das Rechtsstudium völlig vergafs, beschlofs er, den Jüngling aus der Hauptstadt zu entfernen.

Am Anfange des Jahres 1713 wurde Voltaire nach Caen gewissermafsen in die Verbannung geschickt.

Da sich in der bedeutenden normännischen Stadt eine juristische Fakultät befand, dürfte das Familienoberhaupt den Jüngling wohl Studien halber dorthin geschickt haben.

Doch hatte die Maſsregel wenig Erfolg, denn die Schöngeister und die gute Gesellschaft der Provinz lieſsen es sich angelegen sein, den jungen Dichter und Salonhelden nach Kräften zu verwöhnen. Deshalb entschloſs sich Herr Arouet am Ende des Jahres, mit dem Sohne noch einen weiteren Klimawechsel zu versuchen und ihn nach dem Haag zu schicken.

Der damals 19jährige Voltaire sollte dort sozusagen als Page im Hause des französischen Gesandten von Châteauneuf, des Bruders seines Paten, leben, und der Vater hatte Herrn von Châteauneuf eine wahrhaft drakonische Behandlung des leichtfertigen Musenjüngers zur Aufgabe gemacht.

Die Jugend und Gott Amor waren jedoch stärker als zwei alte Herren, und Voltaire spielte dem zürnenden Familienoberhaupt gerade in einer Zeit, wo dieses ihn am sichersten bewahrt und aufgehoben wähnte, einen äuſserst empfindlichen Streich.

Herr von Châteauneuf, welcher den jungen Mann nicht wie einen Gefangenen hinter Schloſs und Riegel halten konnte oder wollte, gestattete ihm, in der Gesellschaft des Haags umherzuflattern. Dort traf Voltaire eines Tages die sehr hübsche Tochter einer Madame Dunoyer, und er lernte mit 19 Jahren, daſs er auſser seinem klaren Verstande und seiner poetischen Verve auch ein Herz hatte, ein sehr verständiges Herz allerdings, aber immerhin ein Herz. — Olympe Dunoyer oder, wie man sie nannte, »Pimpette« fand an Voltaire ebensoviel Gefallen, wie er an ihr; die jungen Leute machten sich den Hof, und Voltaire erklärte sich ganz bereit, Pimpettes getreuer Ehegatte zu werden. Dieses Projekt wurde jedoch von Madame Dunoyer miſsbilligt. — Sie gehörte einer protestantischen Familie an, die aus Frankreich ausgewandert war. Da ihre Mittel gering, versuchte Ma-

dame Dunoyer, durch Herausgabe litterarischer Werke, welche sich in ziemlich beträchtlichem Maſse von Skandalgeschichten nährten, ein Auskommen zu gewinnen. Es stand daher bei ihr fest, ihre Tochter Pimpette müsse eine gute Partie machen.

So war ihr denn das magere Poetlein, dessen Zukunft noch ganz in der Luft schwebte, als Schwiegersohn durchaus nicht willkommen. Sie versuchte daher, dem Roman der jungen Liebesleute ein jähes Ende zu bereiten, indem sie sich bei Châteauneuf über Voltaires »Zudringlichkeiten« beklagte und den Gesandten bat, sie von dem lästigen Bewerber zu befreien.

Da begann nun die drakonische Behandlung des verliebten Jünglings: er wurde unter Schloſs und Riegel gesetzt, jeder Verkehr mit der Auſsenwelt verboten; im Falle der Zuwiderhandlung ward ihm mit der Entfernung vom Haag gedroht. Voltaire und Pimpette trotzten jedoch den Verboten; sie schrieben sich lange Briefe, in denen das hübsche Lied von der ewigen Liebe und Treue wieder einmal gesungen wurde; sie täuschten die Wächter, und Olympe, als Page verkleidet, kam Voltaire im Gefängnis besuchen. Sie planten und verabredeten zusammen Entführung, Flucht, ja sogar, um in Frankreich ein legitimes Ehebündnis schlieſsen zu können, Olympes Übertritt zur katholischen Kirche. Doch wurde keiner dieser Pläne ausgeführt. Madame Dunoyer bewachte zuletzt ihre Tochter wie ein Argus, und Herr von Châteauneuf, fürchtend, Voltaire könne durch seine geplante Bekehrung des jungen Mädchens die französische Gesandtschaft mit den protestantischen Behörden des Haags und Hollands in Verwickelung bringen, schickte seinen ungebärdigen Pagen auf dem kürzesten Wege nach Paris zurück, die beste Art, sich jeder weiteren Verantwortlichkeit zu entziehen.

Voltaire war nicht in sehr rosiger Stimmung, als er das Pariser Pflaster wieder betrat. — Die Trennung von Olympe that ihm weh. Nach Hause zu gehen getraute er sich nicht, da er wufste, dafs Herr von Châteauneuf den Rat von allen Missethaten Voltaires unterrichtet hatte. Was aus der ganzen Sache werden sollte, wufste er nicht. Durch Verwandte und Freunde erfuhr er bald, dafs der alte Herr Arouet über die Mafsen gegen ihn aufgebracht sei, dafs er von Enterben, dann von Voltaires Deportation nach den Antillen gesprochen habe. — In dieser kritischen Lage, ohne Mittel, ohne Heim, wufste sich Voltaire keinen anderen Rat, als folgende Zeilen an den Vater zu schreiben:

»Je consens, ô mon père, de passer en Amérique et même d'y vivre au pain et à l'eau pourvu qu'avant mon départ vous me permettiez d'embrasser vos genoux.«

Hierauf wurde Voltaire eine Unterredung mit Herrn Arouet gewährt, deren Erfolg war, dafs der Rat mit Voltaire ein Abkommen traf, wonach ersterer auf die Ausführung seiner Drohungen, letzterer auf seine Poetenlaufbahn und seine Liebe zu verzichten versprach. — So endet Voltaires Roman mit Olympe Dunoyer.

Sie verheiratete sich später mit einem preufsischen Baron von Winterfeld, von dem sie sich bald trennte, und der 1757 in der Schlacht bei Collin getötet wurde.

Voltaire hat Olympe Dunoyer ein freundliches und achtungsvolles Andenken bewahrt.

Des Vaters Wunsche folgend trat er zur Förderung seiner Rechtskenntnisse in die Schreibstube des Pariser Rechtsanwalts Alain ein.

Er that's, doch ohn' Verlangen, obgleich ihm später, bei der Begründung seines Vermögens, der Bekämpfung seiner Feinde und seiner Verteidigung

der Calas, Sirven etc. seine genaue Kenntnis des französischen Rechtes äufserst nützlich, ja geradezu unentbehrlich gewesen ist. Doch konnte er dieses damals nicht ahnen, und so hat er sicher mit Ingrimm den Staub der Alainschen Schreibstube geschluckt. — Das Bureau des Rechtsanwalts lag an der Place Maubert, im Quartier latin. Der Platz hiefs ursprünglich Place Maître Albert, nach dem berühmten Kölner Schwarzkünstler. Er war unheimlichen Angedenkens; hatten doch öfters Exekutionen dort stattgefunden, und noch im 16. Jahrhundert war Etienne Dolet, der Genfer Buchdrucker und Freidenker, hier verbrannt worden. Oftmals, wenn Voltaire widerwillig über das holprige Pflaster schritt, mag er darüber nachgedacht haben, dafs die Geistesfreiheit und Duldung in seiner eigenen Zeit noch nicht viel gröfser sei. — An einem jungen Manne, den Voltaire in dem Bureau des Rechtsanwalts traf, fand er einen Leidensgefährten. Thieriot, zwei Jahre jünger als Voltaire, war ebenso ungern bei dem Rechtsanwalt wie Voltaire selbst. Zum Advokaten fühlte er gar keinen Beruf in sich, hingegen einen sehr bedeutenden zum Lebemann und Müfsiggänger. Unfähig, selbst etwas hervorzubringen, konnte er sich doch leicht für andere begeistern und schlofs sich daher bald aufs engste an den glänzenden Kameraden an, dessen Pläne er teilte, und dessen Verse er bald auswendig wufste. Voltaire seinerseits ist Thieriot in guten wie in bösen Tagen mit stets gleichmäfsiger Freundschaft begegnet; er hat versucht, ihm eine Stellung zu schaffen, hat an ihm Grofsmut geübt und hat Thieriot trotz mancher wenig achtungswerter Eigenschaften des letzteren niemals fallen lassen, aus dem einfachen Grunde, weil dieser unverbesserliche Faulpelz einstens mit ihm zusammen in der dumpfen Schreibstube gesessen und ihn viel-

leicht durch seine Bewunderung manchmal getröstet hatte.

Während Voltaire bei Maître Alain arbeitete, war für die französische Akademie der Zeitpunkt gekommen, ihr Urteil über die eingelaufenen Gedichte abzugeben und dem Sieger den Preis, eine allegorische Gruppe aus Bronze, zuzusprechen.

Voltaire, mit seinem gewohnten Selbstgefühle, zweifelte gar nicht daran, daſs ihm der Preis zufallen würde.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen trug ihn der Abbé Dujarry davon. Dujarry war bereits öfters von der Akademie bei poetischen Preisbewerbungen gekrönt worden; er besaſs auſserdem den Ruf eines Kanzelredners.

Kaum war nun das Urteil der Akademie bekannt und die gekrönte Ode Dujarrys veröffentlicht worden, so stand Voltaires Entschluſs fest. — Er fand Dujarrys Verse, mit den seinen verglichen, so untergeordneter Natur, daſs er sich hinsetzte und eine Kritik in Briefform schrieb, die an dem Abbé Dujarry und seiner Dichtung nicht viel heile Stellen lieſs. Die Beiwörter dunkel, platt, schwach, hart, gezwungen, lächerlich, widersinnig strömten aus Voltaires Feder über das Gedicht. Es lieſs sich allerdings viel an der Preisode aussetzen, die wie folgt begann:

Enfin le jour paraît où le saint tabernacle
D'ornements enrichi nous offre un beau spectacle ...

Verse, die Voltaire grammatisch zerlegt — er war in solchen Analysen von den Jesuiten gut geschult —, und in denen er, wie dann auch in dem ganzen Gedicht, alles Schiefe und Falsche hervorhebt. Als Krone des Unsinns bezeichnet er es, daſs der Preisdichter von »pôles glacés, brûlants« spricht, gerade als ob der Nordpol kalt und der Südpol heiſs wäre.

Der Brief, den Voltaire vorgeblich an einen Freund gerichtet, blieb natürlich nicht im Tischkasten liegen, sondern machte in Abschriften die Runde in Voltaires Kreisen, die sich auf die Seite des Lachers stellten und ihm Recht gaben. Sein eigenes Gedicht hielt allerdings den Vergleich mit Dujarrys Ode sehr wohl aus. War es auch nicht Poesie, so waren es doch Verse, welche den Anforderungen des Verstandes entsprachen, und die denen Dujarrys daher entschieden überlegen waren. — Einige Strophen mögen hier angeführt werden:

Du Roi des rois la voix puissante
S'est fait entendre dans ces lieux.
L'or brille, la toile est vivante,
Le marbre s'anime à mes yeux.
Prêtresses de ce sanctuaire,
La Paix, la Piété sincère,
La Foi, souveraine des rois,
Du Très-Haut filles immortelles,
Rassemblent en foule autour d'elles
Les Arts animés par leurs voix.

Les rois sont les vives images
Du Dieu qu'ils doivent honorer.
Tous lui consacrent des hommages;
Combien peu savent l'adorer!
Dans une offrande fastueuse
Souvent leur piété pompeuse
Au ciel est un objet d'horreur;
Sur l'autel que l'Orgueil lui dresse
Je vois une main vengeresse
Montrer l'arrêt de sa fureur.

Der Beifall, welchen Voltaires Freunde dem Jüngling bezeigten, ermutigte ihn, in seiner Kritik bald noch weiter zu gehen.

Voltaire, dem es sehr empfindlich war, daſs er seiner Familie nun nicht schwarz auf weiſs beweisen konnte, wie gerechtfertigt sein Poetenehrgeiz sei, sagte

sich, dafs Dujarry nur durch Protektion den Preis erhalten haben könne. Er beschlofs daher, den Mann, welchen er für Dujarrys Gönner hielt, den Odendichter Houdart de la Motte, direkt anzugreifen.

So entstand »Le Bourbier« oder, wie man sehr treffend übersetzt hat: der Musentümpel. Es ist ein kleines Gedicht von 71 Versen, in welchem Voltaire die Bewohner des Parnafs schildert. Auf den Höhen wandeln Anakreon, Virgil und Horaz; auf den mittleren Hängen befinden sich Lamotte und seinesgleichen als mittelmäfsige und schwächliche Dichter, als enge Geister; am Bergesfufs, im Musentümpel, leben dann die quäkenden Frösche der Dichtung, zu denen Voltaire Versifexe wie Dujarry rechnet.

Das Gedicht war mehr übermütig als boshaft. Als ein persönlicher und namentlicher Angriff gegen einen geschätzten Dichter machte es jedoch bedeutendes Aufsehen, und der Rat Arouet, der den Jüngling als unverbesserlich erkannte, war über diese neue litterarische Heldenthat aufser sich und ganz bereit, wieder Gewaltmafsregeln gegen Voltaire anzuwenden. In dieser schwierigen Lage fand der junge Mann an einem der adeligen Klienten des alten Rats einen Nothelfer.

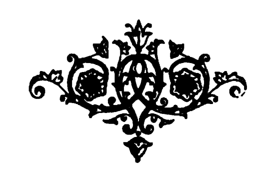
Es war der Herr von Caumartin, früherer Generalfinanzkontrolleur und Staatsrat. Er bat den alten Arouet, ihm Voltaire auf einige Zeit anzuvertrauen, und nahm den Jüngling nach dem Marquisat Saint-Ange mit, einem Besitz der Caumartins, drei Meilen von Fontainebleau gelegen. Zum erstenmal wird Voltaire die Gastfreundschaft in einem adligen Schlosse zu teil, die er später so häufig geniefsen sollte. — Er hatte aber schwerlich etwas gegen seinen Aufenthalt in diesem schönen Bau, den Heinrich IV. für Gabriele d'Estrées errichten lassen, gegen das

angenehme Wandeln in dem herrlichen Park, den Gärten, Höfen und auf den Terrassen einzuwenden. — Das Schlofs bot manches Interessante, so eine Galerie der Waffenkameraden Heinrichs IV. und eine andere, in welcher die Gelehrten derselben Zeit dargestellt waren. — Am fesselndsten mochte aber der Schlofsherr selbst auf Voltaire wirken. Er persönlich hatte unter Ludwig XIV. bedeutende Staatsgeschäfte erledigt, war an Fragen der hohen Politik beteiligt gewesen, hatte sich eingehend mit der Geschichte Heinrichs IV., des Erbauers von Saint-Ange, beschäftigt und konnte äufserst lebendig von Zeiten, die vergangen waren, erzählen. Von ihm liefs sich der immer rege Voltaire über den Mann belehren, welcher als weiser Herrscher die religiöse Duldung in Frankreich eingeführt, und auch über den, welcher das Edikt von Nantes aufgehoben hatte. — Während Voltaire noch mit seinem »Ödipus« beschäftigt war, keimte so in ihm der erste Gedanke an die »Henriade«, und sogar zu seinem »Siècle de Louis XIV.« sammelte er hier, ohne es zu wissen, Stoff. — Das war gewifs nicht gerade, was der Vater gewollt. Aber der alte Arouet war in seinen Erziehungsversuchen dem jüngeren Sohne gegenüber nie glücklich gewesen. — War es doch vorauszusehen, dafs die adlige Gesellschaft in Saint-Ange Voltaires Geschmack an Maître Alains Schreibstube nicht steigern würde. Voltaire kehrte daher auch nur nach Paris zurück, weil sein »Ödipus«, und nicht etwa weil Maître Alain seiner dort wartete. Der »Ödipus«, an welchem er seit 1712 gearbeitet, war von ihm der Tempelrunde vorgelesen, hatte dort Lob und auch Tadel erfahren, war nach dem Rat der Freunde verändert und gebessert worden. Es ist dieses ein charakteristischer Zug Voltaires: stets hat er seine Arbeiten dem Urteile der litterarisch gebil-

deten Kenner unterworfen. Auch wenn er später sein eigenstes Denken und Fühlen gab, war es ihm immer darum zu thun, es in einer Form zu geben, die dem grofsen Publikum mundgerecht war. Voltaire hat für die Welt und ihre Erfolge gelebt; er war nicht aus dem Holz, aus dem man Märtyrer schnitzt.

Der »Ödipus« nun machte ihm im Sommer des Jahres 1715 schwere Sorgen. Das Stück war von Voltaire den Schauspielern des Théâtre français übergeben, und diese wollten das Drama, da es in jener ersten Fassung keine galante Intrigue enthielt, nicht spielen. — Diese Weigerung, welche die Aufführung des Stücks und damit Voltaires Dichterpläne in Frage stellte, machte seine Gegenwart in Paris nötig.

Er verliefs Saint-Ange, um seine Tragödie umzuarbeiten und in der Hauptstadt zur Annahme zu bringen. Die fieberhafte Thätigkeit, welche er dabei entfaltete, fällt gerade in die letzten Regierungswochen Ludwigs XIV. Am 1. September 1715 starb der alte Herrscher, womit für Frankreich wie für Voltaire eine neue Epoche beginnt.





Viertes Kapitel.

1715—1718.

Die ersten Konflikte mit der Regierung. — Die erste Bastillegefangenschaft. — Susanne de Livri. — Der erste Theatererfolg: Ödipus.

Ludwig XIV. liefs Frankreich durch äufsere und innere Kriege geschwächt, mit drückenden Steuern belastet und stark verschuldet zurück. Das Land hatte die traurigen letzten Regierungsjahre des alten Herrschers vielleicht deshalb leichter ertragen, weil es bis 1712 in dem Enkel des Königs, dem Herzog von Burgund, einen Thronfolger sah, welcher durch Fénélons Einflufs besonders wirtschaftlichen Reformen gewonnen war, und dessen Herrschaft deshalb freudig erwartet werden durfte.

Der plötzliche Tod des Herzogs, im Jahre 1712, zerstörte diese Hoffnung.

Da der direkte Thronfolger, der Sohn des Herzogs von Burgund, beim Tode Ludwigs XIV. minderjährig war, übernahm einstweilen Philipp von Orléans, des verstorbenen Königs Neffe, die Regentschaft für den späteren Ludwig XV.

Philipp von Orléans war ein ursprünglich hochbegabter Mann, der, unter anderen Verhältnissen, ent-



Philipp von Orléans (le Régent).

weder ein tüchtiger General oder ein bedeutender Künstler hätte werden können.

Die Eifersucht des königlichen Egoisten, Ludwigs XIV., hielt ihn vom Schlachtfelde fern. — Die Konzentration des wahren Künstlers war einem königlichen Prinzen fast unmöglich. Daher hatte Philipp von Orléans sich, allerdings erst nach Jahren vergeblicher Empörung, damit beschieden, ein sehr gebildeter und geistreicher Dilettant in allen schönen Künsten, ein Freidenker und leider auch ein Wüstling zu sein.

Vom Standpunkt der Moral sollen selbst seine Beziehungen zu seiner Tochter, der Herzogin von Berry, nicht einwandsfrei gewesen sein.

Die ersten Regierungsmafsregeln des Regenten waren derart, dafs er sich das Wohlwollen und die Unterstützung fast aller erwarb, die durch den verstorbenen Herrscher in die Opposition gedrängt worden. In erster Linie gewann er den Adel für sich. Ludwig XIV. hatte diesen durch die grofse Rolle, welche er seinen zahlreichen, nicht legitimen Kindern zu spielen erlaubte, oft verletzt; er kränkte den Adel tief, als er in seinem Testament seine natürlichen Kinder den legitimen Prinzen gleichstellte.

Der Regent nun befriedigte das Selbstgefühl dieser Adelspartei, indem er das Testament Ludwigs XIV. kassierte und den Herzog von Maine, einen natürlichen Sohn des verstorbenen Königs, welcher ihm die Regentschaft streitig machen wollte, energisch abfertigte.

Auch das Pariser Parlament wufste Philipp von Orléans zu versöhnen. Er vollzog seine soeben geschilderten ersten Regierungsakte in diesem Parlamente und gestattete ihm des weiteren sein altes Recht,

die Eintragung der königlichen Steuerforderungen, von neuem auszuüben.

Unter Ludwig XIV. war dieses Privileg dem Pariser Parlamente so gut wie verloren gegangen.

Es steht wohl aufser Zweifel, dafs Philipp von Orléans von den besten Absichten erfüllt die Regentschaft übernahm.

Doch trat er, besonders wirtschaftlich, eine schwierige Erbschaft an. Er fand 800 Millionen Staatsschulden, ein unzweckmäfsig und ungerecht besteuertes Volk, einen sehr kostspieligen Hofhalt und überall begehrlich geöffnete Hände.

Seine eigenen Gewohnheiten waren verschwenderische. Der Mann, welchen er zu seinem Premierminister, zum Staatsrat und Ratgeber in allen Angelegenheiten gemacht, der Abbé Dubois, war weder ein Staatsmann noch ein Reformator.

Dubois, ursprünglich der Sohn eines Apothekers, hatte die geistliche Laufbahn ergriffen. — Dank günstiger Umstände war er der Erzieher des Herzogs von Chartres, des späteren Regenten, geworden. — In sittlicher Hinsicht hatte Dubois auf seinen Zögling einen geradezu verhängnisvollen Einflufs ausgeübt; seine eigene Lebensführung gab vielfachen Anstofs. — Daneben war er weder sparsam noch ein grofser Arbeiter.

Trotz aller guten Absichten, welche der Regent und sein Premierminister beim Antritt der Herrschaft gehabt, war es daher vorauszusehen, dafs sie der Lösung der Schwierigkeiten nicht gewachsen sein würden, die sich in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht im Jahre 1715 vor ihnen auftürmten. Besonders zu betonen ist jedoch, dafs der Regent wie Dubois tolerant waren und die französischen Protestanten von ihnen nicht verfolgt wurden.



Kardinal Dubois.

Es wurde am Ende des vorhergehenden Kapitels gesagt, dafs die Regentschaft Philipps von Orléans einen neuen Abschnitt auch im Leben Voltaires bezeichnet.

Voltaires Aussichten, als Dichter bei Hofe eine Rolle zu spielen, waren unter dem Regenten weit besser als unter weiland Ludwig XIV.

Konnte der junge Freigeist auf die Gunst des zuletzt streng bigotten Königs nicht rechnen, so durfte er sich des wohlwollenden Interesses Philipps von Orléans versichert halten.

Philipp von Orléans war selbst Freidenker und ein Freund des Grofspriors Vendôme. — Eine der ersten Handlungen des Regenten war, dem Grofsprior die Wiederkehr nach Paris und dem Temple zu gestatten.

Die Rückkehr des Prinzen Vendôme dürfte den Gelagen und den Diskussionen der Société du Temple neuen Schwung und neuen Glanz verliehen haben.

Der junge Voltaire trieb stetig mit in dieser Menge, und obgleich er im Jahre 1715 den Widerstand des alten Herrn Arouet gegen seine Dichterlaufbahn noch nicht völlig besiegt hatte, darf man doch sagen, dafs seit jener Zeit der junge Mann täglich an Boden gewann, was der alte verlor.

Die Weigerung der Schauspieler des Théâtre français, Voltaires »Ödipus« zu spielen, hatte im Sommer 1715 den jungen Dichter und Lebemann von Saint-Ange nach Paris gerufen.

Die Schauspieler verlangten, dafs dem leidvollen, dem erschütternden Drama des Sophokles eine Liebesepisode eingefügt werde, die dem Geschmack des Publikums an solchen Dingen Rechnung trage. — Voltaire, welcher früher bereits den Genossen der Tempelrunde seinen »Ödipus« vorgelesen, liefs sich auch jetzt von den gebildeten und geistreichen Welt-

männern und Litteraten, die dort ein- und ausgingen, Rat erteilen.

Er las sein Stück zur gleichen Zeit in dem Salon einer hochstehenden Dame, der Herzogin du Maine, in Sceaux vor. Sie war die sehr begabte und energische Gattin jenes Herzogs von Maine, welcher Philipp von Orléans die Regentschaft bestritten hatte, und ihr Kreis der Mittelpunkt fortwährender Verschwörungen gegen den Regenten.

Wir wissen nicht, wann, wo und von wem Voltaire der Herzogin vorgestellt worden, die ihm übrigens während ihres ganzen Lebens eine geneigte Gönnerin blieb.

Charakteristisch für Voltaire ist jedenfalls die Geschicklichkeit, mit welcher er es versteht, sich persönlich um die Gunst der Herzogin von Maine, und durch die Société du Temple um das Interesse ihres Gegners, des Regenten, zu bewerben.

Der Umstand, daſs so angesehene Häuser, wie das der Caumartin, der Herzogin du Maine sich dem jungen Dichter öffneten, mag dazu beigetragen haben, die Abneigung des alten Herrn Arouet gegen Voltaires Poetenlaufbahn abzuschwächen.

Es war unleugbar, daſs der Jüngling in den litterarisch gebildeten Adelskreisen wohl gelitten war. Wir werden gleich sehen, daſs er auch die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zu ziehen begann.

Der gesellige Ton war unter dem Regenten ein ungemein freier geworden. Wer Geist und Formtalent zu besitzen glaubte, äuſserte sich in Versen und Epigrammen über die politischen Angelegenheiten der Zeit, über religiöse Fragen und sogar über die Lebensführung des Regenten, seiner Töchter, des Abbé Dubois etc.



Herzogin von Maine.

Was Mode war, machte Voltaire mit; auch er verfaſste ein beiſsendes Epigramm gegen Philipp von Orléans und die Herzogin von Berry. — Darauf wurde ihm im Sommer 1716 im Namen des Regenten durch die Polizei bedeutet, er habe Paris zu verlassen und sich nach der Stadt Tulle in Verbannung zu begeben.

Wir wissen nicht, warum gerade Voltaire, und warum er gerade bei dieser Gelegenheit beunruhigt wurde.

Die Verse, wegen welcher man ihn aus Paris verbannte, sind allerdings so anstöſsig, daſs man sie nicht citieren kann, doch war Voltaire darin nicht weiter gegangen, als andere Epigrammdichter auch, und der Regent selbst soll über den Angriff nur gelacht haben.

Wir müssen daher annehmen, daſs die Herzogin von Berry entweder in dieser Hinsicht empfindlicher war als ihr Vater, oder daſs Voltaire durch sein Talent und seine Rührigkeit den Behörden gefährlicher erschien als andere Autoren.

So zog Voltaire denn im Jahre 1716 zum erstenmal das Auge der Pariser Polizei auf sich, das bis zu seinem Lebensende auf ihm ruhen bleiben sollte.

Es ist unbekannt, warum Voltaire nach Tulle verbannt wurde. Er verlebte seine Strafzeit jedoch nicht in Tulle, sondern in Sully-sur-Loire. Der alte Herr Arouet hatte diese Ortsveränderung nachgesucht, weil die Familie Arouet in Sully Verwandte besaſs, und er hoffte, Voltaire würde von ihnen besser im Zaume gehalten werden, als dieses in Tulle möglich, wo er von niemandem beaufsichtigt wurde. — Voltaire mag anfangs über den Aufenthalt in Sully und über das Familiengängelband, das der Vater ihm anlegen wollte, gescholten haben. Bald aber gab er sich zufrieden: Sully war nämlich der Wohnsitz des

Herzogs von Sully. Dieser hatte Voltaire entweder in der Société du Temple persönlich kennen gelernt, oder war durch seinen Neffen, den Abbé Servien, welcher zu der Tempelrunde gehörte, auf Voltaire aufmerksam gemacht worden. — Jedenfalls bot er ihm in liebenswürdigster Weise die Gastfreundschaft auf seinem Schlosse an.

Nun begann in Sully ein ähnliches Leben, wie Voltaire es vor kaum einem Jahre bei Herrn von Caumartin in Saint-Ange geführt. Der Herzog von Sully, welcher unverheiratet geblieben war, verstand es, sein Leben mit freigeistigen Freunden zu geniefsen. Er war nicht gerade ein Charakter, und Voltaire hat dies später an sich selber erfahren müssen, im Umgange jedoch war er höchst angenehm und gefällig. Man amüsierte sich in seinem Hause vortrefflich und spielte dort sogar Theater. — Es war dieses eine herrschende Leidenschaft des ganzen 18. Jahrhunderts und konnte Voltaire mit seinem Aufenthalt in Sully fast aussöhnen. Um so mehr, als er in Sully die Bekanntschaft eines sehr reizenden Mädchens machte. Sie hiefs Suzanne Catherine Gravet de Corsembleu de Livri und war damals bei ihrem Onkel zu Besuch. Da dieser Onkel ein recht angenehmer litterarischer Dilettant war, der im Schlofs von Sully gern gesehen wurde, wurde auch das junge Mädchen mit den Gästen des Herzogs bekannt. Bald zeigte sich's, dafs Suzanne bei den Theateraufführungen unentbehrlich sei, und da in Sully keine Hausfrau war, verkehrte sie unter der Agide ihres Onkels in dem dortigen Kreise.

Suzanne de Corsembleu war Voltaires zweite Liebe, und die Neigung zu dem jungen Mädchen machte Voltaire gar zum Baumfrevler. Schreibt er doch aus Sully:

»M. le duc de Sully est le plus aimable des hommes et celui à qui j'ai le plus d'obligation. Son château est dans la plus belle situation du monde; il y a un bois magnifique dont tous les arbres sont découpés par des polissons ou des amants qui se sont amusés à écrire leurs noms sur l'écorce.«

Wie reizend Voltaire der Aufenthalt in dem gastfreien Schlosse und in einem Kreise, wo Geist, Witz, Anmut herrschten, auch scheinen mochte, dieser Aufenthalt war kein freiwilliger, und der vergebliche Wunsch, nach Paris zurückkehren und dort seine litterarische Carrière verfolgen zu können, verbitterte Voltaire manche Stunde.

Er überlegte sich daher, auf welche Art er seine Rückkehr bewirken könne, und da Voltaires Freunde, besonders der Abbé Chaulieu, ihm rieten, dem Regenten, der ihm im Grunde nie gezürnt, durch einen schriftlichen Beweis seiner Hochachtung die Möglichkeit zu geben, ihn zurückzurufen, that Voltaire, was man ihm empfahl. Er richtete ein poetisches Bittgesuch an Philipp von Orléans, und was Verse gesündigt, mufsten Verse sühnen.

Der Regent, welcher den jungen Leichtsinn genügend bestraft glaubte, gestattete Voltaire, wieder nach Paris zu gehen. Dort fand Voltaire für gut, sich eine eigene Wohnung zu suchen und so der väterlichen Aufsicht völlig zu entschlüpfen. Wovon er lebte, ist uns nicht bekannt, wahrscheinlich aber aus des Vaters Tasche, obgleich der alte Herr Arouet nachgerade wohl einzusehen begann, dafs es mit der Rechtslaufbahn des Jünglings aus sei.

Der junge Mann wohnte also allein und benutzte seine Freiheit, um der lieblichen Suzanne de Livri, die gleichfalls nach Paris zurückgekehrt, weiter den Hof zu machen. Die Liebesleute fuhren in einem Miets-

wagen spazieren und nahmen frugale Soupers ein, denn sehr weit reichten die Mittel des Dreiundzwanzigjährigen wohl kaum.

Wir müssen einen Augenblick bei dieser kleinen Episode verweilen. Suzanne de Livri blieb Voltaire nicht treu, sie interessierte sich bald weniger für ihn, als wie für einen Freund Voltaires, den jungen Genonville, den Voltaire ihr vorgestellt.

Von ihrem Beruf für die Bühne überzeugt, ging Suzanne de Livri dann mit einer Schauspielertruppe nach England. — Ihre dortigen Schicksale haben Voltaire als Fabel seines späteren Stückes »L'Ecossaise« gedient: die anspruchslose Suzanne de Livri kam von England als die vornehme Marquise de Gouvernet zurück.

Es geschah dieses etwa im Jahre 1731. Voltaire, damals bereits eine Gröfse der französischen Litteratur, ging der einstigen Freundin seine Aufwartung machen. Die Frau Marquise liefs ihn jedoch durch ihren Thürhüter abweisen.

Voltaire schickte ihr darauf ein Gedicht, »Du und Sie« genannt, welches eines der lieblichsten Kinder seiner Muse ist.

Für Suzanne de Livri liefs Voltaire auch von Largillière das Portrait malen, dessen Reproduktion sich am Anfang dieses Bandes befindet. Die Frau Marquise hat dasselbe bis in ihr hohes Alter in ihrem Besitz behalten und es Voltaire erst an seinem Lebensende auf seine besondere Bitte zurückgegeben.

Voltaire war bei seiner Rückkehr nach Paris, 1716, aufser mit Suzanne de Livri auch wieder sehr eifrig mit seinem »Ödipus« beschäftigt. — Das Stück, um eine Liebesepisode zwischen Philoklet und Jokaste bereichert, erschien den Schauspielern des Théâtre français nun bühnenfähig; es wurde von ihnen



John Law.

zur Aufführung angenommen, und Voltaire betrieb das Einstudieren seiner Tragödie aufs eifrigste.

Daneben beschäftigte er sich, wahrscheinlich um pekuniär unabhängig zu werden, mit Finanzspekulationen.

Die Gelegenheit dazu konnte sich ihm nicht verlockender bieten. Im Jahre 1716 hatte der Regent, der das Land stark verschuldet und sich selbst in andauernder Geldverlegenheit befand, dem schottischen Finanzmann John Law gestattet, in Paris eine Bank zu gründen, welche dem Staate Geld leihen könne.

Sie wurde von Privatleuten mit einem Kapital von 6 Millionen Livres gegründet. — Im Jahre 1717 erklärte der Staat, dafs die Scheine der Lawschen Bank von allen königlichen Beamten in Zahlung zu nehmen seien, worauf die Scheine nun auch in der Provinz verlangt und bald 60 Millionen Livres in Papier in Umlauf gesetzt wurden.

Das Kapital der Bank ward also um das Zehnfache überstiegen. John Law hatte gleichzeitig mit der Gründung jener Bank auch die Reorganisation der sogenannten Ostindischen Handelsgesellschaft Frankreichs unternommen.

Die Aktien dieser Handelsgesellschaft dienten, seitdem die Emissionen der Lawschen Bank ihr Kapital bedeutend überstiegen, als weitere Garantieen neben dem ursprünglich gezeichneten und wirklich vorhandenen Kapital von sechs Millionen. — Diese Aktien, deren Wert bedeutenden Schwankungen unterworfen sein konnte, gaben dem Publikum der Lawschen Bank natürlich nicht die gleiche Sicherheit, wie es ein Kapital von 60 Millionen in Geld gethan hätte.

Es war dieses die schwache Stelle, des »Systems«,

wie man die Lawschen Finanzoperationen im 18. Jahrhundert kurzweg nannte.

Trotzdem war der Erfolg dieser ebengeschilderten Maſsregel zuerst ein günstiger: die Aktien der Ostindischen Handelsgesellschaft, von einem Emissionswert von 500 Livres, erreichten mit der Zeit einen Kurs von 20000 Livres.

Durch diesen Erfolg ermutigt, zahlte Law im Jahre 1718 den ursprünglichen Aktionären seiner Bank ihr eingelegtes Kapital von 6 Millionen zurück, und der französische Staat selbst übernahm die Bank, welche John Law leitete.

Die Aktien und Einnahmen der Ostindischen Handelsgesellschaft und die Aktien und Einnahmen der neugegründeten Westindischen Handelscompagnie, welche beide der Staat übernahm, sowie die Einkünfte, welche der Staat aus allen direkten und indirekten Steuern zog, sollten den Garantiefonds der neuen, französischen Staatsbank bilden.

Auf groſsen Gewinn bei diesen Unternehmungen rechnend, hatte Law bedeutende, neue Emissionen von Papiergeld vorgenommen, denen nun nicht einmal mehr ein Kapital von 6 Millionen in Geld, sondern ausschlieſslich der voraussichtliche Gewinn der obenerwähnten staatlichen Unternehmungen und Einnahmen als Sicherheit diente.

Um 1720 trat der Umschwung des Lawschen Systems ein.

Die Ostindische Handelsgesellschaft zahlte, trotz aller Versuche, sie zu heben, keine bedeutenden Dividenden, daher begannen ihre Aktien erst langsam, dann immer schneller und schneller im Werte zu sinken.

Wer französische Staatsbankpapiere besaſs, beeilte sich deshalb, die Barauszahlung der von ihm präsentierten Werte zu verlangen. Die Bank konnte, da sie

keinen entsprechenden Garantiefonds hatte, den Forderungen des sie bestürmenden Publikums nicht nachkommen. — Eine wahre Panik brach aus, und bald waren die Aktien der Ostindischen Gesellschaft nur noch wertloses Papier. Wer sie für 500 Livres gekauft und für 20000 Livres weitergegeben, der hatte sich allerdings enorm bereichert. Wer die Aktien jedoch hoch über ihrem Wert gekauft, war ruiniert. Die Verlierer bildeten den glücklichen Gewinnern gegenüber die weitaus gröſsere Mehrzahl.

Law, 1720 zum Generalfinanzkontrolleur ernannt, versuchte noch ein Jahr lang dem Sturme zu widerstehen und sein Werk zu retten. Doch kämpfte er vergeblich und muſste 1721 von dem Pariser Volk verwünscht und bedroht, Frankreich verlassen.

Sein eigenes Vermögen — eine Million Livres — war bei dem Zusammenbruch der Staatsbank mit verschlungen worden, und John Law starb das Jahr darauf in Dürftigkeit.

Wir haben hier bereits die Operationen Laws in ihrer Gesamtheit geschildert, obgleich uns dieses über den Zeitraum, der uns beschäftigt, hinausführt.

Der Grund dieses Vorgreifens ist, daſs wir von Laws System anläſslich Voltaires nicht mehr zu sprechen haben werden.

Voltaire, wahrscheinlich von Laws Gegnern, den Bankiers Pâris-Duverney, beraten, hat sich mit bei einem so jungen Manne seltener Vorsicht und Mäſsigung nur an den ersten Spekulationen Laws beteiligt. Er erwarb vier Aktien der Ostindischen Handelsgesellschaft, im Werte von zusammen 2000 Livres. Diese behielt er; von dem eigentlichen Goldfieber wurde er nicht berührt, und wenn er durch das System nichts gewann, so hatte er doch auch keine Verluste zu beklagen.

Inzwischen becherte er mit den Templern, er reimte auch weiter und konnte es nicht unterlassen, wieder ein Epigramm gegen den Regenten zu schärfen. Er that es, der Vorsicht halber, diesmal jedoch auf Lateinisch.

In dreizehn Zeilen wurde Philipp von Orléans, »der Knabe auf dem Thron«, der durch Sittenlosigkeit und Verbrechen berühmt, mit unsicherer Hand den Staatswagen in bedenklichem Zickzack lenke, für alle wirtschaftlichen und moralischen Notlagen Frankreichs verantwortlich gemacht und der nahe Ruin des französischen Vaterlandes vorhergesagt.

Das Epigramm ist seiner Anfangsworte halber unter dem Namen »Regnante puero« bekannt.

Solche Stücke setzte ein Verfasser natürlich nicht mit seiner Namensunterschrift in Umlauf. Voltaire muſs aber dem Reiz, sich als Autor zu nennen, doch nicht haben widerstehen können, und durch einen Offizier, Beauregard, der sich zum Polizeispion hergab, wurde er bei dem Regenten von neuem denunziert.

Man erzählte darüber, daſs Voltaire Philipp von Orléans im Palais Royal, der Modepromenade, begegnet sei und dieser ihn stirnrunzelnd gefragt habe, ob er die Bastille kenne, worauf Voltaire geantwortet haben soll: »Oh, Monseigneur, je la tiens pour vue.« — Diese Erzählung ist wenig wahrscheinlich, denn wenn der Regent derartig zu Voltaire gesprochen hätte, würde dieser schleunigst die Flucht ergriffen und nicht am nächsten Morgen, dem 16. Mai 1717, in seiner Behausung den Schlaf des Gerechten geschlafen haben.

So war er denn höchst unangenehm überrascht, als an jenem Pfingstmorgen ein Gefreiter mit Namen Bazin ihn aufwecken und nach der Bastille abführen

kam. — Er hat das später in lustigen Versen geschildert, in denen er sich übrigens den Anstrich giebt, ein grofser Schlemmer und Lebemann zu sein, dessen Diener (Voltaires Diener dürfte um jene Zeit recht problematisch erscheinen) sogar noch vom Abend vorher betrunken ist. Da die Verse einen guten Begriff von Voltaires leichtgeschürzter Muse geben, mögen sie hier angeführt werden:

Or ce fut donc par un matin, sans faute,
En beau printemps, un jour de Pentecôte
Qu'un bruit étrange en sursant m'éveilla.
Un mien valet qui du soir était ivre:
Maître, dit-il, le Saint Esprit est là;
C'est lui sans doute et j'ai lu dans mon livre
Qu'avec vacarme il entre chez les gens.

Bazin tritt darauf ein und sagt zu Voltaire:

Mon fils, . . ., la cour sait vos mérites;
On prise fort les bons mots que vous dites,
Vos petits vers et vos galants écrits;
Et comme ici tout travail a son prix,
Le roi, mon fils, plein de reconnaissance,
Veut de vos soins vous donner récompense,
Et vous accorde, en dépit des rivaux
Un logement dans un de ses châteaux.

In Wirklichkeit war Voltaire aber wenig lächerlich zu Mute: die Bastille hatte nichts Verlockendes. Aber da half kein Weigern: er warf sich in die Kleider und durfte nur noch rasch einige Worte an seinen Gönner, den Herzog von Sully, schreiben, den er seiner Unschuld versicherte. Er konnte dieses um so leichter thun, als er gar nicht wufste, wessen man ihn anklagte; dann wandelte er dahin, wo kein Tag mehr schien, in die Bastille.

Ein Wort des Herrn la Vrillère, Sekretär der Regentschaft, an Herrn d'Argenson, den Pariser Polizeipräfekten (Intendant de police) gerichtet, hatte Voltaires Verhaftung bewirkt. Es lautete:

»L'intention du roi est que le sieur Arouet fils soit arrêté et conduit à la Bastille.«

Voltaire war also das Opfer eines königlichen Verhaftsbefehls, bekannt als lettre de cachet. — Diese lettres de cachet, die später, besonders unter Ludwig XV., für 25 Goldstücke zu kaufen waren, in denen nur der Name des den Befehl ausführenden Offiziers genannt war, der Name der zu verhaftenden Privatperson aber beliebig ausgefüllt werden konnte, diese lettres de cachet bedrohten unter dem ancien régime die Freiheit der Person aufs äußerste.

Auf diese Art wurde ein beliebiger Staatsbürger, dem man den Grund seiner Verhaftung vorenthielt, dem regelmäßigen Gerichtsverfahren entzogen, in der Bastille oder in anderen Staatsgefängnissen eingekerkert und häufig dort vergessen.

Unter Ludwig XV. sollen 150 000 solcher lettres de cachet ausgefertigt worden sein, und die königlichen Gefängnisse vermochten zeitweise die Zahl der willkürlich Festgenommenen kaum zu fassen.

Voltaire wurde, wie gesagt, nach der Bastille geführt.

Sie war eine Stadt für sich, wie der Temple, jedoch im Vergleich eine sehr traurige Stadt. — Heute ist von ihr nur noch der Grundriß übrig, den eine weiße Linie in das Pflaster des Bastilleplatzes einzeichnet. Damals aber stand die Bastille grimm und fest am Eingang des Faubourg Saint-Antoine, wo die Arbeiterbevölkerung zusammenwohnte. — Es war eine echte, mittelalterliche Burg mit Zugbrücken, hohen Mauern und Zinnen; vier Türme nach Osten, gegen das Faubourg Saint-Antoine, vier Türme nach Westen, gegen Paris. Oben auf jedem der Türme platte Dächer mit Kanonen und Schildwachen. Bevorzugte Gefangene durften auf diesen Dächern lust-



Voltaire in der Bastille.

wandeln. Die unterirdischen Gefängnisse der Bastille waren widerlich schmutzig, nafs und kalt; in denen des obersten Stockwerks konnte man nicht aufrecht stehen; die Hitze im Sommer, die Kälte im Winter warer dort gleich unerträglich. Die Gefängnisse der mittleren Etagen waren wohnlicher, nur hatte man ihnen Licht und Aussicht auf jede Art benommen. Die Mauern der Bastille waren an und für sich zehn Fufs dick, daher lagen die Fenster weit zurück; allerlei Vorrichtungen hinderten aufserdem noch die Gefangenen am Hinaussehen. Die Gefängnisse, die auf den Hof gingen, waren besonders unerfreulich. Die Luft war eingeschlossen, und es herrschte in einem der Höfe ein abscheulicher Geruch, weil die Köche der Bastille dort Küchenabfall hinwarfen und Geflügel züchteten. Dazu sah man überall Schlösser und Riegel, Wachtstuben und Posten, Kerkermeister und Gefangene.

Voltaire erhielt eine Zelle in der Tour de la Basinière. Die Zelle war möbliert wie die der anderen Gefangenen auch: ein Bett hinter einem grünen Vorhang, zwei Tische, ein paar Stühle; als Efsgerät dienten Zinnteller und Zinnbecher nebst einer eisernen Gabel. Der Gefangene erhielt täglich eine Kerze und jede Woche einen Besen aus Reisig, — denn im Prinzip mufste jeder seine Zelle selbst aufräumen. — Diese Einrichtung war nicht üppig für jemand, der auf weichen Pfühlen in Schlofs Saint-Ange oder Sully geruht hatte. Sie war es um so weniger, als alle Möbel und Geräte, von vielen, vielen bereits benutzt, die Spuren eines langen Gebrauchs trugen. Voltaire, welcher sehr reinlich und peinlich ordentlich war, mögen sie anfangs ein gelindes Grauen eingeflöst haben.

Auch die Küche der Bastille konnte Voltaire

wenig zusagen. Sie wurde von dem Hausmeister des Bastillenkommandeurs besorgt, der natürlich dabei so viel wie möglich für sich und seinen Herrn herauszuschlagen suchte und daher recht schlecht kochte. Die tägliche Ration an Brot und Wein, die jeder Gefangene erhielt, war möglichst schlechte Ware; altes, zähes Kuhfleisch wurde als Braten serviert; das Geflügel war mager, das Öl zum Salat ranzig, der Fisch halb verdorben. Obgleich die Gefangenen selbst für ihre Kost zahlten, halfen ihre Klagen doch nichts. Wir können daher Voltaire aufs Wort glauben, wenn er sich in dem bereits citierten Gedicht wie folgt äußert:

> Me voici donc en ce lieu de détresse
> Embastillé, logé fort à l'étroit,
> Ne dormant point, buvant chaud, mangeant froid.

In den ersten Wochen ist Voltaire wohl ganz so wie die anderen Gefangenen behandelt worden. Man gab ihm weder Tinte, noch Feder, noch Papier, auch keine Bücher, gestattete ihm weder die Besuche von Freunden, noch die Promenade auf den Türmen. Sein einziger Verkehr war der Invalide, der ihm seine Zelle aufräumen kam. Vor diesen Leuten mußsten die Gefangenen sich jedoch in acht nehmen, denn es waren Spione der Bastilleverwaltung, und die ganze Bastille, wie ein französischer Autor sagt, »ruse, artifice, piège, espionnage.«

Später scheint man mit Voltaire milder verfahren zu sein; er soll am Tische des Gouverneurs gespeist haben und durfte sich die Aushändigung einiger Habseligkeiten vom Polizeipräfekten erbitten. Dieser Polizeipräfekt war zu jener Zeit Marquis d'Argenson, der Vater von Voltaires Schulkameraden. Voltaire erhielt durch ihn einen lateinisch-griechischen

Homer, Kravatten, Taschentücher, ein Fläschchen Parfüm und ähnliches.

An den Homer knüpft sich eine besondere Überlieferung.

Voltaire soll zwischen die Linien dieses Buches den Anfang seiner »Henriade« geschrieben haben.

Diese Überlieferung ist so unwahrscheinlich nicht. Da Voltaire kein Papier hatte, war er gezwungen, wenn er dichten wollte, einen Ausweg wie den obigen zu suchen.

Dafs er aber zu dichten, zu arbeiten geneigt war, ist klar.

Voltaire hat eine Gefangenschaft von vollen elf Monaten auf der Bastille verbracht; — er hat sie zum gröfsten Teil in Einsamkeit verbracht. Was er von Nachrichten von der Aufsenwelt erhielt, war dürftig.

Sein Schicksal lag dunkel vor ihm, seine Aussichten für die Zukunft schienen schlechte, seine ehrgeizigen Dichterpläne waren bedenklich aufgehalten, der »Ödipus« zwar einstudiert, doch noch nicht aufgeführt.

Um nicht fortwährend traurigen Gedanken nachzuhängen, um sich in seiner Einsamkeit gegen die finstere Melancholie zu wehren, blieb dem Gefangenen ein Mittel: Arbeit, — für ihn besonders Gedankenarbeit, Dichtung.

Er ergriff dieses Mittel und begann die »Henriade«.

Die »Henriade« feiert König Heinrich IV. als Vertreter der religiösen Duldung, als den Gegner des Fanatismus, den Anhänger einer dogmenlosen, einzig in Sittlichkeit bestehenden Religion.

Die »Henriade« war als Epos für einen grofsen Leserkreis, in der Theorie für das ganze französische Volk bestimmt.

So bestärkte die Bastillengefangenschaft Voltaire in der bereits im »Ödipus« eingeschlagenen Richtung; er hört seitdem nicht auf, sein grofses Formtalent und seine ungewöhnliche Arbeitskraft in den Dienst der Aufklärung zu stellen.

Am 11. April 1718 durfte Voltaire endlich die Bastille verlassen. Er ging, wie er gekommen, ohne dafs ihm der Grund seiner Freiheitsberaubung und Infreiheitsetzung mitgeteilt worden.

Da jeder Bastillegefangene nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis auf einige Zeit verbannt wurde, begab sich Voltaire im Frühjahr 1718 nach Châtenay in der Nähe von Paris. Dort besafs die Familie Arouet ein Landgut.

Auf diesem Landgute mag der Jüngling zuerst seine Gesundheit wiederhergestellt haben, denn der lange Aufenthalt im Gefängnis dürfte Voltaires zarter Konstitution nicht zuträglich gewesen sein.

Bald aber musste ihm dort der Boden unter den Füfsen brennen: der Frühling entfaltete umsonst seine Blüten, der Sommer brachte seine Blumen und der Herbst seine Früchte vergebens, Voltaire hatte nur den einen Wunsch, nach Paris zurückzukehren, um dort endlich den »Ödipus« auf die Bühne bringen zu können.

Am 12. Oktober 1718 wurde ihm von dem Polizeipräfekten die ersehnte Erlaubnis. — Kaum in Paris angelangt, betrieb er mit aller Energie die Darstellung des »Ödipus«. Es hiefs die immer noch etwas widerstrebenden Schauspieler wiedergewinnen, sie bestimmen ein Erstlingswerk auf die Bühne zu bringen, von dem sie sich vielleicht nicht viel versprachen, hiefs die Freunde und Gönner aufrütteln, damit sie ihren Einflufs bei den Schauspielern geltend machten, hiefs die Eifersüchteleien unter den Darstellern beschwich-

tigen, für jede und jeden ein lobendes Wort haben. Da kamen Voltaire seine Weltgewandtheit, seine einschmeichelnde Rede zu Hilfe, ja mehr als das, es amüsierte ihn, in diesem eifernden Wirrwarr mit zu kreisen, er fühlte sich dort in seinem Element. Und am Ende war es keine kleine Genugthuung, dafs er, der vom Regenten eben Verbannte, bei seiner Rückkehr schnurstracks an die Pforten des Hoftheaters klopfen konnte.

Binnen fünf Wochen war alles bereit, die Kostüme fertig, die Rollen einstudiert, und am 18. November ging das Stück in Scene. — Der alte, tragische und gewaltige Stoff mufste freilich in glatt modernen Alexandrinern dahinstelzen, und eine fade Liebesepisode war ihm angehängt. Trotzdem wirkte der grofse vierte Akt, in dem Jokaste und Ödipus ihr Schicksal erkennen, auch in Alexandrinern noch erschütternd; ein atemloses Schweigen ging durch den Saal, man fühlte wieder den tragischen Schauer des grofsen Corneille. — Noch etwas aber liefs die Herzen der Zuhörer höher schlagen, das war der Geist religiöser Kritik, der Verse wie folgende durchwehte und das griechische Schicksalsdrama zu einem modernen Tendenzstück machte:

Ne nous endormons point sur la foi de nous prêtres
Au pied du sanctuaire il est souvent des traîtres.

. . . .

Ils approchent des dieux, mais ils sont des mortels.
Nos prêtres ne sont pas ce qu'un vain peuple pense
Notre crédulité fait toute leur science.

In diesen Versen schlägt Voltaire das Thema an, welches er sein Leben lang variieren sollte.

Und die beiden Schlufsverse des Stückes fassen energisch zusammen, was den Freidenker an allen kirchlichen Lehren am meisten verletzte, die Auffassung

der Gottheit als einer grausamen, blutgierigen, barbarischen Macht. So läfst Voltaire denn Jokaste sagen:

Au milieu des horreurs du destin qui m'opprime
J'ai fait rougir les dieux qui m'ont forcée au crime,

ein Ausspruch, durch den er sich in direkten Gegensatz zu Sophokles selbst stellt.

Der junge Autor safs übrigens, als man sein Stück darstellte, nicht etwa klopfenden Herzens in einer Logenecke, sondern spazierte höchstselbst auf dem Theater umher. — Es wollte ihm passend erscheinen, bei dieser Gelegenheit mitzutragieren, und so hatte er sich ausgebeten, dem Oberpriester die Schleppe tragen zu dürfen. Er soll es mit so lächerlichen Grimassen gethan haben, dafs eine der vornehmen Zuschauerinnen, die Marschallin von Villars, fragte, wer denn der junge Mann sei, der da durchaus das Stück zu Falle bringen wollte. Sie war natürlich sehr erstaunt, zu erfahren, dieser junge Mann sei der Autor selbst.

Diese Eulenspiegelei ist für Voltaire charakteristisch; bis an sein Lebensende ist er ein wenig Gamin geblieben. Das Ernste mit dem Lächerlichen zu vermischen war ihm natürlich, lag ihm sozusagen im Blute.

Trotz des Autors Grimassen auf der Bühne lief die Sache gut ab: das Stück gewann am ersten Abend einen durchschlagenden Erfolg; der alte Rat Arouet, welcher auch in die Vorstellung gegangen war, soll fortwährend, wohl um seine Rührung zu verbergen, »Ah, le coquin! ah, le coquin!« gerufen haben, am Ende aber stolz und beglückt gewesen sein und sich durch den Erfolg Voltaires mit dessen Dichterlaufbahn haben versöhnen lassen.

Voltaire war nun mit einem Schlage der Mann des Tages. Nicht nur wurde das Stück 45 mal hintereinander aufgeführt, was aufsergewöhnlich war; nicht

nur liefs die litterarische Kritik durch einen ihrer Vertreter, den Abbé Desfontaines, welcher uns in Voltaires Leben noch öfters begegnen wird, verkünden, Voltaire reiche in dem grofsen vierten Akt des Stückes an Sophokles heran; nein, auch die Gröfsen der zeitgenössischen Dichtung, Jean Baptiste Rousseau und Houdart de la Motte, gestanden, hier sei ein Talent, welches an Corneille erinnere. Es war dieses von seiten La Mottes um so anerkennenswerter, als Voltaire ihn ja seinerzeit im »Musentümpel« von 1713 ziemlich schlecht behandelt hatte. Endlich verdankte Voltaire seinem »Ödipus« noch gesellschaftliche Erfolge. Adlige Kunstfreunde liefsen sich den jungen Mann vorstellen. So wollte z. B. die Marschallin von Villars, welche seine Grimassen auf der Bühne bemerkt hatte, sich das wunderliche Menschenkind näher ansehen. Voltaire wurde auch mit dem damals in Frankreich als Verbannter lebenden englischen Exminister Bolingbroke bekannt gemacht, alles Beziehungen, die ihn in seinen und der Welt Augen hoben. — Am wichtigsten jedoch und das Ziel seiner Wünsche waren die direkten Verbindungen mit dem Hofe, die ihm als Krönung seines Theatererfolgs zufielen. — Der Spötter, welcher vor einem Monat noch in der Verbannung safs, wurde jetzt von dem Regenten mit einer jährlichen Pension von 1200 Livres bedacht, und er durfte sein Stück der Herzogin von Orléans, der Gattin des Regenten, widmen.

Der junge Dichter hat diese Widmung nicht einfach Arouet, sondern Arouet de Voltaire unterzeichnet.

Voltaire sagt, er habe den Arouat gesprochenen Namen Arouet abgelegt, um nicht mit einem untergeordneten Litteraten A. Roi verwechselt zu werden.

Der Ursprung des Namens Voltaire ist damit jedoch nicht aufgeklärt. Am wahrscheinlichsten ist, daſs der Zusatz Voltaire eine Umstellung von Arouet l(e) j(eune) darstellt.

So schmiedete sich Voltaire einen Namen eigener Art, dessen erster Teil, der bürgerliche Arouet, bestimmt war, in Vergessenheit zu sinken, damit der zweite Teil, de Voltaire, allein überlebe.

Daſs Voltaire sich derart den Adel von eigenen Gnaden gab, ist, wie wir sehen werden, nicht von allen Zeitgenossen ohne Widerspruch hingenommen worden.

Trotzdem hat der Gebrauch, François Arouet Voltaire zu nennen, sich bei seinen Lebzeiten bereits völlig eingebürgert.

Mit dem Erfolg des »Ödipus« hört Voltaires Kampf um seine Dichterlaufbahn, hört die Konfliktszeit zwischen dem Jüngling und dem alten Arouet auf.

Voltaires Namenswechsel aber zeigt, daſs es ihm nicht allein daran lag, ein Dichter und ein Aufklärer, sondern zugleich auch das Mitglied eines unter dem ancien régime sozial bevorrechtigten Standes zu werden. — Während der folgenden 30 Jahre versucht er, diese drei Ziele an dem französischen Hofe und in Frankreich selbst zu verwirklichen.





Fünftes Kapitel.

1719—1723.

Weltleben. — Diplomatenehrgeiz. — Le Pour et le Contre. — Die Henriade.

Voltaire war 24 Jahre alt, als er den bedeutenden Theatererfolg seines »Ödipus« davontrug.

Am Ende des vorhergehenden Kapitels wurde erwähnt, daſs er damals sein Lebensziel bereits deutlich vor Augen sah: er wollte Dichter, Aufklärer und Mitglied der bevorrechtigten Gesellschaftsklassen Frankreichs werden.

Als Mittel zum Zweck sollten ihm seine litterarischen Produktionen, seine gesellschaftlichen Verbindungen, ja, wie wir sogleich sehen werden, sogar der Eintritt in die diplomatische Laufbahn dienen.

Die Geldmittel, über welche Voltaire zur Erreichung seiner Ziele gebot, waren im Jahre 1719 noch gering. Der junge Dichter besaſs 2000 Livres in Aktien der Ostindischen Handelsgesellschaft; dazu hatte er dem alten Herrn Arouet fünf Bankbillets von je 1000 Livres zur Verwaltung übergeben, eine Summe, die er wahrscheinlich in Finanzspekulationen erworben. Endlich bezog er wohl von Hause eine jährliche Pension, deren

Höhe wir jedoch nicht kennen. Diese Pension und die Zinsen seines kleinen Vermögens gestatteten Voltaire, in der vornehmen Gesellschaft, die ihn aufgenommen, eine schickliche Figur zu machen.

Im Frühjahr 1719, als in Paris das eigentliche Goldfieber durch Laws Spekulationen entfesselt wurde, folgte Voltaire einer Einladung seiner neuen Gönnerin, der Marschallin Villars.

Ihre Besitzung nannte sich Vaux-Villars.

Vaux-Villars besafs ein prächtiges Schlofs im Stil des 17. Jahrhunderts. Grofse Teiche, geschorene Alleen und Orangerieen dehnten sich unabsehbar aus, und der Park war von Nymphen und Göttern aus Marmor bevölkert. Ein etwas ungleiches Ehepaar hielt in Schlofs Vaux-Villars Haus: der Marschall, Herzog von Villars, ein grofser Heerführer unter Ludwig XIV., welcher die Raubkriege in Holland, Elsafs und der Pfalz, die Dragonaden gegen die französischen Protestanten befehligt hatte, war damals ein fast 70jähriger, wenn auch noch rüstiger Mann; die Marschallin hingegen eine beträchtlich jüngere und noch sehr schöne Frau.

Da kamen denn manche galante Herren nach Villars, die der Marschallin ihr Herz zu Füfsen legen wollten, und ihrem Beispiel folgte bald auch Voltaire, der ruhmgekrönte Poet mit der schlanken Gestalt, dem scharfen Gesicht und den geistfunkelnden, schwarzen Augen, wie Largillière ihn uns gezeigt.

Für ihn jedoch wurde das leichte Spiel bitterer Ernst; während die Marschallin, eine grofse, stattliche Erscheinung und Frau von Welt, überlegen mit ihm kokettierte, verlor Voltaire sein Herz an sie und, was ihm später niemals wieder geschehen, die Leidenschaft für diese schöne Frau fafste ihn so tief, dafs er um jene Zeit in Villars nicht einmal mehr arbeiten konnte.

Es war übrigens nicht ausschliefslich Voltaires

Vorliebe für den Landaufenthalt, die ihn während des ganzen Jahres 1719 von Paris fern hielt. Etwas Politik spielte wieder mit. — Gewöhnt, Voltaire unter den Kritikern und Spöttern zu sehen, schrieb die Pariser Polizei ihm im Jahre 1719 die sogenannten »Philippiques« zu. Es waren heftige Satiren gegen den Regenten, dessen liberale Anläufe kein bleibendes Resultat gezeitigt hatten, und den die öffentliche Meinung nicht nur in seinem Privatleben, sondern jetzt auch in seinen Regierungshandlungen zu mifsbilligen anfing. — Die genannten Satiren, von einem Autor Namens La Grange Chancel verfafst und anonym in Umlauf gesetzt, waren voll bitterer Empörung. Da hiefs es z. B.:

> Tremble Paris; tu vas apprendre
> A quel maître tu t'es donné . . .
> Réduite à souffrir sans se plaindre
> Rome n'eut jamais tant à craindre
> Des fureurs de Caligula.

Weiterhin wurde sogar der alte Despot Ludwig XIV. beweint:

> Ah, si Louis des noirs rivages
> Pouvait revenir dans sa cour
> Que penserait-il des ravages
> Qui la désolent chaque jour.

Voltaire, der Polizei bereits verdächtig, erhielt also Befehl, Paris zu meiden, und deshalb fand er plötzlich viel Gefallen an den Veilchen von Villars, an den Rosen von Sully und dem Reiz anderer adliger Landsitze, wohin er im Laufe des Jahres 1719 eingeladen wurde. Immerhin durfte er im Anfange des Jahres 1720 wieder nach Paris zurückkehren, um die Aufführung seiner »Artémire« zu betreiben. Das Stück ging am 15. Februar 1720 ohne grofsen Erfolg in Scene und wurde von Voltaire, der es gleichfalls

schlecht fand, zurückgezogen. Der Regent hatte inzwischen auch den wirklichen Verfasser der »Philippiques« erfahren und zeigte sich dem von aller Schuld reingewaschenen Voltaire so günstig, dafs der junge Autor sofort daran dachte, Philipp von Orléans mit den Fesseln einer Widmung an sich zu ketten. Er wollte ihm seine »Henriade«, an welcher er seit 1717 fast unablässig arbeitete, zueignen. Denn als Voltaire seine Leidenschaft für die Marschallin überwunden hatte, war er bald wieder an sein Epos gegangen.

Er war um jene Zeit für dieses Werk ganz Feuer und Flamme und schrieb, als er die ersten neun Gesänge fertig hatte, an seinen Freund Thieriot, der ihm allerlei litterarische Dienste leisten mufste:

»Je vous confie, mon cher ami, ce que j'ai de plus cher au monde. Vous trouverez les 6 premiers chants copiés et les 3 derniers de ma main.« Und er fügt hinzu: »Je vous supplie de faire copier le tout exactement pour M. le Régent.«

Aber nicht nur Voltaire war Feuer und Flamme, nein, auch sein Manuskript wäre es einmal beinahe geworden. Seiner Gewohnheit getreu, las Voltaire daraus in seinen Freundeskreisen vor, und für gewöhnlich hörte er einen Rat nicht nur an, sondern richtete sich auch danach. Einmal nur, wahrscheinlich durch viele Detailkritiken gereizt, soll er aufgesprungen sein und das Manuskript in den brennenden Kamin geworfen haben. Der bei der Lektüre anwesende Präsident Hénault, ein grofser Kenner der französischen Litteratur, rettete es mit Aufopferung seiner Spitzenmanschetten.

Aber solche Gereiztheit dem Tadel der Freunde gegenüber war bei Voltaire etwas ganz Ungewöhnliches, wie denn über seine gesellige Liebenswürdigkeit, den Reiz seiner Unterhaltung auch nur eine

Stimme ist. — Als gefeierter Musenjünger verlebte Voltaire auch noch das Jahr 1721 als gerngesehener Gast auf den Schlössern seiner Freunde, und während in Paris das System Laws zusammenbrach, Tausende und Abertausende ihr Vermögen verloren und Law das Land, das er hatte beglücken wollen, als ein armer Mann verliefs, während dessen widmete sich Voltaire in vornehmer Gesellschaft der Astronomie, die damals Mode war, und beobachtete Sonne, Mond und alle Sterne. Er schrieb über seine ländliche Zurückgezogenheit an den Herzog von Sully:

Que dans ce champêtre séjour
Je me fais un plaisir extrême
De parler sur la fin du jour
De vers, de musique et d'amour
Et pas un seul mot du système,
Ce système tant vanté
Par qui nos héros de finance
Emboursent l'argent de la France,
Et le tout par pure bonté.

Das Jahr 1722 brachte Voltaire einen Verlust in der Familie und einen Gewinn in pekuniärer Hinsicht.

Am 1. Januar starb der alte Herr Arouet und hinterliefs der verheirateten Tochter, Madame Mignot, sowie den beiden Söhnen sein Vermögen.

Zwei Tage vor des Vaters Tode war Armand Arouet als Sportelkassierer der Pariser Oberrechnungskammer Nachfolger seines Vaters geworden. Dadurch war eine Summe von etwa 240000 Livres als Kaution festgelegt.

Ein Teil dieses Geldes hätte bei der Erbschaftsteilung auch Voltaire zukommen sollen. Armand, der diese Summe der Oberrechnungskammer nicht abverlangen konnte, hat, scheint es, dem jüngeren Bruder auch keine anderweitige Entschädigung gewähren wollen. — Darauf entstand zwischen den beiden Söhnen

ein Prozefs, der sich durch mehrere Jahre hinzog, über dessen gerichtlichen Ausgang wir nichts wissen, der aber die Brüder dauernd entzweite.

Doch soll Voltaire seit jener Zeit jährlich 4250 Livres Renten bezogen haben.

Was von den Geldern der Erbschaft in Voltaires Hände überging, benutzte er, um in sicheren Spekulationen ein Vermögen zu gewinnen und seine gesellschaftliche Stellung zu befestigen.

In den Spekulationen halfen Voltaire seine Gönner, die Finanzmänner Pâris-Duverney, welche ihm in jener Zeit z. B. Anteil an Armeelieferungen verschafften.

Und als diese Geschäfte ihm geglückt, wollte Fortuna, dafs Voltaire von dem jungen König noch eine jährliche Pension von 2000 Livres erhielt.

Um seine gesellschaftliche Stellung zu befestigen, um ein ständiges Mitglied der bevorrechtigten Klassen zu werden, wandte Voltaire sich nun an den Premierminister Dubois; durch ihn hoffte er in die Diplomatenlaufbahn, die adlige Carriere par excellence, hineinzukommen.

Wir wissen, dafs er sich von Jugend auf für Geschichte interessiert und gerne »Europens grofse Interessen in seiner kleinen Wage gewogen« hatte.

Durch den Umgang mit erfahrenen Staatsmännern, wie Caumartin, mit Adligen, welche wie Sully und Villars eine Rolle in der Geschichte des Landes gespielt hatten, war Voltaires Verständnis für politische und wirtschaftliche Fragen nicht unbedeutend erweitert worden.

Dafs Voltaire als diplomatischer Geschäftsträger seine eigene soziale Stellung befestigen wollte, ist bereits erwähnt.

Dafs Voltaire darüber hinaus aber auch seinem

Lande nützen wollte, mufs nachdrücklich betont werden.

Obgleich es ihm nie gelungen, sich als eigentlicher Diplomat ernstlich zu bethätigen, hat Voltaire in seinem späteren Leben, besonders auf rechtlichem und wirtschaftlichem Gebiet, eine Einsicht an den Tag gelegt, die seine Ansprüche auf staatsmännische Begabung und Thätigkeit vollauf rechtfertigt.

Wir werden auf diesen Gegenstand noch öfters zurückkommen.

Um in die diplomatische Laufbahn eintreten zu können, sagte Voltaire dem Premierminister Dubois liebenswürdige Dinge und schickte ihm einen politischen Agenten, allerdings sehr geringer Sorte, um damit dem Staate vielleicht doch einige Dienste zu leisten.

Ein unangenehmer Zwischenfall trübte jedoch um jene Zeit Voltaires anscheinend so glänzendes und heiteres Dasein. — Als er einmal in einem Vorzimmer in Versailles auf einen Würdenträger wartete, fielen seine Augen auf ein Antlitz, das er am liebsten nie gesehen hätte, und er erkannte jenen Beauregard, welcher ihn wegen des »Regnante Puero« der Polizei verraten hatte. Voltaire, in der Erinnerung an die erlittene Unbill aufser sich, nannte Beauregard »Spion«. Es kam zu einer Scene; Beauregard, welcher Versailles vor Voltaire verliefs, lauerte dem Ahnungslosen an der Brücke, die bei Sèvres über die Seine führt auf und prügelte ihn durch.

Da Voltaire physisch der Schwächere von beiden war, mufste er seine Schläge mit nach Hause nehmen. Dort angelangt, war es zuerst seine Absicht, Beauregard zu fordern; er zog dann aber vor, ihm auf gerichtlichem Wege beizukommen und reichte bei dem Pariser Amtsgericht, dem Châtelet, wo der alte Herr

Arouet einst Rat gewesen war, seine Klage ein. Daraufhin wurde Beauregard auch festgenommen und eine Zeit lang in Gewahrsam gehalten. — Die Schreibfedern des Châtelet fuhren tief in die schwarzen Tintenfässer, niemand aber weifs, wie die Sache, welche sich zwei Jahre lang hinzog, geendet hat.

Doch liefs das Schicksal Voltaire nie lange im Stich. Diesmal nahm es, um ihn zu trösten, die Gestalt einer liebenswürdigen und gescheiten, älteren Dame an. Es war die Marquise von Rupelmonde. Der wunderliche Name gehörte einer etwa 40jährigen Witwe, die als junge Frau am Hofe Ludwigs XIV. gelebt und dort den Ruf einer Unschuld vom Lande gehabt, später den bösen Zungen mehr Stoff geboten hatte und jetzt ein Alter erreicht zu haben glaubte, in dem sie, ohne grofsen Anstofs zu geben, mit einem geistreichen, jungen Manne reisen und über Gott und Unsterblichkeit diskutieren konnte.

Denn sie war Philosoph, die Marquise von Rupelmonde, und Freidenker dazu. Wo sie und Voltaire miteinander bekannt geworden, weifs man nicht, wahrscheinlich bei dem Premierminister Dubois, mit dem die Marquise befreundet war. — Sie war, wie es scheint, eine reiselustige Dame und hatte, als sie Voltaire kennen lernte, gerade einen Ausflug nach Holland vor. Der Gedanke, allein in ihrem Reisewagen zu sitzen und lange Stunden allein in öden Dorfherbergen zu verbringen, mag ihr nicht sehr verlockend erschienen sein; so lud sie den geistreichen Jüngling ein, sie zu begleiten und einige Monate mit ihr in Holland zu verbringen.

Voltaire sagte nicht nein. Ihn hielt in diesem Augenblicke nichts in Paris, und die leidige Angelegenheit mit Beauregard konnte er in Holland weit besser als in Frankreich vergessen. Er sagte sich aufserdem,

dafs er in den Niederlanden noch einen praktischen Zweck verfolgen und dort den Druck seiner »Henriade« besorgen könne. So reisten die Marquise und Voltaire im September 1722 ab, und die platten Landstrafsen Nordfrankreichs entlang rollte ihre grofse Reisekutsche, die mit Vorräten und allem Zubehör vollgestopft war. In der Kutsche wurden höchst ernsthafte Dinge verhandelt. Voltaire hat sie in einem seiner besten Lehrgedichte: Le Pour et le Contre zusammengefafst, das er damals für Madame de Rupelmonde schrieb.

In diesem Gedicht behandelt Voltaire eingehend die vorwiegend sittlichen Bedenken, welche ihn verhinderten, in dem Gott der Kirche den wahren Gott anzuerkennen.

Die Moral Christi schien Voltaire, obgleich er in Christus einen Menschen sah, die einzige Lehre der Kirche, welche deren Ansprüche auf göttlichen Ursprung rechtfertigen könne.

Sich direkt an die Marquise wendend, sagt Voltaire in dem Gedicht zu ihr:

. . . Viens, pénétre avec moi, d'un pas respectueux,
Les profondeurs du sanctuaire
Du dieu qu'on nous annonce et qu'on cache à nos yeux.

Je veux aimer ce Dieu, je cherche en lui mon père,

sagt Voltaire und spricht nun seinen ersten Vorwurf gegen den Gott der Kirche aus:

On me montre un tyran que nous devons haïr.
Il créa des humains à lui-même semblables,
Afin de les mieux avilir;
Il nous donna des cœurs coupables
Pour avoir droit de nous punir.

In allen Handlungen, welche besonders das alte Testament Gott zuschreibt, findet Voltaire die gleiche Härte und Grausamkeit, den gleichen Mangel an mil-

der Weisheit und Güte, was er in folgenden Zeilen ausdrückt:

Aveugle en ses bienfaits, aveugle en son courroux,
A peine il nous fit naître, il va nous perdre tous.
Il ordonne à la mer de submerger le monde,
Le monde qu'en six jours il forma du néant.

Peut-être qu'on verra sa sagesse profonde
Faire un autre univers plus pur, plus innocent:
Non; il tire de la poussière
Une race d'affreux brigands,
D'esclaves sans honneur et de cruels tyrans,
Plus méchante que la première.

Wer den Lebenslauf der jüdischen Patriarchen und Könige in der Bibel verfolgt, wird gestehen müssen, dafs Voltaire nicht übertreibt, wenn er sie Räuber und Tyrannen nennt.

Endlich empört sich Voltaires Gerechtigkeitsgefühl gegen die Unbarmherzigkeit der Kirchenlehre, welche alle Nationen, die Christus nicht kennen, verdammen will:

Quoi, Dieu voulut mourir pour le salut de tous,
Et son trépas est inutile?
Amérique, vastes contrées,
Peuples que Dieu fit naître aux portes du soleil,
Vous nations hyperborées,
Que l'erreur entretient dans un si long sommeil —
Serez-vous pour jamais à sa fureur livrées
Pour n'avoir pas su qu'autrefois,
Dans un autre hémisphère, au fond de la Syrie,
Le fils d'un charpentier, enfanté par Marie,
Renié par Céphas, expira sur la croix?

Niemals hat Voltaire sich mit dieser nur teilweisen Erlösung der Menschen durch den Gott, der sie doch alle geschaffen, zufrieden geben können.

In diesem grausamen Gott kann Voltaire die »Gottheit« nicht erkennen:

Je ne reconnais point à cette indigne image
Le Dieu que je dois adorer:
Je croirais le déshonorer
Par une telle insulte et par un tel hommage.

Wenn diese Lehren der Kirche, die er soeben analysiert, die Lehren des Christentums sind, so will Voltaire sogar lieber nicht Christ genannt werden:

Entends, Dieu que j'implore, entends du haut des cieux
Une voix plaintive et sincère.
Mon incrédulité ne doit pas te déplaire;
Mon cœur est ouvert à tes yeux:
L'insensé te blasphème, et moi, je te révère;
Je ne suis pas chrétien; mais c'est pour t'aimer mieux.

Und wie bereits gesagt, in seiner langen Untersuchung der Kirchenlehre findet Voltaire nur einen Punkt, welcher der Kirche in seinen Augen gestattet, sich eine göttliche Einrichtung zu nennen, die Lehre Christi:

Ses exemples sont saints, sa morale est divine.

Voltaire hat stets mit Achtung von Christus gesprochen. Er erklärte ihn für unschuldig an den verstandeswidrigen Lehren, an der bizarren Metaphysik, welche die Menschen seiner Moral zugefügt: »Jésus,« sagt er 1764 im Dictionnaire philosophique, »n'enseigna aucun dogme métaphysique, il n'a rien ordonné de ce que nous voyons aujourd'hui.«

Am Schlusse des Gedichtes fordert Voltaire die Marquise auf, zwischen dem barbarischen Gotte der Kirche und dem gütigen Gotte, der sich im Herzen der Menschen und der Moral Christi offenbart, zu wählen.

Schon hier nennt Voltaire diese auf das Gefühl und die Moral Christi allein gegründete Religion »la religion naturelle«.

Voltaire sprach in Le Pour et le Contre Gedanken aus, die ihm von Jugend an geläufig waren.

Dafs die Bibel, dafs die Kirchenlehre nicht die Religion seien, diese Anschauung ist von Anfang bis Ende als Mittelpunkt von Voltaires Denken zu bezeichnen.

Diese Anschauung verursachte seine Kritik der Bibel, der Kirchenlehre, der Kirche und der Geistlichkeit.

Aus ihr stammte seine Toleranz: wer Dogmen für nebensächlich hielt, konnte um der Dogmen willen niemanden verfolgen.

Sie endlich führte Voltaire zu der Erfassung der Religion als eines einfachen Sittengesetzes, zu seiner Wertschätzung der Persönlichkeit Christi, in dem er einen Menschen, aber zugleich einen Träger höchster Sittlichkeit sah. Voltaire hatte diese Ansichten nicht allein gefunden, sein Elternhaus, die Société du Temple, der Kreis Ninons de l'Enclos gaben sie ihm.

Voltaires Verdienst jedoch war, dieses Erbe der Tempelrunde, die Aufklärung dieses kleinen Kreises in gröfsere Kreise zu tragen: sein »Ödipus« gewann diesen Gedanken das Theater, Le Pour et le Contre richtete sich an die gebildete Gesellschaft; seine »Henriade« würde, wie er hoffte, das ganze lesende Publikum Frankreichs mit der Toleranzidee befreunden.

Unter Gesprächen, von denen das eben besprochene Gedicht ein Beispiel giebt, gelangten Voltaire und die Marquise nach Cambrai, wo gerade ein europäischer Kongrefs abgehalten wurde. Der französische Premierminister Dubois, der inzwischen Kardinal geworden war, hatte vorausgesagt, dafs die Mitglieder des Kongresses die Hälfte der Zeit über die Rangordnung streiten, die andere Hälfte nichts thun, und dafs die

Versammlung am Ende wegen unvorhergesehener Ereignisse aufgelöst werden würde. — Voltaire tauchte nichtsdestoweniger mit Vergnügen in diesem bunten, wenn auch nichtssagenden Treiben unter. Bot es ihm doch die beste Gelegenheit, erstens die Unbedeutendheit vieler betitelter Diplomaten kennen zu lernen und seiner Eigenliebe mit der Hoffnung zu schmeicheln, dafs sein Talent, sein scharfer Blick für das Wesentliche der Dinge ihm trotz nichtadeliger Geburt die ersehnte Laufbahn eröffnen würden; zweitens durfte er von Cambrai aus Briefe an den Premierminister Dubois schreiben und sich so bei ihm geltend machen. Voltaire verfafste denn auch Episteln halb in Prosa und halb in Versen, ein Stil, dessen Geheimnis er vor allen besafs.

So schreibt Voltaire an den Premierminister:

> Une beauté qu'on nomme Rupelmonde
> Avec qui les amours et moi
> Nous courons depuis peu le monde
> Et qui nous donne à tous la loi,
> Veut qu'à l'instant je vous écrive.
> Ma muse, comme à vous, à lui plaire attentive,
> Accepte avec transport un si charmant emploi.

Dann plaudert er weiter, erzählt, dafs nicht nur sämtliche Gesandte, sondern auch sämtliche Köche Europas in Cambrai seien, dafs man grofse Heldenthaten in Essen und in Trinken verrichte und mehr Kuriere nach der Champagne schicke, um Wein zu bestellen, als wie nach London, um politische Berichte zu erstatten.

Von Cambrai gingen die beiden Reisenden nach Brüssel, wo sich um jene Zeit Voltaires Dichterideal, Jean Baptiste Rousseau, aufhielt. Es war derselbe, der Voltaire 1710 bei der Preisverteilung in Louis-le-Grand so herzhaft geküfst und ihn bei Gelegenheit des »Ödipus« als ein grofses Talent

gerühmt hatte. — Rousseau war nicht freiwillig in Brüssel: der grofse Mann hatte in einer schwachen Stunde einmal aus der Société du Temple geplaudert und war darauf wegen unheiliger Verse des Landes verwiesen worden. Als Voltaire ihm nun in Brüssel begegnete, scheinen beide angenehme Stunden verlebt zu haben, über die Rousseau damals schrieb:

»M. de Voltaire a passé ici onze jours, pendant lesquels nous ne nous sommes guère quittés. J'ai été charmé de voir un jeune homme d'une si grande espérance. Il a eu la bonté de me confier son poème (Le Pour et le Contre) pendant 5 ou 6 jours. Je puis vous assurer qu'il fera un très grand honneur à l'auteur.«

Jedoch ward ihr Beisammensein durch eine kleine Verstimmung getrübt. Als Rousseau dem einstigen Jünger eine von ihm verfafste Ode an die Nachwelt vorlas und Voltaire darauf meinte, sie dürfte vielleicht nicht an ihre Adresse gelangen, fühlte Rousseau sich auf das tiefste verletzt. So schied man denn in Unfrieden; Rousseau verzieh dem Jüngeren sein scharfes Urteil nicht. Und als er später fromm, Voltaire aber in der Poesie sein Nebenbuhler geworden war, entsann er sich jener Scene und trat Voltaire feindlich entgegen.

Von Brüssel, wohin Voltaire in späteren Jahren noch öfter zurückkehren sollte, ging er allein nach dem Haag, dem Mittelpunkt des holländischen Buchhandels, um dort den Druck seiner »Henriade« zu besorgen, die damals neun Gesänge zählte.

Manche Erinnerungen mögen die wohlbekannten Strafsen des Haag in Voltaire wachgerufen haben: dort war er vor zehn Jahren ein lustiger Page gewesen, dort hatte er Olympe Dunoyer, seine erste Liebe, getroffen. Nun kam er wieder, um ein grofses,

französisches Epos drucken zu lassen und für Gerechtigkeit und Duldung eine Lanze zu brechen.

Voltaire liefs sein Epos in Holland drucken, weil er sich dort nur mit einem Drucker zu einigen, den Behörden gegenüber jedoch keine weiteren Formalitäten zu erfüllen hatte.

In dem protestantischen Holland, dem protestantischen England, der Schweiz und in verschiedenen Teilen Deutschlands bestand Freiheit des Buchdrucks. In Frankreich hingegen mufste jeder Verfasser sein Manuskript der Censur unterwerfen und für den Druck seines Werkes ein königliches Privileg erhalten.

Weitläuftige Formalitäten waren zu diesem Zwecke zu erfüllen. Die Überwachung des französischen Buchdrucks (librairie) gehörte zu dem Ressort des Kanzlers. — Alle Manuskripte, die mehr als zwei Druckbogen betrugen, erhielt das Censurbureau (direction de la librairie) zur Prüfung. Das Censurbureau verteilte die Manuskripte unter die Censoren. Letztere, etwa 70 an der Zahl, wurden vom Kanzler ernannt. Es waren meist wohlhabende Leute, Gelehrte und Geistliche, welche die ihr Studiengebiet betreffende Litteratur begutachteten. Ihre Thätigkeit wurde bezahlt, und sie führten den Titel königlicher Censoren (censeurs royaux).

Wenn sie ein Werk geprüft und für gut befunden hatten, so gaben sie ihr Urteil, dafs das Manuskript nichts Gotteslästerliches, nichts Staatsgefährliches, nichts Unsittliches enthalte, schriftlich ab (approbation). Der Polizeipräfekt von Paris verlieh dem Autor alsdann eine Druckerlaubnis, welche der Kanzler durch besonderen Brief bestätigte.

Mit diesen drei Dokumenten versehen, begab sich der Autor nach der Königlichen Buchdruckskammer (Chambre Royale de la Librairie). Dort

wurde sein aus drei Druckerlaubnissen bestehendes Privileg in die Register der Kammer eingetragen. Dann endlich konnte der Druck selbst vor sich gehen.

Kein französischer Drucker durfte ein Manuskript ohne königliches Privileg drucken, kein Buchhändler ein ohne königliches Privileg gedrucktes Buch verkaufen.

Die Königliche Buchdruckskammer revidierte auch alle Bücher, welche vom Ausland nach Frankreich kamen.

Auf diese Art glaubte die französische Regierung die Freiheit der Gedanken, der Meinungen und der Diskussion genügend und wirksam eingeschränkt zu haben.

Sie irrte sich. Ein grofser Teil der obigen Vorschriften bestand nur auf dem Papier.

Es gab in Frankreich Drucker, welche auf ihre Gefahr hin ohne königliches Privileg druckten. — Die Werke erschienen dann völlig anonym: weder der Verfasser, noch der Drucker, noch der Druckort waren genannt, oder alle diese Angaben waren falsche.

Es gab in Frankreich Buchhändler, welche Bücher vom Auslande bezogen, ohne sie bei der Königlichen Buchdruckskammer revidieren zu lassen.

Aufser diesen geradezu ungesetzlichen Mafsregeln bot sich dem Autor, welcher befürchtete, ein Privileg in Frankreich nicht gleich zu erhalten, folgender gesetzlicher Ausweg, sein Werk im Auslande in Druck und dann in Frankreich und im Auslande auf den Markt zu bringen:

Der Autor liefs sein Manuskript ohne weitere amtliche Formalitäten im Auslande drucken, veröffentlichen und wartete den Erfolg ab, sicher, dafs eine Anzahl seiner Exemplare, besonders wenn das Werk gefiel, nach Frankreich eingeführt werden würden.

Er suchte dann das königliche Privileg in Frankreich nach. Und wenn der Censor seine Approbation gab, so liefs der Autor seinem im Auslande gedruckten Buche das Privileg für Frankreich anheften, durfte das Werk dann nach Frankreich einführen und übertrug einem französischen Buchhändler unter gewissen Bedingungen den alleinigen Vertrieb desselben.

Diesen Weg gedachte Voltaire einzuschlagen, als er die »Henriade« in ihrer ersten Gestalt im Haag drucken liefs.

Als der Druck seines Werkes dort im Gange war, verliefs Voltaire den Haag und kehrte, von seiner holländischen Reise sehr befriedigt, im Dezember 1722 nach Paris zurück.

In diese Zeit fallen seine näheren Beziehungen zu Henry Saint John, Vicomte de Bolingbroke, dem er bei Gelegenheit seines »Ödipus« vorgestellt worden war. — Lord Bolingbroke, sehr belesen, gebildet und in religiöser Beziehung ein radikaler Freidenker, war der Ansicht, dafs die Aufklärung das Vorrecht einzelner sei und ihre Ausbreitung im Volke nur schaden könne. Politisch war er ein entschiedener Konservativer, was ihm im Jahre 1719, beim Sturz des englischen Toryministeriums, die Feindschaft der Whigs eintrug. Er entging ihr dadurch, dafs er sich nach Frankreich begab, wo er die Wiederkehr eines konservativen Ministeriums in Ruhe abwartete. Seit 1720 mit der Marquise von Villette verheiratet, deren Sohn in Voltaires letzten Lebensjahren eine grofse Rolle spielen wird, lebte er mit seiner Frau in La Source. Es war ein Landgut im Anjou, das Bolingbroke nach englischem Geschmack einrichtete, und wo er freigebig Gäste empfing. — Dorthin lud er auch Voltaire ein, da der begabte Freidenker ihm gefiel.

Da Bolingbroke das Französische bis in die feinsten Feinheiten verstand, las Voltaire dem Exminister und seiner schönen Frau auch die »Henriade« vor, die beider volles Lob erhielt. Voltaire hatte inzwischen für sein Epos das Privileg nachgesucht. Es war ihm von der französischen Censur verweigert worden. Da löste er seinen Kontrakt mit dem holländischen Buchdrucker und beschlofs, die »Henriade« heimlich in Frankreich zu drucken. Der Drucker und Verleger Viret in Rouen übernahm die Ausführung dieses Auftrages.

Voltaire schickte, um die Einzelheiten des Drucks zu überwachen, sein Faktotum, Thieriot, nach Rouen. Da Voltaire dort einflufsreiche Freunde besafs, hoffte er seinen Plan, ohne von der Polizei beunruhigt zu werden, ausführen zu können.

Diese einflufsreichen Freunde waren der Marquis de Bernières, Präsident am Parlament in Rouen, sowie die Herren Cideville und Formont, Parlamentsräte daselbst.

Voltaire selbst führte unterdessen sein Gesellschafts-, Geschäfts- und Arbeitsleben in Paris fort. Wahrscheinlich blieb er nicht ohne Absicht auf dem Platze; begann es doch, sich wieder in der französischen Litteratur zu regen: Montesquieu hatte eine kecke Satire, die »Lettres Persanes«, veröffentlicht; auf dem Theater, in der Parodie, der Charakter- und Sittenkomödie, traten zwei Neulinge, Pierre Chamblin de Marivaux und Alexis Piron, auf. — Da letzterer in Voltaires Leben eine Rolle spielt, mufs etwas bei ihm verweilt werden.

Alexis Piron, das konnte Voltaire sich bereits im im Februar 1723 sagen, war kein ungefährlicher Nebenbuhler. Er schrieb damals hauptsächlich für die Pariser Parodietheater, welche im ganzen 18. Jahrhundert freie Bühnen, Théâtres libres, neben den



Alexis Piron.

privilegierten Bühnen der Oper und des Théâtre français bilden. Eines dieser freien Theater setzte am 23. Februar 1723 den »Arlequin Deucalion« von Piron in Scene. Darin wurde unter anderem auch Voltaires im Jahre 1720 verunglückte »Artémire« sehr witzig verspottet.

Piron war ein jovialer Burgunder und dazu ein armer Teufel. Ungemein witzig und schlagfertig, hatte er sich, um sein Brot zu verdienen, in seinem Stücke auch über Voltaire lustig gemacht. Nichtsdestoweniger hatte Piron vor dem bereits berühmten Voltaire alle gebührende Ehrfurcht und wünschte sich nichts Besseres, als dessen Freund und Genosse zu sein. Es hätte Voltaire nur ein Wort gekostet, sich den geistreichen Litteraten zum Freunde, statt zum Gegner zu machen.

Voltaire, sonst gegen aufstrebende Talente gütig, stiefs Piron zurück. Vielleicht weil er in dem geistsprühenden, allezeit schlagfertigen Burgunder seinen Meister sah.

Inzwischen merkte Voltaire, dafs Thieriot nicht der Mann sei, den Druck der »Henriade« in Rouen zu besorgen. Er entschlofs sich daher, selbst dorthin zu gehen. Kaum in Rouen erschienen, wurde er von den gebildeten Kreisen bewillkommnet und gefeiert.

Da ihn die Geselligkeit auf die Länge in einer Arbeit störte, die er neu unternommen, verliefs er die normännische Hauptstadt, um im Landhause des Präsidenten von Bernières in La Rivière-Bourdet Gastfreundschaft zu geniefsen.

Neben dem Druck der »Henriade« beschäftigte ihn in La Rivière-Bourdet ein neues Trauerspiel, »Mariamne«, woraus er seinen Gastfreunden selbstverständlich wieder vorlas. Aufserdem fand er noch Zeit, der Frau des Hauses, die eine schöne und gewandte Weltdame war, den Hof zu machen. — Hin

und wieder kehrte er auch nach Paris zurück und schrieb dann über wirkliche oder eingebildete Schmerzen verzweifelte Briefe, wie etwa den folgenden, an die Präsidentin:

»Votre gazette ne sera pas longue cette fois-ci, car le gazetier est très malade et a la fièvre actuellement. Il n'y a de santé pour moi que dans la solitude de la Rivière. Je crois être en enfer lorsque je suis dans cette maudite ville de Paris.«

Seit dieser Zeit, dem Jahre 1723, beginnen Voltaires Klagen über seine schwankende Gesundheit.

Nachdem Voltaire den Druck der »Henriade« in gutem Wege sah, begab der Nimmermüde und Immerrastlose sich zum Besuch in ein anderes adeliges Haus, das des Marquis de Maisons, Präsidenten am Pariser Parlament, dessen Frau eine Schwester der Marschallin von Villars, Voltaires Gönnerin, war. — Die de Maisons lebten in der Nähe von Saint-Germain, und in ihrem Hause wurde Voltaire von den Blattern ergriffen.

Obgleich die Krankheit damals überall, wo sie auftrat, einen panischen Schrecken hervorrief, behielten Herr und Frau Maisons Voltaire in ihrem Hause, pflegten ihn und benahmen sich ebenso mutig wie taktvoll.

Voltaire, der das Schlimmste erwartet zu haben scheint, sah sich am 15. November 1723 wiederhergestellt.

Gerade als sei es an der einen Todesmahnung aber noch nicht genug, folgte eine zweite auf dem Fuſse: kaum hatte Voltaire das Schloſs verlassen, um nach Paris zurückzukehren, so stürzte der Fuſsboden seines Zimmers, den ein versteckter Balkenbrand unterhöhlt hatte, ein. — Voltaire jammerte laut über all die Not, Unbequemlichkeit und Gefahr, die er, ohne

es zu wollen, seinen grofsmütigen Gastfreunden gebracht hatte.

Während er sich in Paris von den Folgen der überstandenen Krankheit zu erholen suchte, trat am 2. Dezember 1723 der Tod des Regenten ein. Der Premierminister Dubois war bereits vor ihm gestorben. Die Bedeutung dieser beiden Ereignisse für Frankreich und für Voltaire wird im nächsten Kapitel ausführlicher besprochen werden.

Ein Ereignis, das für Voltaire augenblicklich in erste Linie trat, war die Beendigung des Drucks der »Henriade«. Die Möbelwagen des Präsidenten Bernières, die dessen Winterumzug nach Paris bewerkstelligten, führten das verbotene Buch in Paris ein. Im Februar 1724 wurde es zuerst heimlich, dann öffentlich verkauft. Der Censur zum Trotze rifs man sich um das Epos, das unter dem Titel: La Ligue ou Henri le Grand. Poème épique par Monsieur de Voltaire erschien. Statt Virets in Rouen ist auf dem Titel Jean Mok pap (Moque pape = Spotte des Papstes) in Genf als Verleger genannt. — Die Auflage betrug 2000 Exemplare.

Die »Henriade« hatte bei dem gebildeten Publikum Frankreichs erstens als Epos und zweitens sozusagen als Lehrgedicht einen bedeutenden Erfolg.

Die klassische Litteratur Frankreichs hatte kein Epos hervorgebracht. — Was Ronsard mit seiner »Franciade«, Chapelle mit seiner »Pucelle« im 16. und 17. Jahrhundert auf epischem Gebiet geleistet, galt als minderwertig.

Die Epenlitteratur des französischen Mittelalters war völlig in Vergessenheit geraten.

So fehlte der französischen Dichtung ihr Homer.

Dieser Homer wünschte Voltaire zu sein, und mit

der »Henriade« gedachte er eine bedauerliche Lücke der französischen Litteratur passend auszufüllen.

Der Wettkampf mit Homer konnte Voltaire nicht schrecken. Das 18. Jahrhundert in Frankreich sah in Homer nicht den inspirierten Sänger einer Zeit voll primitiver Kraft und poetischem Empfinden. Es glaubte in ihm einen Meister wohlüberlegter Kunst, der nach »Regeln« gearbeitet, verehren und bewundern zu müssen.

Im Besitze der Regeln, Kunstmittel und Kunstgriffe, welche man Homer abgelauscht zu haben vermeinte, durfte Voltaire — den Anschauungen seiner Zeit entsprechend — es ruhig wagen, sein Epos an die Seite der »Ilias« zu stellen.

Das Unternehmen schien ihm um so mehr gelingen zu müssen, da sein Gegenstand, der französischen Geschichte entnommen, auf jeder Seite ruhmreiche, nationale Erinnerungen weckte.

Voltaire besafs aufserdem Geschick, Geschmack, Formgewandtheit, und die Tendenz, welche ihn beseelte, und welche er in Heinrich IV. verkörpert fand, gab ihm stellenweise wirklichen Schwung.

Diese Tendenz war die zweite Quelle des grofsen Erfolgs der Voltairischen »Henriade«.

Es wurde bereits erwähnt, dafs Voltaire in Heinrich IV. vor allem ein Vorbild echter Fürstenweisheit, einen Vertreter der wahren Religion, ein Muster religiöser Duldung sah.

Die Stellen, in welchen er diesen Anschauungen überzeugten und beredten Ausdruck gab, gewannen ihm den Beifall jener Kreise, die gleich der Société du Temple aufgeklärt und von religiösem Fanatismus frei waren.

Diesen Kreisen zugewendet, begann Voltaire die »Henriade« mit den Worten:

Je chante ce héros qui règna sur la France
Et par droit de conquête et par droit de naissance;
Qui par de longs malheurs apprit à gouverner,
Calma les factions, sut vaincre et pardonner . . .
Et fut de ses sujets le vainqueur et le père.

Das Mitgefühl dieser Kreise für die noch kürzlich verfolgten französischen Protestanten rief Voltaire wach, wenn er Heinrich der Königin Elisabeth von England die französischen Religionskriege folgendermafsen schildern liefs:

Reine, l'excès des maux où la France est livrée,
Est d'autant plus affreux que leur source est sacrée:
C'est la religion dont le zèle inhumain
Met à tous les Français les armes à la main.

Mit Beredsamkeit schilderte Voltaire dann die Verheerungen der französischen Bürgerkriege, die Kämpfe Heinrichs um die Krone und nach dem Siege die Grofsmut des protestantischen Überwinders den überwundenen Katholiken gegenüber.

Diese beredte Schilderung duldsamer Güte dürfte der Toleranzidee auch in solchen Schichten Anhänger gewonnen haben, die bis dahin die Duldung für ein Verbrechen und Gott für einen eifrigen und zornigen Gott gehalten hatten.

Voltaires Epos brachte die religiöse Diskussion selbstverständlich in allen gebildeten Kreisen Frankreichs in Flufs.

Es war anfangs Voltaires Absicht gewesen, die »Henriade« dem Regenten zu widmen. Als dieser 1723 starb, hatte Voltaire daran gedacht, das Gedicht dem jungen König Ludwig XV. zuzueignen. Die Überlegung, dafs ihm ja die Druckerlaubnis für die »Henriade« verweigert war, liefs ihn von dieser Widmung abstehen. — So trat das Epos, ohne von den Falten des königlichen Purpurmantels geschützt zu werden, auf den Plan. — Das liefs der Kritik, welche

von der bestehenden Kirche an ihm geübt werden mufste, um so freieres Spiel. — Der päpstliche Nuntius zeigte denn auch das Buch der römischen Kurie als gefährlich an. Doch auch der Hof glaubte in dem Lobe, welches Heinrich IV. gespendet wurde, einen Tadel gegen die Regierung zu spüren. Voltaire sagte darüber:

»J'ai trop recommandé dans mon poème l'esprit de paix et de tolérance en matière de religion, j'ai trop dit de vérités à la cour de Rome, j'ai répandu trop peu de fiel contre les Réformés, pour espérer qu'on me permette d'imprimer dans ma patrie ce poème composé à la louange du plus grand roi que ma patrie ait jamais eu.«

Das Bewufstsein, der Aufklärung zu dienen, durfte ihn jedoch neben seinem litterarischen Erfolge über die Angriffe der Gegner trösten.





Madame de Prie.



Sechstes Kapitel.

1723—1726.

Voltaire am französischen Hofe. — Hofdichter. — Pension der Königin. — Der Chevalier de Rohan. — Zweite Bastillengefangenschaft. — Verbannung nach England.

Seit im Jahre 1723 zuerst der Kardinal Dubois dann der Regent selbst das Zeitliche gesegnet, regierte, wenigstens dem Namen nach, der 14jährige König Ludwig XV.

Thatsächlich herrschte jedoch sein Oheim, der Herzog Louis Henri de Bourbon, welchen wiederum die ehrgeizige Madame de Prie beeinflufste. Der Herzog von Bourbon war, wie einst Dubois, Premierminister. Seine staatsmännische Thätigkeit bestand vorwiegend in Intriguen; mit der Möglichkeit rechnend, dafs der kränkliche, junge König unvorhergesehen sterben könne, bereitete er sich darauf vor, im entscheidenden Augenblicke den Orléans die Thronfolge zu entreifsen und sie den Bourbons zu sichern.

Für das Land that er nichts, trotzdem die Zustände in Frankreich damals äufserst bedenkliche waren. Die Bevölkerung hatte sich seit Anfang des 18. Jahrhunderts um etwa vier Millionen verringert;

Blattern und Hungertyphus verheerten ganze Provinzen. Die Protestanten wurden, seitdem Ludwig XV. im Jahre 1724 die Ordonnanzen Ludwigs XIV. bestätigt, von neuem verfolgt. — Die Finanzen des Staates waren durch Law nicht gebessert, die Schuldenlast fast ebenso grofs, die Geldnot bei Bourbons grofser Verschwendung ebenso drückend wie unter dem Regenten.

Eine Persönlichkeit des Hofes allerdings versuchte damals bereits den Staatssäckel etwas zuzuziehen und eine sparsamere Wirtschaft einzuführen. Es war dieses der frühere Erzieher des jungen Königs, der Kardinal Fleury, welcher in der Folge grofse Bedeutung erlangen wird.

Damals hielt er sich noch im Hintergrunde und überliefs dem Herzog von Bourbon, sowie Madame de Prie, die ersten Rollen.

Voltaire, der das Ziel verfolgte, Hofdichter und womöglich Diplomat zu werden, war jedoch entschlossen, auch diese beiden Machthaber für sich zu gewinnen.

Da die Regierung soeben wieder in eine Protestantenverfolgung gewilligt hatte, mochte er sich sagen, dafs sein Toleranzgedicht, die »Henriade«, ihn bei Hofe nicht besonders beliebt machen werde.

Gewandt wie immer, versuchte er daher im März 1724 bereits wieder auf dem Theater sein Glück. Er liefs dort seine »Mariamne« aufführen, zu welcher er Stücke der mifslungenen »Artémire« von 1720 verwendet hatte.

Gerade wie »Artémire« wurde jedoch auch »Mariamne« ausgepfiffen. Die biblische Heldin beging nämlich unter anderem den nach klassisch-französischen Begriffen unleidlichen Verstofs, sich auf offener Bühne zu vergiften.

Dem Urteile des Publikums und eigener besserer Einsicht folgend, beschlofs Voltaire, »Mariamne« zu ändern und packte sie, als er im Sommer 1724 in ein Bad ging, mit in seinen Koffer. Einer seiner adligen Freunde, der Herzog von Richelieu, einer der ersten und zugleich der verderbtesten Adligen des Reichs, hatte Voltaire nämlich eingeladen, ihn nach dem Stahlbad Forges, im heutigen Departement der Seine Inférieure, zu begleiten. Voltaire that es gerne, da es ihn zerstreute, in angenehme Gesellschaft und noch mehr ihn in die Nähe der allmächtigen Madame de Prie brachte, die damals auch in Forges zur Kur war.

Voltaire liefs es sich angelegen sein, ihr geschickt zu schmeicheln, sie für sich zu gewinnen, und wie wir bald sehen werden, sollten seine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein.

In der Badegesellschaft von Forges selbst spielte Voltaire wieder eine grofse Rolle. Bearbeitete er für sich »Mariamne«, so entwarf er für die Badegäste eine Komödie, »l'Indiscret«, die sofort einstudiert und auf einem Liebhabertheater gespielt wurde. Wieder bewies Voltaire damit, was für ein brauchbarer Gesellschafter er war. — Dann flatterte er auch einmal nach Paris, wo er die vielfältigsten Geschäfte hatte, die er mit seiner gewandten Feder liebenswürdig zu schildern weifs. So schreibt er z. B. an Thieriot:

»Me voici replongé dans ce maudit gouffre de Paris, accablé d'affaires et de fatigues. Je ferai imprimer ici Mariamne, ce qui m'y retiendra quelque temps. J'ai appris qu'on avait réimprimé mon poème (die »Henriade«) avec quelques autres pièces fugitives de moi. Je vais travailler à les faire saisir. Le soin de faire achever mon appartement et de le meubler, m'emporte tout mon temps. Je suis entouré d'ou-

vriers . . . tout cela altère un peu ma chétive santé. Je vis hier votre frère qui m'a du moins épargné l'embarras de choisir des étoffes pour m'habiller, et qui m'a en cela beaucoup soulagé: car je ne vaux rien pour le détail.«

Die Wohnung, die Voltaire in diesem Briefe erwähnt, bestand aus einigen Zimmern, welche er in dem Pariser Winterquartier des Präsidenten Bernières gemietet hatte. — Da Forges in der Nähe von Rouen lag, hatte er nämlich bei seinem Badeaufenthalt dort seine freundschaftlichen Beziehungen zu Herrn und Frau von Bernières wieder aufgenommen. — In ihrem Hause hoffte er ein Heim zu finden, denn Voltaire hielt nicht nur auf seine eigene Person, er gab auch viel auf eine behagliche Umgebung. — Dann — es war August — besuchte er wieder für einige Zeit die Landgüter seiner adligen Freunde, wohin ihn »Mariamne« und die »Henriade«, der er einen neuen Gesang zufügte, begleiteten. Gelegentlich klagte er dann wohl:

»Je crains Fontainebleau, Villars et Sully pour ma santé et pour Henri IV; je ne travaillerais point, je mangerais trop, et je perdrais en plaisirs et en complaisances un temps précieux qu'il faut employer à un travail nécessaire et honorable.«

Um diese Zeit schlug Voltaire eine Gunstbezeigung ab, welche der Herzog von Richelieu ihm zugedacht: er wünschte Voltaire als seinen Sekretär nach Wien mitzunehmen, wohin er selbst als französischer Gesandter ging. — Es scheint, daſs Voltaire entweder diese Pforte zur diplomatischen Laufbahn nicht zusagte, oder daſs er um keinen Preis Paris verlassen wollte. Er benutzte die Gelegenheit jedoch, dem Herzog von Richelieu seinen Freund Thieriot als Sekretär angelegentlichst zu empfehlen und hatte die Genug-

thuung, Richelieu auf diesen Vorschlag eingehen zu sehen. Doch Thieriot, der zu keinerlei fester Arbeit Lust hatte, lehnte seinerseits dankend ab. — Die Sache war für Voltaire etwas peinlich, aber er nahm sie von der guten Seite und schrieb an Thieriot nur:

»Vous m'avez causé un peu d'embarras par vos irrésolutions. Vous m'avez fait donner 2 ou 3 paroles différentes à M. de Richelieu, qui a cru que je le voulais jouer. Je vous pardonne tout cela de bon cœur, puisque vous demeurez avec nous.«

Solche sanfte Saat der Freundlichkeit hat Voltaire dauernd auf den ziemlich undankbaren Acker Thieriot gestreut.

Den Winter 1724 hatte Voltaire in seiner Wohnung bei der Familie Bernières zu verleben gedacht. Bald merkte er jedoch, dafs seine schöne Installation grofse Schattenseiten hatte:

»Il m'est impossible,« schreibt er, »d'habiter dans cette maudite maison qui est froide comme le pôle en hiver, où on sent le fumier comme dans une crèche et où il y a plus de bruit qu'en enfer. Il est vrai que pour le seul temps qu'on ne l'habite point (d. h. im Sommer), on y a une assez belle vue.«

Voltaire hatte trotzdem versucht, sich einzuleben:

»J'ai resté 8 jours dans la maison pour voir si je pourrais y travailler le jour et dormir la nuit qui sont 2 choses sans lesquelles je ne puis vivre.«

Als er aber weder die nötige Ruhe zum Arbeiten, noch zum Schlafen fand, wanderte er aus, und seine Manuskripte wanderten mit ihm. Vor allem begleitete ihn »Mariamne«. Er hatte sie nun so zurechtgestutzt, dafs sie am 10. April 1725 in Scene ging und einen durchschlagenden Erfolg erzielte. — Bei dieser Gelegenheit wurde Voltaire von Piron, den er sich zum Feinde gemacht, sehr geschickt verspottet. Piron

schrieb für das Parodietheater ein Stück: »Die sieben Mariamnen«, worin er alle Tragödien verspottete, welche denselben Gegenstand behandelt hatten. Voltaire erhielt dabei auch sein Teil. — Und während Voltaires »Mariamne« unserer Zeit sehr fade und herkömmlich erscheint, ist Pirons Parodie noch heute lustig und durchaus lesbar.

Um diese Zeit sollte ein Wunsch Voltaires erfüllt werden und er durch Richelieu und Madame de Prie in engere Beziehung mit dem Hofe treten. Es standen dort die Hochzeitsfestlichkeiten des jungen Königs bevor. Der Herzog von Bourbon, welchem der Wunsch, den Orléans jede Aussicht auf eventuelle Thronfolge zu nehmen, keine Ruhe liefs, hatte es durchgesetzt, dafs der König bereits in seinem 15. Jahre vermählt werden sollte. Ludwig war mit einer spanischen Prinzessin verlobt, die etwa eben so jung war, wie er. Bourbon machte sich daher die Lösung dieser Verlobung und die Verheiratung Ludwigs mit einer Prinzessin, die älter wäre als der König selbst, zur Aufgabe. — Er suchte, suchte in ganz Europa, doch lange ohne Resultat. Denn die künftige Königin von Frankreich mufste ja nicht nur geneigt sein, einen Knaben zum Manne zu nehmen, sondern auch bereit, in Ehrfurcht und Dankbarkeit vor dem Herzog von Bourbon und vor Madame de Prie zu ersterben. — So war denn das Gewünschte, trotz der glänzenden Versorgung, die geboten wurde, nicht sogleich zu finden. — Endlich fiel der Blick der beiden Heiratsvermittler auf die Tochter des verarmten Expolenkönigs Stanislas Leczinski. Maria Leczinska, in streng katholischen Grundsätzen aufgewachsen, lebte mit ihrem Vater in Weifsenburg im Elsafs von einer Pension, welche die französische Regierung Stanislas zahlte. Maria Leczinska nahm das Angebot des Herzogs von

Bourbon wohl vor allem deshalb an, weil sie durch ihre Heirat den Vater aus seinen zerrütteten, pekuniären Verhältnissen erlösen konnte. Sanft, fromm, etwas traurig, in einem Alter von 22 Jahren bereits von der Vergänglichkeit irdischen Glückes überzeugt, wurde sie am 4. September 1725 Königin von Frankreich.

Bei diesen Hochzeitsfestlichkeiten spielte Voltaire die langersehnte Rolle des Hofpoeten. Er wuſste wohl, daſs er diese Auszeichnung nur den geschickten Schmeicheleien verdankte, mit denen er Madame de Prie bedacht, und er war selbst der erste, sich über diese offiziellen Lobgedichte lustig zu machen. Doch wurde er auf diese Art, und darauf kam es ihm vor allem an, Hofdichter. Sein »Ödipus«, »Mariamne« und die Komödie »l'Indiscret« wurden bei den königlichen Hochzeitsfeierlichkeiten dargestellt, und Voltaire schreibt anscheinend befriedigt:

»J'ai été très bien reçu de la reine. Elle a pleuré à Mariamne, elle a ri à l'Indiscret; elle me parle souvent.« — Dann aber setzt er hinzu: »Un sot se contenterait de tout cela; mais malheureusement j'ai pensé assez solidement pour sentir que des louanges sont peu de chose et que le rôle d'un poète à la cour traîne toujours avec lui un peu de ridicule et qu'il n'est pas permis d'être en ce pays-ci sans aucun établissement.«

Demnach genügten Voltaire königliche Lobeserhebungen nicht, er wünschte ein »établissement«, eine feste Position bei Hofe, einen Titel, der ihn gesellschaftlich dem Adel gleichstellte.

Als die Vorstufe einer solchen festen Position betrachtete er es, daſs die Königin ihm eine jährliche Pension von 1500 Livres aus ihrer Kasse anwies.

»La Reine,« schreibt er, »vient de me donner sur

sa cassette une pension de 1500 livres que je ne demandais pas: c'est un acheminement pour obtenir les choses que je demande. Je suis très bien avec le second premier ministre (Fleury). Je compte sur l'amitié de Mme de Prie. Je ne me plains plus de la vie de la cour: je commence à avoir des espérances raisonnables d'y pouvoir être quelquefois utile à mes amis.«

Der letzte Satz ist für Voltaire bezeichnend: er hat seine Freunde nie vergessen, wenn es ihm gut ging.

Es sollte ihm jedoch bald nicht mehr gut gehen. Kaum waren die Hoffestlichkeiten in Fontainebleau zu Ende, so flatterte die bunte Gesellschaft geputzter Herren und Damen nach Paris zurück, wo die Wintersaison begann und die Tragödin Adrienne Lecouvreur die schöne Welt in das Théâtre français bannte. — Voltaire, als Dramatiker, stand seit Jahren mit dieser hochbegabten Künstlerin in Verkehr. Sie war die erste französische Schauspielerin, welche auf der Bühne eine natürliche Diktion einführte. Als Kind hatte sie zuerst im Temple gespielt, dann ihre Lehrjahre in der Provinz verbracht und war als grofse Tragödin nach Paris zurückgekehrt. Ihre königliche Gestalt und ihre strahlenden Augen, ihr edler Charakter und ihre Liebenswürdigkeit gewannen ihr die Herzen, und so waren ihr Haus und im Theater ihre Loge der Sammelplatz der tonangebenden Gesellschaft von Paris.

Bei Adrienne Lecouvreur traf sich Voltaire häufig mit seinem Jugendfreunde und Bewunderer, dem Marquis d'Argental, damals bereits Pariser Parlamentsrat, der eine leidenschaftliche Liebe für die grofse Tragödin hegte. — Natürlich waren Voltaire und d'Argental nicht die einzigen, welche zu Adrienne

Lecouvreurs Loge Zutritt hatten. Sie konnte ihre Gäste nicht wählen, und so begegnete Voltaire im März 1726 dort dem sehr unwürdigen Träger eines grofsen Namens, dem Chevalier de Rohan. Dieser gab einem Gefühl, das manche seiner Standesgenossen teilten, absichtlich einen verletzenden Ausdruck, indem er sagte: »Monsieur de Voltaire, Monsieur Arouet, comment vous appelez-vous?« Voltaire, ohne sich zu besinnen, soll darauf entgegnet haben: »Qu'il commençait son nom, et que le chevalier finissait le sien,« eine völlig wahre Behauptung, da die Rohans im Abwirtschaften waren. Hierauf erhob der Chevalier seinen Stock gegen Voltaire, Voltaire rifs seinen Degen aus der Scheide, und nur dadurch, dafs Adrienne Lecouvreur geschickt in Ohnmacht fiel, gelang es, Rohan und Voltaire vorläufig zu trennen. Jeder begab sich zornig und rachebrütend nach Hause.

Der Chevalier, in seinem Standesbewufstsein getroffen, war der rachsüchtigere von beiden. Er erfuhr, dafs Voltaire einige Tage später beim Herzog von Sully speisen würde. Hierauf baute er seinen Plan: da er selbst ein halber Krüppel war, übertrug er die körperliche Züchtigung, welche er dem Poeten zugedacht, seinen Lakaien. An dem bestimmten Tage fuhr er in seiner Kutsche vor das Hôtel Sully, liefs Voltaire herausrufen und den Ahnungslosen von seinen Dienern durchprügeln. Er selbst leitete mit Feldherrnblick von der Kutsche aus die Operation.

Das Aufsehen, welches diese unedle und unritterliche Rache erregte, war ein grofses. Voltaire, als er sich von den Lakaien befreit, war sofort zum Herzog von Sully an die Tafel hinaufgestürmt. Zerrissen, verwühlt, trat er vor den Gastgeber. Er bat den Herzog, ihn sogleich zum Polizeikommissarius zu begleiten, um mit seinem Namen und Titel Voltaires

Klage gegen den Chevalier de Rohan zu stützen. — Voltaire glaubte, damit etwas ganz Natürliches und Billiges zu verlangen; grofs war daher sein Erstaunen, als der Herzog jedes Dazwischentreten seinerseits entschieden ablehnte. Obgleich der Chevalier de Rohan selbst einen traurigen Ruf hatte und hier entschieden im Unrecht war, fürchtete Sully doch, sich mit der Familie derer von Rohan zu verfeinden und opferte seinen Schützling Voltaire der eigenen Ruhe.

Von Sully abgewiesen, eilte Voltaire sofort zu Madame de Prie, welche er in der Oper fand. Die einflufsreiche Dame scheint ihm gleichfalls nicht als Schild gegen die Rohans haben dienen wollen. — Darauf wendete sich Voltaire nach Versailles an den Premierminister Herzog von Bourbon. Wieder wies man ihn ab, und um so mehr, als die Familie Rohan sich bereits des Herzogs von Bourbon versichert hatte.

Von allen Machthabern verlassen, kam Voltaire nun der Gedanke, sich selbst mit den Waffen verteidigen und den Chevalier de Rohan zu fordern. — Es ist für Voltaire bezeichnend, dafs er nicht früher hieran gedacht, sondern zuerst versuchte, auf gerichtlichem Wege eine Ehrenrettung und Gerechtigkeit zu erlangen. — Auf die gleiche Art hatte er sich im Jahre 1720 gegen Beauregard verteidigt. Der Grund mochte sein, dafs Voltaire wohl körperliche Zähigkeit, jedoch nicht viel robuste Kraft besafs und deshalb körperliche Gefahr eher mied als suchte.

Er war kein grofser Fechter vor dem Herrn. Als sein Entschlufs, Rohan zu fordern, gefafst war, suchte er daher die Gesellschaft von Bravi und Desperados auf und trug seine eleganten Spitzenmanschetten in zweideutige Winkelschenken, wo die edle Fechtkunst von eingeweihten Jüngern geübt wurde.

Als die Rohans Voltaires Kampfpläne erfuhren,

erbaten sie vom Könige einen Verhaftsbefehl gegen den Dichter und bewirkten es, dafs Voltaire am 17. März 1726 in die Bastille geführt wurde. Die Herausforderung, welche Voltaire dem Chevalier Rohan geschickt, soll dieser deshalb ruhig angenommen haben, weil er der Verhaftung Voltaires sicher war.

So wanderte Voltaire ein zweites Mal in die turmstarrende Bastille, und wie das erste — ohne den Grund seiner Verhaftung offiziell zu kennen, ohne Verhör, ohne Möglichkeit einer Widerrede. — War er schon damals, 1717, über eine so willkürliche Mafsregel empört, so mufs 1726 seine Wut keine Grenzen gekannt haben. War das Verfahren diesmal doch noch ungerechter, so dafs sogar die öffentliche Meinung sich auf Voltaires Seite stellte und die Regierung tadelte: ». . . de n'avoir pas puni la notoriété d'une mauvaise action et d'avoir fait mettre le battu à la Bastille pour tranquilliser le batteur.«

Die Regierung, die sich selbst im Unrecht fühlen mochte, liefs Voltaire in der Bastille besser behandeln, als im Jahre 1717. Er durfte in seiner Angelegenheit an den Polizeipräfekten von Paris schreiben, und unter den stehenden Höflichkeitsformeln dieses Briefes blitzt die Erregung, das empörte Gerechtigkeitsgefühl hervor:

»Le sieur de Voltaire remontre très humblement qu'il a été assassiné par le brave chevalier de Rohan, assisté de six coupe-jarrets, derrière lesquels il était hardiment posté; qu'il (Voltaire) a toujours cherché, depuis ce temps-là, à réparer, non son honneur, mais celui du chevalier, ce qui était trop difficile . . . Il demande la permission de manger avec M. le Gouverneur de la Bastille et de voir du monde. Il demande avec encore plus d'insistance la permission d'aller incessamment en Angleterre. Si on doute de son dé-

part, on peut l'envoyer avec un exempt (Gefreiter) jusqu'à Calais.«

So schrieb Voltaire am 18. April 1726.

Die beiden ersten seiner Bitten wurden ihm sofort gewährt.

Wenn er nun aber auch Besuche empfangen durfte, so scheint diese Erlaubnis von Voltaires Freunden doch wenig benutzt zu sein.

Voltaire beklagt sich bitter, dafs nicht nur die Präsidentin Bernières, nein dafs auch Thieriot ihn damals völlig vernachlässigt habe. So schreibt er letzterem:

»J'ai été accoûtumé à tous les malheurs, mais pas encore à celui d'être abandonné de vous entièrement.
De la Bastille, avril 1726.«

Was Voltaires letzte Bitte, seine Reise nach England, betraf, so wurde sie ihm erst am 2. Mai 1726, d. h. nach einer Gefangenschaft von zwei und einem halben Monat, gewährt.

Wir wissen nicht, wer Voltaire den Gedanken, nach England zu gehen, eingeflöfst, ob sein Gönner Bolingbroke, welcher damals bereits in die Heimat zurückgekehrt war, eine bestimmte Aufforderung an Voltaire richtete, oder ob es die unbestimmte Ahnung gröfserer, bürgerlicher Freiheit war, die Voltaire das Inselreich so verlockend erscheinen liefs.

Wie dem auch sei, am 2. Mai 1726 erhielt Voltaire bei seiner Entlassung aus der Bastille den Befehl, sofort nach Calais abzureisen und sich dort nach England einzuschiffen.



ZWEITER TEIL.

1726—1753.

Der Aufklärer.





Siebentes Kapitel.

1726—1729.

Voltaires Aufenthalt in England. — Locke. Newton. Shakspere. — Rückkehr nach Frankreich.

Ehe Voltaire Frankreich im Mai verliefs, scheint er, den Befehlen der französischen Regierung trotzend, von dem Chevalieur Rohan noch einmal Satisfaktion durch die Waffen zu erhalten versucht zu haben. Jedoch vergeblich, wie wir aus folgenden Zeilen ersehen, die Voltaire im August 1726 an Thieriot richtete:

»J'ai fait un petit voyage à Paris depuis peu,« schreibt er. »Puisque je ne vous y ai point vu, vous jugerez aisément que je n'ai vu personne. Je ne cherchais qu'un seul homme que l'instinct de la poltronnerie a caché de moi. Enfin la crainte d'être découvert, m'a fait partir plus précipitamment que je n'étais venu.«

So betrat denn Voltaire den englischen Boden nicht leichten Herzens. Die eben erlittene Demütigung, der Verlust alles dessen, was er bisher erreicht, das Unsichere seiner Zukunft mögen dem nun schon 32jährigen mit Recht auf der Seele gelastet haben.

Der erste Eindruck, den Voltaire bei seiner An-

kunft am 30. Mai 1726 von England empfing, war jedoch ein freundlicher. Was durchaus nicht immer der Fall, die Sonne leuchtete und flimmerte über der grofsen Stadt London, als Voltaire am Pfingstmontag 1726 dort eintraf, die Themse war bunt von Schiffen, die Stadt lärmte in derber, englischer Freude. Voltaire, entzückt von dem bunten Bild, fand das Leben wieder lebenswert.

Doch war dieses nur ein kurzes Aufleuchten, bald stellten Sorgen und gedrückte Stimmung sich wieder ein. Voltaires Gesundheit war schlecht, seine Geldverhältnisse prekäre: die königlichen Jahrgelder von 1500 und 2000 Livres wurden dem Verbannten natürlich nicht ausgezahlt, und der Bankier, bei welchem Voltaire die Summen, über die er verfügte, niedergelegt hatte, machte Bankrott. Um das Mafs der Trübsal noch zu vermehren, verlor Voltaire im September 1726 seine Schwester, Madame Mignot, welcher er in Liebe zugethan gewesen war. So kann man sich denken, dafs Voltaire einen ziemlich trübseligen Winter in England verlebte. Wahrscheinlich verbrachte er ihn in dem Hause eines reichen, englischen Kaufmanns, Falkener, in Wandsworth, mit dem er, wir wissen nicht wie, bekannt geworden. In dieser trüben Zeit war wiederum die Arbeit sein Trost. Er lernte Englisch, obgleich die Kenntnis des Französischen in den gebildeten Kreisen Englands verbreitet und aufserdem in London selbst eine zahlreiche französische Emigrantenkolonie zu finden war. Im Kaffeehause zum »Rainbow« politisierte und litterierte sie auf französisch.

Die Kolonie war interessant genug; religiöse und politische Freidenker, Märtyrer ihrer Meinung und Abenteurer, genossen die Gastfreundschaft des freien England, sowie das Recht, in heifsen Diskussionen

alles zu erörtern, was ihnen in Frankreich die Bastille eingebracht hätte. — Denn obgleich auch in England unter dem schwerblütigen und unintelligenten Georg I. bei Hofe noch vorwiegend ancien régime herrschte, war die Nation selbst, war der englische Bürger durch die Konstitution des Landes, durch das Parlament vor königlichen Übergriffen und Launen geschützt. — Es gab weder Bastillen, noch Religionsverfolgungen in England, zwei Vorzüge, die Voltaire schätzen lernen sollte.

Bis zum Frühjahr 1727 blieb er, mit dem Studium der englischen Litteratur beschäftigt, in seiner etwas müden Zurückgezogenheit in Wandsworth und schrieb darüber an Thieriot:

»Je suis encore très incertain si je me retirerai à Londres. Je sais que c'est un pays où les arts sont tous honorés et récompensés . . . C'est un pays où on pense librement et noblement, sans être retenu par aucune crainte servile . . . Mais je ne sais si ma petite fortune très dérangée par tant de voyages, ma mauvaise santé plus altérée que jamais, et mon goût pour la plus profonde retraite me permettront d'aller me jeter au travers du tintamarre de Whitehall et de Londres.«

Immerhin, das Frühjahr 1727, die beginnende Saison sah Voltaire mitten im Gewühl und Lärmen von Whitehall und London: die Krisis war überstanden, Voltaire hatte sein Auftreten in der englischen Gesellschaft vorbereitet, Ohr und Zunge auf die englischen Laute eingeübt. Wieder zum Hofmann geworden, mischte sich auch Herr von Voltaire in die modische Menge des Königspalastes und der adligen Drawing-rooms.

Man stellte ihn Georg I. und dem Prinzen von Wales, dem späteren Georg II., vor. Letzterer war besser als sein litterarisch ungebildeter Vater im stande,

Voltaires Geist zu schätzen. Dann wurde Voltaire auch der Herzogin von Marlborough, der geistreichen Abigail Churchhill, vorgestellt, die damals ihre Memoiren schrieb und sich dabei Voltaires, des gewandten Stilisten, Mitarbeit zu sichern wünschte. Endlich trat er in Beziehungen zu Lady Hervey, der vertrauten Freundin der Prinzessin von Wales, und machte der schönen Frau auf englisch den Hof, wie er es einst der Marschallin Villars, der Marquise von Rupelmonde, der Präsidentin Bernières auf französisch gethan. Er reimte unter anderem:

Laura, will you know the passion
You have kindled in my breast?
Trifling is the inclination
That by words can be expressed.
In my silence see the lover,
True love is by silence known,
In my eyes you will discover
All the power of your own.

Waren die Verse nicht gerade Poesie, so doch ein ganz passabler Scherz für jemanden, der soeben erst Englisch gelernt hatte.

Ein gerne gesehener Gast war Voltaire selbstverständlich im Hause Lord Bolingbrokes, der, seit 1723 nach England zurückgekehrt, zwar offiziell keine politische Rolle mehr spielte, jedoch immer noch einen grofsen, politischen Einflufs behalten hatte. — Er lebte teils in London, teils in Dawley, wo er das Dasein eines Landedelmanns zu führen vorgab, seinen Heuwagen nachlief und sich um die Wirtschaft kümmerte. Er empfing oft gebildete Gesellschaft und brachte Voltaire mit Pope in Verbindung.

Für diesen korrekten, von den alten Klassikern und den klassischen Franzosen gleich stark beeinflufsten Dichter hegte Voltaire von vornherein eine Vorliebe. Er hatte Pope, sowie andere englische Schriftsteller



Lady Hervey.

in der Einsamkeit des Winters 1726 studiert und war zu der Uberzeugung gekommen, Pope sei: le poète le plus élégant, le plus correct et le plus harmonieux qu'ait eu l'Angleterre. »Il a réduit,« fügt Voltaire hinzu, »les sifflements aigres de la trompette anglaise aux sons doux de la flûte.«

So begegnete er Pope mit grofser Hochachtung, und es bildete sich ein freundlicher Verkehr zwischen beiden Männern heraus. Pope seinerseits war früher schon von Voltaires aufklärenden Bestrebungen unterrichtet worden und hatte ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Da er Voltaire nur aus Büchern gekannt, hatte er sich ihn als einen gesetzten Mann vorgestellt. Voltaires ausgelassener Spott war eine ihm ganz neue Seite an dem interessanten Fremden.

In der Richtung des beifsenden Spottes konnte die Bekanntschaft mit Swift, welche Voltaire bei Lord Peterborough machte, ihn nur bestärken. Wenn der Verfasser vom »Tale of the Tub« mit dem Schüler der Tempelrunde zusammenkam, so durfte die Kirche wohl für ihren guten Ruf zittern. Bei solchen Gelegenheiten soll Voltaire seinen englischen Freunden einen geradezu mephistophelischen Eindruck gemacht haben.

Voltaire beschränkte sich jedoch nicht auf den Verkehr mit Dichtern, er trat auch in Beziehungen zu der Königlichen Akademie der Wissenschaften in London, zu dem Mathematiker Clarke, einem Schüler Newtons, und eilte, wieder lebhaft, neugierig, wissensdurstig und mitteilsam geworden, von einem Gegenstand zum andern.

Was Voltaire, der ein scharfer Beobachter war, um jene Zeit in England auffiel, hat er in den »Lettres sur les Anglais« oder »Lettres Philosophiques« ausgesprochen, die 1733 veröffent-

licht wurden. Es dürfte jedoch zweckmäfsig sein, dieselben schon hier zu besprechen, um uns auf diese Art ein Bild von dem Einflusse zu machen, den Voltaire von England erfuhr.

Obgleich Voltaire sein Vaterland als ein Opfer der dort herrschenden politischen und sozialen Willkür verlassen hatte, hat er sich in erster Linie doch nicht für die politischen und sozialen Vorzüge Englands, sondern für seine religiösen Freiheiten interessiert. Dem Zögling der Société du Temple, dem Verfasser eines Toleranzgedichtes, wie der »Henriade«, schien die Gedanken- und Gewissensfreiheit die Grundlage aller anderen Freiheiten des Bürgers.

Deshalb beginnt Voltaire die »Lettres sur les Anglais« mit einer Besprechung der religiösen Verhältnisse Englands.

Was ihn frappierte, war, in England jedes Bekenntnis geduldet zu sehen. »L'Angleterre,« sagt er, »est le pays des sectes: un Anglais, comme homme libre, va au ciel par le chemin qui lui plaît.«

Äufserst lehrreich war für Voltaire, der ja doch zwischen der historisch gewordenen Kirche und dem eigentlichen Christentume unterschied, der Umstand, dafs er in England eine Sekte wie die Quäker traf, welche die hauptsächlichsten, christlichen Sakramente — Taufe, Abendmahl, Priesterweihe — verwarfen und sich dennoch Christen nannten.

In den »Lettres sur les Anglais« giebt Voltaire in absichtlich zugespitzter Form folgendes Gespräch wieder, das er mit einem Quäker geführt haben will:

»Mon cher Monsieur, dis-je, êtes-vous baptisé? — Non, me répondit le quaker, et mes confrères ne le sont point. — Comment, morbleu, repris-je, vous n'êtes donc pas chrétiens? — Mon ami, repartit-il

d'un ton doux, ne jure point, nous sommes chrétiens, mais nous ne pensons pas que le christianisme consiste à jeter de l'eau froide sur la tête.»

Dafs es jedoch in England eine eigentliche Staatsreligion gab, »celle où l'on fait fortune«, sah auch Voltaire. Aber er fand die anglikanische Geistlichkeit der gallikanischen nichtsdestoweniger in vielen Punkten überlegen. Sie erschien ihm nicht fanatisch, weshalb denn in jener Zeit Religionskriege und religiöse Verfolgungen, wie sie Frankreich verheerten, in England unbekannt waren. Die Verteilung der Kirchenämter schien Voltaire eine gerechtere als in Frankreich: ». . . les emplois,« sagt er, »sont ici la récompense des longs services dans l'Eglise aussi bien que dans l'armée; on n'y voit point de jeunes gens évêques ou colonels au sortir du collège. De plus,« setzt er hinzu, »les prêtres sont presque tous mariés.«

Voltaire billigte diese letztere Mafsregel, wie er es im Interesse der Religion auch gut fand, dafs in England keine galanten Äbtchen ihr Wesen trieben. »Cet être indéfinissable,« schreibt Voltaire, »qui n'est ni ecclésiastique ni séculier, en un mot, ce qu'on appelle un abbé, est une espèce inconnue en Angleterre; les ecclésiastiques sont tous ici réservés et presque tous pédants.«

Endlich ging Voltaire in seiner Begeisterung für die religiösen Zustände Englands sogar so weit, zu behaupten, dafs Heuchelei und Frömmelei dort unbekannt seien. Wenn man dieses Urteil vielleicht auch nicht unterschreibt, so behält Voltaire doch im wesentlichen Recht, wenn er seine Ansichten folgendermafsen zusammenfafst:

»S'il n'y avait en Angleterre qu'une religion, son despotisme serait à craindre; s'il n'y en avait que



deux, elles se couperaient la gorge; mais il y en a trente, et elles vivent en paix et heureuses.«

Erst jetzt, nach eingehender Erörterung der Religionsverhältnisse des Landes, wendet sich Voltaire zur Besprechung der politischen Freiheiten Grofsbritanniens. Er billigt diese Freiheiten, er beneidet die Engländer darum, spricht aber nirgends den Wunsch aus, sie in Frankreich einführen zu sehen.

»Il en a coûté sans doute pour établir la liberté en Angleterre, c'est dans des mers de sang qu'on a noyé l'idole du pouvoir despotique; mais les Anglais ne croient point avoir acheté trop cher de bonnes lois.«

Dafs die gröfste Ungerechtigkeit des ancien régime Voltaire damals bereits bewufst geworden war, dafs auch er, obgleich sein Streben danach ging, ein Privilegierter zu sein, die Steuerprivilegien der oberen Stände für verderblich hielt, sehen wir aus folgendem Satze:

«Un homme parce qu'il est noble, ou parce qu'il est prêtre n'est point exempt (en Angleterre) de payer certaines taxes; tous les impôts sont réglés par la chambre des communes qui n'étant que la seconde par son rang, est la première par son crédit.«

Die Einrichtung des englischen Parlaments billigt Voltaire:

»La nation anglaise est la seule de la terre qui soit parvenue à régler le pouvoir des rois en résistant, et qui, d'efforts en efforts, ait enfin établi le gouvernement sage où le prince, tout-puissant pour faire du bien, a les mains liées pour faire du mal.«

Sehr wohl begriff Voltaire, dafs in dem selbstbewufsten, englischen Bürger- und Kaufmannstande die Quelle dieser politischen Freiheit und die Kraft der Nation lag:

»En France, est marquis qui veut; et quiconque arrive à Paris du fond d'une province, avec de l'argent à dépenser et un nom en »»ac«« et en »»ille««, peut dire: Un homme comme moi? et mépriser souverainement un négociant . . . Je ne sais pourtant lequel est le plus utile à l'Etat ou un seigneur bien poudré qui sait précisément à qu'elle heure le roi se lève, à qu'elle heure il se couche, et qui se donne des airs de grandeur en jouant le rôle d'esclave dans l'antichambre d'un ministre, ou un négociant qui enrichit son pays, donne de son cabinet des ordres à Surate et au Caire et contribue au bonheur du monde.«

Nachdem Voltaire so das englische Milieu geschildert hat, geht er zu den geistigen Zuständen dieser religiös, politisch und wirtschaftlich freien Nation über. Er beginnt mit der Philosophie. — England war damals der Hort des sogenannten Sensualismus.

Der Hauptvertreter des englischen Sensualismus, welcher sich in vielen Punkten scharf von dem Frankreich damals beherrschenden Cartesianismus unterschied, war J o h n L o c k e gewesen (gestorben 1704). John Locke hatte niemals an der Existenz eines Gottes gezweifelt, war niemals Atheist, sondern stets ein überzeugter Deist gewesen.

Er war jedoch der Ansicht, dafs Gott sich seinen Geschöpfen auf ganz natürliche Weise mitteile und hatte als Grundsatz der von ihm vertretenen Philosophie aufgestellt, dafs den Menschen alle Erkenntnis durch die Sinne (sensus) vermittelt werde. Von diesem Grundsatz erhielt seine Lehre den Namen Sensualismus.

Demnach stellte Locke sich in direkten Gegensatz zu Descartes, welcher den Standpunkt vertreten

hatte, dafs der Mensch angeborene Ideeen mit auf die Welt bringt.

Locke hielt alle Ideeen des Menschen für Kombinationen und Modifikationen sinnlicher Reize.

Damit stellte sich ihm die Frage, ob die Materie selbst denken könne und die Gedanken Funktionen der Materie oder etwas von der Materie wesentlich Verschiedenes seien. — Locke hat die Frage nicht gelöst; er äufserte sich dahin, dafs es Gott nicht unmöglich sei, wenn er es wolle, die Materie denken zu lassen. — Im übrigen meinte er, entzögen diese Fragen und die zu ihrer Lösung nötigen Untersuchungen sich dem menschlichen Können und Erkennen.

Ein Gegner der von Descartes gelehrten, angeborenen Ideeen, bestritt Locke auch die Existenz eines absolut freien, völlig unbedingten Willens. Er sah darin etwas Übernatürliches, das sich mit der sonstigen ursächlichen Bedingtheit alles Irdischen nicht vertrüge.

Frei, lehrte Locke, sind wir nur, insofern wir, was wir wollen, auch ausführen können. Dafs wir jedoch dieses und nicht etwas anderes wollen, ist kein Beweis von Freiheit, sondern von Notwendigkeit. — Wir sind uns nur der einzelnen Elemente der Notwendigkeit unserer Entscheidung nicht bewufst.

Wie Locke alle menschliche Erkenntnis aus den Sinnen und den durch sie vermittelten Erfahrungen ableitet, so auch die höchsten Moralbegriffe des Guten und des Gewissens. — Locke sieht in ihnen nichts göttlich Offenbartes, nichts absolut Gegebenes, sondern etwas historisch Gewordenes, langsam Entwickeltes, das fortwährend Modifikationen unterworfen ist.

Das Vorstehende sollte weniger eine zusammenhängende Darstellung der Lockeschen Lehre geben, als auf die Punkte hindeuten, welche uns bei Gelegenheit Voltaires besonders interessieren müssen.

Was Voltaire im Jahre 1727 an Locke vorwiegend schätzte, war sein Gottesglaube, sein Sensualismus, seine Ablehnung der angeborenen Ideeen, seine Bescheidenheit vor den unlösbaren Fragen der Metaphysik, wie die z. B., ob die Materie denken könne oder nicht.

In all diesen Punkten stimmte Voltaire damals mit Locke. — Im Punkte der Willensfreiheit und in betreff des Moralgesetzes als einer göttlichen Offenbarung war Voltaire jedoch anderer Ansicht. Dafs unser Wille bedingt, dafs unsere sittlichen Anschauungen historisch geworden sein sollten, hat Voltaire zu jener Zeit, ja bis zum Jahre 1741, noch bestritten.

Er berührte in den »Lettres sur les Anglais« diese Fragen jedoch vorläufig nicht, sondern sprach darin dem weisen Locke (le sage Locke) seine uneingeschränkte Anerkennung aus. Voltaires Beschäftigung mit Locke hat seinem Freidenken eine festere Basis und bessere Begründung gegeben.

Aufser mit Locke beschäftigte Voltaire sich in England eingehend mit Newton. Der grofse Mathematiker war damals in Frankreich noch fast gänzlich unbekannt, und man begnügte sich dort mit der Kosmologie Descartes'. Voltaire, als Jünger der Tempelrunde jede natürliche, verstandesgemäfse Erklärung sinnlicher wie geistiger Erscheinungen mit Freuden begrüfsend, vertiefte sich nun bewundernd in Newtons Lehre von der Attraktion. Bald sah er in ihr die Möglichkeit, den Bau des Weltalls auf wissenschaftliche Weise zu erfassen, Einheit und Klarheit in die verschiedensten bis dahin noch unerkannten Phänomene zu bringen, eine Aufklärung gewaltigsten Umfanges zu vollziehen und dadurch ein neues, grofses Gebiet der Herrschaft mittelalterlicher Spekulation, der Herrschaft einer intoleranten Kirche zu entreifsen.

Voltaire hat später seiner Durchdringung mit den

Newtonschen Lehren der Physik und Optik Jahre seines Lebens gewidmet. Er ist aus Bewunderung für Newton, um Newton verstehen und dann verbreiten zu können, Mathematiker und Physiker geworden.

Er hat aber damals in England bereits erkannt, dafs die englischen Naturwissenschaften ihm bei der religiösen Aufklärung, die er unternommen, mächtige Bundesgenossen sein würden.

Seine Bekanntschaft mit Locke und Newton ist das entscheidende Ereignis während Voltaires englischen Aufenthaltes.

Obgleich nach wie vor Rationalist, löst er sich jetzt völlig von dem Spiritualismus Descartes' und reiht sein Freidenken, das er bisher ohne Anschlufs an ein festes System getrieben, auf Grund des Sensualismus und der naturwissenschaftlichen Entdeckungen Newtons der grofsen, geschichtlichen Entwickelung ein.

Wie weit England, das Newton seine Lehren unangefochten verbreiten liefs, Frankreich an Aufklärung und Toleranz voraus war, spricht Voltaire, fast schmerzlich, in folgender Stelle der »Lettres sur les Anglais« aus:

»Le chevalier Newton a vécu près de 85 ans toujours tranquille, heureux et honoré dans sa patrie. Son grand bonheur a été non seulement d'être né dans un pays libre mais dans un temps où les impertinences scolastiques étant bannies, la raison seule était cultivée.«

Von der englischen Wissenschaft und Philosophie, die es wagen durften, so freie Ansichten unbedroht und ungestraft zu lehren, wandte sich Voltaire zur englischen Litteratur. — Dafs er mit den lebenden englischen Schriftstellern in sympathischem Verkehr

stand, ist bereits erwähnt, er sagt denn auch sehr hübsche Dinge über sie und rühmt bei Pope und Swift hauptsächlich, daſs sie neben Wissen und Witz auch Geschmack besitzen. An dem bereits verstorbenen Addison weiſs er gleichfalls hauptsächlich folgendes zu loben:

»M. Addison est le premier qui ait fait une tragédie raisonnable. Je le plaindrais s'il n'y avait mis que de la raison. Sa tragédie de Caton est écrite d'un bout à l'autre avec cette élégance mâle et énergique dont Corneille le premier donna chez nous l'exemple.«

In allen Urteilen Voltaires über die zeitgenössische, englische Litteratur erkennen wir den französischen Klassiker wieder, dem nur dann wohl war, wenn es auf der Bühne fein, zierlich und geschmackvoll zuging, der verlangte, daſs die Poesie verständig sein sollte. Da die englische Litteratur seit 1650 unter französischem Einflusse gestanden, hatte Voltaire sich in dieser ihrer modernen Epoche ohne weiteres zurechtgefunden. Die Frage war, was würde er zu dem Vertreter germanischer Renaissance, zu Shakspere sagen? Voltaires Urteil war zwiespältig: er konnte sich einer Bewunderung für dieses »génie plein de force et de fécondité, de naturel et de sublime« nicht erwehren. Er setzte jedoch hinzu, daſs Shakspere ohne »la moindre étincelle de bon goût« und ohne »la moindre connaissance des règles« gewesen sei, was in Voltaires Munde einen schweren Tadel bedeutet. — Er kritisierte Shaksperes Späſse, Derbheiten und Volksscenen, das Auftreten Personen niederen Standes neben den Helden und Königen des Altertums. All dieses verletzte Voltaire, und er erklärte, daſs Shaksperes Einfluſs das englische Theater zu Grunde gerichtet habe, was ungefähr soviel bedeutet, wie: es verhindert habe, klassisch zu werden.

Trotzdem sollte Voltaire von Shakspere auf seine Art stark beeinflufst werden.

Ein besonderes Kapitel widmete Voltaire der Besprechung der geachteten Stellung, welche die englischen Schriftsteller in ihrem Lande einnahmen.

Seine eigenen, oft getäuschten Hoffnungen klingen wieder, wenn er sagt:

»M. Addison, en France, eût été de quelque Académie, et aurait pu obtenir par le crédit de quelque femme, une pension de 1200 livres ou plutôt on lui aurait fait des affaires sons prétexte qu'on aurait aperçu dans sans sa tragédie de Caton quelques traits contre le portier d'un homme en place; en Angleterre il a été secrétaire d'Etat. M. Newton était intendant des monnaies du royaume, M. Congreve avait une charge importante. M. Prior était plénipotentiaire, le docteur Swift est doyen d'Irlande.«

So fand Voltaire denn in England viel des Guten und des Nachahmenswerten. — Er schrieb seine Be obachtungen damals nicht gleich in der Form nieder, die wir kennen, obgleich er sicher Notizen gemacht hat. — Es beschäftigten ihn zu jener Zeit andere litterarische Pläne. Ihm war der Gedanke gekommen, in diesem Lande der Aufklärung und Toleranz seine in Frankreich von Kirche und Regierung beargwöhnte »Henriade« zu verbreiten. Er liefs deshalb eine neue, französische Ausgabe derselben in London drucken. In dieser neuen Ausgabe hatte er den Herzog von Sully, der unter Heinrich IV. eine geschichtliche Rolle gespielt, gänzlich gestrichen und dafür den Protestantenführer Duplessis-Mornay gesetzt. Es entsprach dieses der historischen Wahrheit nicht, wohl aber befriedigte diese Änderung Voltaires beleidigtes Gefühl. Er wollte derart jenen Herzog von Sully strafen, der ihn in der Rohanschen Angelegen-

heit so schmählich im Stiche gelassen. Die neue Ausgabe der »Henriade« war der Königin Karoline, der Frau Georgs II., gewidmet. Voltaire war ihr, als sie noch Prinzessin von Wales hiefs, vorgestellt worden und hatte sich durch Lady Hervey bei ihr in gutem Angedenken zu erhalten gewufst.

Im Frühjahr 1728 erschien das Epos in London auf Subskription; es soll, da hohe und höchste Herrschaften sich in die Listen eingetragen, Voltaire einen Gewinn von 2000 Pfund Sterling gebracht haben.

Noch eine andere litterarische Arbeit beschäftigte Voltaire während dieser Zeit: wir haben gesehen, dafs er trotz seiner klassischen Überzeugungen an Shaksperes Kraft in gewisser Weise Gefallen gefunden hatte. So reizte es ihn, der sein Lebelang gern mit anerkannten Gröfsen gewetteifert hat, nun einmal einen Shakspereschen Stoff zu behandeln und Shaksperes »beautés irrégulières«, wie er sich ausdrückt, durch französischen Geschmack hoffähig zu machen. Von Shaksperes »Julius Cäsar« ausgehend, nahm er einen »Brutus« vor, dessen erster Akt sogar auf englisch geschrieben wurde. Die Vollendung des »Brutus« fällt jedoch in eine spätere Zeit, und Voltaires bedeutendster, litterarischer Erfolg in England blieb die umgearbeitete »Henriade«.

Ein neuerer, englischer Schriftsteller giebt zu verstehen, dafs Voltaire auch in England von seinem diplomatischen Ehrgeiz verfolgt worden sei und versucht habe, Pläne der Oppositionspartei, die in den Kreisen Bolingbrokes ungescheut vor ihm verhandelt wurden, zu seinen Gunsten bei der englischen Regierung zu verwerten.

Es handelt sich hier um Behauptungen, die nicht bewiesen sind.

Dafs Voltaire wünschen mufste, die englische

Regierung möchte sich bei der französischen für ihn verwenden und ihm seine Rückkehr nach Paris auswirken, ist klar. — Bei Voltaires guten Beziehungen zu dem englischen Hofe dürfte es für ihn aber unnötig gewesen sein, sich weitere Gunst durch politische Spionage und gar durch den Verrat von Freunden zu sichern.

Über die Art, wie Voltaire seine Rückkehr nach Frankreich bewirkte, fehlen uns alle Dokumente. Es steht nur fest, dafs er im Frühjahr 1729 die Erlaubnis heimzukehren erhielt, und dafs er sie mit Freuden benutzte.

Ohne Zaudern verliefs Voltaire das freie Land, in welchem er persönliche Sicherheit und ehrenvolle Anerkennung gefunden; ohne Zaudern vertauschte er es für die Heimat der Bastille und des Chevalier Rohan.

Das Heimweh spielte sicher dabei eine Rolle; noch mehr jedoch dürfte Voltaire die grofse Aufgabe gelockt haben, welche er in Frankreich vor sich sah. Es reizte diese rastlose Kampfnatur, seiner Heimat die neue Botschaft Lockes und Newtons zu verkünden, in Frankreich jene breite Basis der Toleranz zu schaffen, die er soeben in England kennen gelernt.

Nicht als politischer Reformator kehrt Voltaire nach Frankreich zurück. Es ist der religiöse Aufklärer, dessen Anschauungen England erweitert und vertieft hat.





Achtes Kapitel.

1729—1734.

Verarbeitung der englischen Eindrücke. — Zaïre. Charles XII. — Bekanntschaft mit der Marquise du Châtelet. — Die Lettres sur les Anglais.

Wir dürfen uns über die Jahre, welche gleich auf Voltaires Rückkehr nach Frankreich folgen, kürzer fassen: sie sind sozusagen nur ein Nachhall seines Aufenthalts in England.

Von 1729—1733 lebte Voltaire teils als Gast auf den Schlössern seiner adeligen Freunde, teils auf seine eigenen Kosten in dem Hause einer älteren Dame, der Comtesse de Fontaine-Martel. Seit dem anfangs 1733 erfolgten Tode der Comtesse bezog er eine eigene Wohnung in der Rue du Long-Pont, gegenüber der Kirche von Saint-Gervais.

Voltaire verfolgte während dieser Zeit zwei Ziele; er bemühte sich, seine durch den Aufenthalt in England unterbrochenen Beziehungen zu dem französischen Hofe wieder anzuknüpfen, was ihm im Jahre 1732 auch gelang.

In geistiger Hinsicht verarbeitete er die in England empfangenen Eindrücke, und in fast jeder seiner Schriften aus jener Zeit finden wir eine Erinnerung,

eine Anspielung, eine Nachahmung, die beweisen, wie tief der Einfluſs Englands auf Voltaire gewirkt hatte.

Auf dem Gebiete der Lyrik sind von Voltaires Arbeiten aus dieser Zeit die »Vers sur la Mort de Mademoiselle Lecouvreur« zu nennen.

Adrienne Lecouvreur starb am 20. März 1731 und, wie man sich zuflüsterte, starb sie keines natürlichen Todes. Die Vermutung, daſs sie vergiftet sei, ist nie bewiesen worden; was aber bei dieser Gelegenheit ganz offen zu Tage trat, war die Härte der in Frankreich für »Komödianten« geltenden kirchlichen Bestimmungen, die ihnen das ehrliche Begräbnis versagten. So wurde dieselbe Adrienne, die hochgeachtet und eine Königin der Gesellschaft gewesen war, nach ihrem Tode wie eine Ausgestoſsene heimlich, bei Nacht, an der Stadtgrenze von Paris in einem unbebauten Terrain (heute das Champ de Mars) verscharrt.

Diese Intoleranz der Kirche weckte wieder den Aufklärer in Voltaire; unfähig, gegen das Verbot kirchlichen Begräbnisses etwas zu thun, wollte er wenigstens das Andenken der groſsen Schauspielerin, der er persönlich nahe gestanden, retten, an die Mit- und Nachwelt appellieren und der Kirche ihre Grausamkeit vorwerfen:

Que direz-vous, race future,
Lorsque vous apprendrez la flétrissante injure
Qu'à ces arts désolés font des hommes cruels?
Ils privent de la sépulture
Celle qui dans la Grèce aurait eu des autels.
Quand elle était au monde, ils soupiraient pour elle;
Je les ai vu soumis, autour d'elle empressés:
Sitôt qu'elle n'est plus, elle est donc criminelle!
Elle a charmé le monde, et vous l'en punissez!
Non, ces bords désormais ne seront plus profanes;



Adrienne Lecouvreur.

Ils contiennent la cendre, et ce triste tombeau,
Honoré par nos chants, consacré par tes mânes,
Est pour nous un temple nouveau!
Voilà mon Saint-Denis, oui, c'est là que j'adore
Tes talents, ton esprit, tes grâces, tes appas:
Je les aimais vivants, je les encense encore
Malgré les horreurs du trépas,
Malgré l'erreur et les ingrats,
Que seuls de ce tombeau l'opprobre déshonore.

Und da Voltaire in allen seinen Arbeiten aus jener Zeit die Erinnerung an das freie, glückliche England kommt, wo Talent und Wissen mit höchsten Ehren bedacht, wo Gelehrte und Künstler mit fürstlichem Pomp zu Grabe getragen werden, schliefst er nach einem Vergleich zwischen England und Frankreich mit der schmerzlichen Frage:

Dieux, pourquoi mon pays n'est-il plus la patrie
Et de la gloire et des talents?

In allen seinen dramatischen Arbeiten steht Voltaire damals direkt unter Shaksperes Einflufs. — Er beendet im Jahre 1730 auf französisch den »Brutus«, den er nach dem Muster von Shaksperes »Julius Cäsar« in England auf englisch begonnen.

Er macht sich 1731 an einen »Mort de César« und eine »Eriphyle«, 1732 an eine »Sémiramis« und eine »Zaïre«, denen sämtlich Shaksperesche Motive, Shaksperesche Werke als Anregung gedient haben.

Da »Zaïre« Voltaires gröfster, litterarischer Erfolg während der Zeit von 1729—1733 und zugleich eines seiner rührendsten und tiefst gefühlten Stücke ist, darf einen Augenblick dabei verweilt werden.

Othello und Desdemona haben ihm gewissermafsen als Vorbild gedient, und da Voltaire sich in »Zaïre« nicht darauf beschränkt hat, einige

Äufserlichkeiten des Shakspereschen Theaters nachzuahmen, sondern danach gestrebt, Shaksperes Natur und Leidenschaft zu erreichen, ist Herzton in dieser Tragödie.

Der Inhalt des Stückes ist folgender: Saladin hat den Christen Palästina entrissen; einer seiner Nachfolger, Orosman, ein edler und gütiger Charakter, herrscht über das neu eroberte Land. — Unter seinen Gefangenen finden sich zwei junge Christen von hoher Geburt, Nerestan und Zaïre. Ersteren hat der Sultan auf sein Ehrenwort hin nach Frankreich zurückkehren lassen. Nerestan aber ist nach Frankreich geeilt, weil er Zaïre liebt und sie, sowie zehn Christenritter, mit dem Lösegeld, das er durch Veräufserung seiner Güter in der Heimat zu gewinnen hofft, freikaufen will.

Während Nerestans zweijähriger Abwesenheit gewinnt Zaïres Schönheit Orosmans Herz, und da Zaïre, obwohl christlich getauft, von dem Wesen des Christentums nichts weifs, auch Nerestans Liebe für sie nicht kennt, nimmt sie Orosmans Werbung an.

Jetzt kehrt Nerestan nach Palästina zurück. — Orosman giebt ihm statt der 10 Ritter 100 frei, verweigert ihm jedoch sowohl Zaïre, wie die Auslieferung des alten Ritters Lusignan, an dessen Freiheit Nerestan besonders viel lag.

Schon verzweifelt Nerestan an dem Gelingen seiner beiden Lieblingspläne, als Zaïre selbst die Freilassung Lusignans bewirkt.

Der alte Mann, ganz betäubt von dem unerwarteten Glück, fragt zuletzt: »Da ihr Mitleid mit meinen Leiden habt, sagt mir, wo meine Kinder sind?«

Natürlich findet er sie in Nerestan und Zaïre wieder. Doch wird seine Freude dadurch getrübt, dafs er erfährt, Zaïre sei Mohammedanerin.

Er beschwört sie, Christin zu werden.

Die unglückliche Zaïre, eine Beute der widersprechendsten Gefühle, erregt durch ein Zusammentreffen verschiedener Umstände Orosmans Eifersucht.

Nicht wissend, dafs Nerestan ihr Bruder ist, tötet Orosman Zaïre bei einer nächtlichen Zusammenkunft, welche sie Nerestan gewährt hat.

Bald über die wahre Sachlage aufgeklärt, bereut er seine That, schenkt Nerestan und Lusignan die Freiheit und tötet sich selbst an Zaïres Leiche.

Die Tendenz des Stückes lag darin, dafs Voltaire den Mohammedaner Orosman als einen edlen, den Christen völlig ebenbürtigen Charakter schilderte. Sie lag auch in Stellen, wie die folgende. Zaïre sagt:

Je le vois trop, les soins qu'on prend de notre enfance
Forment nos sentiments, nos mœurs, notre croyance.
J'eusse été près du Gange esclave des faux dieux,
Chrétienne dans Paris, musulmane en ces lieux.
L'instruction fait tout. — — —

D. h. sie betrachtet es als einen Zufall der Geburt und Erziehung, dafs die Menschen dieser oder jener Religion angehören.

Der grofse Erfolg der Tragödie beruhte aber hauptsächlich darin, dafs Voltaire hier das Gefühl in nicht konventioneller Weise sprechen liefs. — Es war dieses eine Kühnheit, deren er sich wohl bewufst.

Bei den drei ersten Aufführungen war das den Ausschlag gebende Parterre im Théâtre français denn auch nicht mit sich einig, ob es den wilden Orosman, der seine angebetete Zaïre aus Eifersucht umbringt, mit Zischen oder mit Beifall begrüfsen sollte.

Da Voltaire, seiner alten Gewohnheit folgend, dem zögernden Geschmack des Publikums Rechnung trug, indem er dauernd an dem Stücke änderte, gewann er bei der vierten Aufführung mit »Zaïre« einen

so nachhaltigen Erfolg, wie im Jahre 1718 mit »Ödipus«. — Fügen wir hinzu, dafs Voltaire es bei der Aufführung der »Zaïre« durchsetzte, die Kleidung der Schauspieler dem Kostüm der von ihnen dargestellten Personen anpassen zu sehen. Während sonst in Tragödien Männer wie Frauen das Hof- und Galakleid des 18. Jahrhunderts trugen, wurde bei der Darstellung von »Zaïre« ein Ansatz zur Kostümtreue gemacht: die Muselmanen des Stückes trugen sich wie Orientalen, und Voltaire schreibt darüber:

Oui, je vais, mon cher Cideville,
Vous envoyer incessamment
La pièce où j'unis hardiment
Et l'Alcoran et l'Evangile,
Et justaucorps et doliman,
Et la babouche et le bas blanc,
Et le plumet et le turban.

Im Jahre 1731 veröffentlichte Voltaire sein erstes Geschichtswerk, L'Histoire de Charles XII., das er wohl hauptsächlich deshalb geschrieben, weil er über den abenteuerlichen Schwedenkönig von Personen, die ihm persönlich nahe gestanden, Zuverlässiges gehört hatte. — Voltaire ging bei seiner Geschichtschreibung mit Vorliebe von den Berichten der Augen- und Ohrenzeugen aus.

Die elegant geschriebene Histoire de Charles XII. hob sich sehr vorteilhaft von dem Wust damaliger Geschichtschreibung ab, die an ihrer eigenen Gelehrsamkeit erstickte.

Während der Jahre, die wir hier besprechen, war Voltaire fortdauernd mit der Niederschrift der »Lettres sur les Anglais« beschäftigt, welche seine in England gesammelten Erfahrungen in Frankreich bekannt machen sollten. Da er, wie bei der »Henriade«, befürchtete, das Privileg dafür in seiner Heimat nicht

Marquise Du Châtelet.

zu erhalten, liefs er die Lettres ins Englische übersetzen, um sie vorläufig in London erscheinen zu lassen.

Um das Kapitel über Newton zu schreiben, hatte Voltaire sich mit Mathematik und Physik eingehender beschäftigen müssen. — Da mochte es ihm denn wie ein besonders günstiger Zufall erscheinen, dafs er im Sommer 1733 einer Mathematikerin von Fach, der Marquise du Châtelet, vorgestellt wurde.

Die Marquise du Châtelet hiefs mit ihrem Mädchennamen Gabrielle Emilie le Tonnelier de Breteuil. Ihr Vater, der Baron de Breteuil, war am Hofe Ludwigs XIV. Introducteur des Ambassadeurs gewesen. Er war ein Kenner der höfischen Etikette, ein vollendeter Ceremonieenmeister und hat die Regeln, welche er in seiner Stellung beobachtet, die Erfahrungen, die er dort gesammelt, in einem Memoirenwerk niedergelegt.

Weit davon entfernt, in äufserlichen Formeln aufzugehen, wufste er diesen Memoiren ein sittengeschichtliches und stellenweise sogar ein geschichtliches Interesse zu geben.

Mit Voltaire war der Baron seit Jahren bekannt.

Bei seiner Tochter hatte Herr von Breteuil die gelehrten Neigungen, welche sie frühzeitig an den Tag legte, gerne gepflegt. Er liefs die junge Gabrielle Lateinisch lernen; mit 15 Jahren soll sie eine Übersetzung Virgils unternommen und daneben grofse Vorliebe für Mathematik gezeigt haben.

Im Jahre 1725 wurde sie, die damals Neunzehnjährige, mit einem sehr ehrenwerten, aber nur mäfsig begabten Manne, dem Marquis Claude du Châtelet-Lomont, verheiratet, der einer lothringischen Adelsfamilie angehörte und Generallieutenant im königlichen Heere war. Seine militärischen Pflichten

riefen ihn häufig teils auf den Kriegsschauplatz, teils in die Provinzen.

Die Marquise du Châtelet hat vor dem Charakter ihres Mannes eine unbeschränkte Hochachtung gehabt. Geistig konnte er ihr jedoch nicht genügen und sie deshalb auch nicht dauernd fesseln.

Die Marquise wird uns als grofs, stark, knochig und mager geschildert, das Gesicht mit der hohen, intelligenten Stirn, den dichten Augenbrauen, den meergrünen Augen, mit dem Ausdruck der Güte und des starken Verstandes als sehr anziehend.

Sie war eine leidenschaftliche Natur, die nichts halb that und ebenso sehr Gelehrte wie Weltdame, Weib wie Mathematikerin.

Wir besitzen einen Essai der Marquise »Über das Glück«, worin sie ausspricht, dafs nur volle, warme Gefühle, leidenschaftliche Hingabe an eine Sache oder an eine Person wahre Befriedigung verschaffen können.

Als sie dieses Glück in der Ehe nicht fand, hatte sie es — dem Gebrauche ihrer Zeit folgend — aufserhalb derselben gesucht.

Man sagt, dafs sie zuerst einen Herrn von Guébriand geliebt, und dann, als dieser sie verriet, den Herzog von Richelieu.

Bei diesem Don Juan von Beruf war auf Treue nicht zu rechnen. Die Marquise nahm die Sache diesmal kaltblütiger.

Als Herr von Guébriand sie verliefs, hatte sie Gift genommen und war nur mit Mühe vom Tode gerettet worden. — Dem Herzog von Richelieu bewahrte sie auch nach der Lösung ihrer intimen Beziehungen ein Gefühl ruhiger Freundschaft, einer Freundschaft, wie sie in dem Kreise Ninons de l'Enclos gepflegt worden war.

Dafs die Marquise du Châtelet die eheliche Treue nicht bewahrte, haben die Zeitgenossen und Zeitgenossinnen ihr verziehen. — Es war durchaus nichts Ungewöhnliches, dafs damals Ehepaare so lebten, wie die du Châtelets.

Auch dafs ihre Kinder im Leben der Marquise anscheinend keine grofse Rolle gespielt, nahm man ihr kaum übel: wenn die Marquise ihre Tochter zur Erziehung in ein Kloster gab, so gehorchte sie darin nur einer Sitte der Zeit. — Wir wissen aufserdem, dafs sie sich eingehend um den Unterricht ihres Sohnes gekümmert hat.

Was die Zeitgenossen und Zeitgenossinnen der Marquise du Châtelet nicht vergaben, waren einzig ihre gelehrten Neigungen und ihre mathematischen Studien.

Ein Teil der Mitwelt wollte nicht daran glauben, dafs diese Neigungen der Marquise natürlich, ihre Studien ernste, die Resultate ihrer Arbeiten selbständige wären.

Die Bosheit war auch dadurch nicht zu entwaffnen, dafs Madame du Châtelet in Gesellschaft nie von gelehrten Dingen sprach, dafs sie aufserdem persönlich niemals von anderen Übles sagte, und dafs sie endlich ebenso sehr Weltdame wie Gelehrte war.

Sie liebte Putz und Tand in einem Mafse, dafs sie sich selbst darüber lustig machte. Als dame de tabouret der Königin lebte sie viel bei Hofe und war dort am Kartentische eine viel begehrte Persönlichkeit, weil sie mit grofser Sicherheit Rechnungen im Kopfe machte.

Dieser glückbegehrenden Kraftnatur, welche mit leidenschaftlichem Empfinden und weiblicher Koketterie einen durchdringenden Verstand, rücksichtslose Wahr-

heitsliebe und eine zähe Arbeitskraft verband, wurde Voltaire im Sommer 1733 vorgestellt.

Er erwähnt der Marquise zum erstenmal am 3. Juli in seiner Korrespondenz und nennt sie »une femme très aimable et très calomniée, — une femme qu'on ne connaît pas«, d. h. er erkannte, wie unbegründet der Tadel war, den ein Teil der Zeitgenossen gegen diese Frau richtete.

Voltaire, der damals im Begriffe stand, in den »Lettres sur les Anglais« einen Abschnitt über Newtons epochemachende Entdeckungen in den Naturwissenschaften zu veröffentlichen, der sich daher selbst mit Mathematik beschäftigt hatte, mufste, wie gesagt, seine Bekanntschaft mit der mathematisch geschulten Marquise als eine Fügung des Schicksals betrachten.

Es bedurfte auch nicht langer Zeit, um die beiden hochbegabten Menschen einander näher zu bringen. Am 2. August heifst die Marquise in Voltaires Korrespondenz bereits »Emilie«, und er entwirft seinem Freunde Cideville in Rouen eine begeisterte Schilderung der neuen Freundin:

Voici ce que c'est qu'Emilie:
Elle est belle et sait être amie;
Elle a l'imagination
Toujours juste et toujours fleurie;
Sa vive et sublime raison
Quelque fois a trop de saillie;
Elle a chassé de sa maison
Certain enfant tendre et fripon,
Mais retient la coquetterie.
Elle a, je vous jure, un génie
Digne d'Horace et de Newton
Et n'en passe pas moins sa vie
Avec le monde qui l'ennuie
Et des banquiers de pharaon *).

*) Ein Kartenspiel.

Wohl spottet auch Voltaire in einem anderen Gedicht aus derselben Zeit über die Weltliebe der Marquise:

> Son esprit est très philosophe,
> Et son cœur aime les pompons.

»Mais,« setzt er hinzu, »les pompons et le monde sont de son âge, et son mérite est au-dessus de son âge, de son sexe et du nôtre.«

Er beklagt sich auch ein wenig, dafs sie nur von Philosophie und Metaphysik reden hören, nicht aber sich den Hof machen lassen will:

> J'avouerai qu'elle est tyrannique:
> Il faut pour lui faire sa cour,
> Lui parler de métaphysique
> Quand on voudrait parler d'amour.

Er tröstet sich aber wiederum und meint:

»Mais moi qui aime assez la métaphysique, et qui préfère l'amitié d'Emilie à tout le reste, je n'ai aucune peine à me contenir dans mes bornes.«

In letzterem irrte er sich: aus der Freundschaft wurde bald Liebe; man sprach bald auch von anderem als von Metaphysik. Man gab sich Rendez-vous; so besuchten die Marquise du Châtelet, die Herzogin von Saint-Pierre und der Herzog von Forcalquier Voltaire in seiner niederen Hütte in der Rue du Long-Pont und nahmen dort mit einem frugalen Abendbrot vorlieb.

Dann wieder ging die Marquise an den Hof in Versailles, und Voltaire blieb in Studien vertieft in Paris.

»Emilie,« schreibt er darüber, »est toujours à la cour, et cette divine abeille va porter son miel aux bourdons de Versailles. Pour moi je reste presque toujours dans ma solitude, entre la poésie et la philosophie.«

Die zweite Hälfte des Jahres 1733 war für Voltaire eine Zeit regster geistiger Thätigkeit.

Im August dieses Jahres erschienen die »Lettres Philosophiques« in englischer Sprache in London unter dem Titel: »Lettres concerning the English Nation, by M. Voltaire« und hatten bedeutenden Erfolg.

Da die französische Regierung es unnötig fand, die religiöse Toleranz der Engländer, ihre freie Verfassung, ihr Parlament, die besseren Sitten ihrer Geistlichkeit, ihre freie Forschung, den Sensualismus, die Newtonschen Entdeckungen, kurz alles, was wir im siebenten Kapitel dieses Buches ausführlich besprochen haben, in Frankreich anzupreisen, hatte sie Voltaire das Privileg für die »Lettres sur les Anglais« verweigert.

Voltaire beschlofs deshalb, ohne Privileg heimlich bei dem Verleger Jore in Rouen drucken zu lassen.

Er beklagte sich jedoch bitter über den Mangel an Denk- und Druckfreiheit in seiner Heimat und schrieb darüber an den Freund Cideville in Rouen:

»Je reste constamment dans mon ermitage vis-à-vis Saint-Gervais, où je mène une vie philosophique, troublée quelquefois par des coliques et par la sainte inquisition qui est à présent sur la littérature. Il est triste de souffrir, mais il est plus dur encore de ne pouvoir penser avec une honnête liberté, et que le plus beau privilège de l'humanité nous soit ravi, de dire ce qu'on pense; la vie d'un homme de lettres est la liberté. Pourquoi faut-il subir les rigueurs de l'esclavage dans le plus aimable pays de l'univers que l'on ne peut quitter, et dans lequel il est si dangereux de vivre?«

Voltaire erwähnte in einer vorhercitierten Briefstelle, dafs er sich aufser mit Philosophie auch mit

Poesie beschäftige. Die Poesie bedeutete ein neues Drama, eine »Adelaïde Duguesclin, die im Februar 1734 nach der zweiten Aufführung ein ruhmloses Ende finden sollte. Voltaire schrieb zu gleicher Zeit auch ein Libretto zu »Samson«, einer Oper des damaligen Modekomponisten Rameau.

Endlich drechselte Voltaire noch an einer »Ode sur la Calomnie«, die im Inhalt gegen Jean Baptiste Rousseau gerichtet, aber der Marquise du Châtelet zugeeignet war und in den Anfangszeilen ein Bild dieser »femme très calomniée« gab, die Voltaire inzwischen besser kennen gelernt.

Ecoutez-moi, respectable Emilie;
Vous êtes belle; ainsi donc la moitié
Du genre humain sera votre ennemie:
Vous possédez un sublime génie,
On vous craindra; votre tendre amitié
Est confiante, et vous serez trahie.
Votre vertu, dans sa démarche unie,
Simple et sans fard, n'a point sacrifié
A nos dévots: craignez la calomnie.

In solchen Beschäftigungen gingen Winter 1733 und Frühjahr 1734 hin, da überraschte eine seltsame Nachricht die Welt: die Heirat des Herzogs von Richelieu mit einer Prinzessin von Guise wurde offiziell verkündigt. Es scheint, dafs Voltaire das Seine gethan, den 28jährigen Don Juan unter das Joch der Ehe zu beugen. Die Verantwortlichkeit für dieses gewagte Experiment lehnte er jedoch in folgenden Zeilen ab, die er vornehmlich wohl an die junge Frau richtete:

Ne vous aimez pas trop, c'est moi qui vous en prie;
C'est le plus sûr moyen de vous aimer toujours:
Il vaut mieux être amis tout le temps de sa vie
Que d'être amants pour quelques jours.

Weder Voltaire, noch die Marquise sollten bei der fürstlichen Hochzeit in Schlofs Monjeu fehlen, und so

begaben beide sich im April 1734 dorthin, um die schöne, liebenswürdige und sogar etwas gelehrte Prinzessin von Guise dort feiern zu helfen.

Da fiel in die Hochzeitsfreuden von Monjeu die Nachricht, dafs die »Lettres Philosophiques« in Paris veröffentlicht seien. Voltaire war aufser sich; der Buchhändler Jore hatte ihm schriftlich versprochen, das gefährliche Buch wohl zu drucken, es aber nicht ohne besondere Erlaubnis des Autors zu veröffentlichen. Es war auch nicht Jore, der das Buch als erster auf den Markt warf, sondern der Pariser Buchhändler Josse, der ein Exemplar der »Lettres sur les Anglais«, das Jore gedruckt, und das Voltaire Josse zum Binden übergeben, in einer Nacht abschreiben, heimlich nachdrucken und im April veröffentlichen liefs, natürlich unter Angabe eines falschen Druckortes und Verlegers: Amsterdam chez Lucas. — Kaum hatte Josse Voltaires Werk unter dem Titel: »Lettres Philosophiques par M. de V.« veröffentlicht, so liefs der Buchhändler Jore seinerseits die von ihm gedruckte Auflage in Umlauf setzen. Er glaubte, Voltaire habe ihn betrügen wollen, indem er das gleiche Manuskript noch einem anderen Verleger anvertraut. Von alledem wufste Voltaire in jenem Augenblicke nichts, er erfuhr nur die Thatsache der Veröffentlichung, die Nachricht des gewaltigen Eindrucks, den das Buch mit seinen freien Anschauungen auf das Publikum machte, erfuhr, dafs die Behörde Jore ergriffen und in die Bastille geschickt hatte, dafs man die »Lettres Philosophiques« sicher verbieten, wo nicht gar verbrennen werde, endlich, dafs man ihm selber auf der Spur sei, um — das war selbstverständlich — ihm in den ehrwürdigen Bastillemauern zu einem rührenden Wiedersehen mit Jore zu verhelfen.

Voltaire legte sehr wenig Wert darauf. Als er merkte, dafs die Luft um ihn schwül wurde, schnürte er sein Bündel, schrieb die notwendigsten Briefe an einige seiner einflufsreichen Freunde, sagte dem jungen Ehepaar Richelieu, sagte der Marquise Lebewohl und verliefs am 6. Mai 1734 Monjeu.

So fanden die Häscher, die man mit einem Verhaftsbefehl gegen Voltaire nach Monjeu geschickt, das Nest leer: niemand wufste oder wollte wissen, wohin Voltaire gegangen. Die Marquise aber erhielt durch Voltaires Flucht einen Vorgeschmack all der Seelenangst, die sie während der nächsten 16 Jahre noch öfters um ihren Freund Voltaire ausstehen sollte. Doch war sie nicht ein Mensch, um händeringend daherzusitzen; sie beschlofs kurzweg, zu handeln und all ihren Einflufs aufzubieten, um das drohende Ungewitter von Voltaires Haupte abzuwenden. Sie fragte auch nicht viel danach, was man über ihre eifrige Verwendung für den Flüchtling sagen werde, und es war Voltaire, der mit feinem Takt das böse Gerede, das er voraussah, abschwächen wollte, und der daher an seinen vertrauten Freund d'Argental schrieb:

»Tout ce qui me trouble à présent, c'est que ceux qui peuveut savoir la vivacité des démarches de Mme du Châtelet, et qui n'ont pas un cœur aussi tendre et aussi vertueux que vous, ne rendent pas à l'extrême amitié et aux sentiments respectables dont elle ne honore, toute la justice que sa conduite mérite. Cela me désespèrerait et c'est en ce cas surtout que j'attends de votre générosité que vous fermerez la bouche à ceux qui pourraient devant vous calomnier une amitié si vraie et si peu commune.«

Damit begann d'Argental die Rolle des Schutz-

engels zu spielen, die ihm und seiner jungen Frau in Voltaires Briefen den Namen: »Mes anges« oder »anges tutélaires« eingetragen hat, was den stehenden Abschiedsgrufs Voltaires an Herrn und Frau d'Argental erklärt: »Je me mets à l'ombre de vos ailes« oder »je baise vos ailes.«

Wohl brauchte Voltaire damals Schutzengel: die die Philosophie und die Naturwissenschaften beherrschende Richtung des Cartesianismus hatte er durch seine Verteidigung des Sensualismus und der Newtonschen Lehren gegen sich aufgebracht. Der französische Mathematiker Maupertuis war ziemlich der einzige, welcher Voltaires Ideeen teilte. Wohl hatte Voltaire letzteren als Bundesgenossen im Kampfe zu gewinnen versucht, indem er ihm noch im April 1734 schrieb:

»Cartésiens, malebranchistes, jansénistes tout se déchaîne contre moi; mais j'espère en votre appui; il faut, s'il vous plaît, que vous deveniez chef de secte. Vous êtes l'apôtre de Locke et de Newton; et un apôtre de votre trempe, avec une disciple comme Mme du Châtelet, rendrait la vue aux aveugles.«

Aber es war schwer, die Blinden sehend zu machen, und Maupertuis, für die eigene Sicherheit fürchtend, hatte nach Veröffentlichung der »Lettres Philosophiques« selbst die Flucht ergriffen, obgleich keine direkte Anklage gegen ihn vorlag. Voltaire, der durch die »Lettres Philosophiques« weit mehr blofsgestellt war, und der mit Recht sagte:

»On me calomnie, on m'accable, on me déchire; les dévots me damnent; les sots me critiquent; les politiques me parlent de lettres de cachet: le tout pour avoir dit des vérités fort innocentes.«

Voltaire durfte also gewifs nicht getadelt werden,



Voltaire (nach Latour).

wenn er sich gleichfalls aus dem Staube machte, auf sechs Wochen ganz verschwand und erst Ende Juni an einem sehr unerwarteten Ort, im Heerlager zu Philippsburg im Badischen, auftauchte. — Warum er gerade dorthin ging? Einfach weil er seinen mächtigen Gönner, den Herzog von Richelieu, in Philippsburg anwesend wuſste und annahm, daſs dieser ihn schützen werde.

In dem französischen Heerlager von Philippsburg ging es recht munter zu. Es wurde allerdings Krieg gegen den deutschen Kaiser geführt, ein Krieg, der dem Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislas Leszinski, die polnische Königskrone wiederverschaffen sollte; doch waren die Offiziere nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit Puderbüchse und Brennschere zu Felde gezogen, und so lieſsen die Herren sich die Gesellschaft des höfischen und geistreichen Voltaire gerne gefallen. — Doch in Versailles runzelte man die Stirn über die Dreistigkeit des Verfassers der »Lettres Philosophiques«, und vor diesem Stirnrunzeln des Königs hielt selbst Richelieus Protektion nicht Stand. Voltaire stand im Augenblick als ein schutzloser Litterat da und muſste von neuem das Weite suchen.

Wieder irrte er einen Monat umher, dann zog er in das alte, halbverfallene Schloſs Cirey ein, das der Familie du Châtelet gehörte, und welches die Marquise ihm zur Verfügung gestellt. Wie ein schlaues Füchslein, das in sein Malepartus schleicht, darf Voltaire uns erscheinen, als er von Cirey Besitz ergreift. Die du Châtelets waren wenig vermögend und ihr Schloſs ziemlich schlecht im stande, jedoch schön und frei gelegen. Es befand sich auf champagnischem Gebiet in dem heutigen Departement der Haute-Marne, in der Nähe von Chaumont und wurde von der Post-

station Vassy bedient. Schloſs Cirey bestand aus mittelalterlichen Baulichkeiten, die zu Wirtschaftszwecken dienten, und einem unter der Regentschaft aufgeführten Wohngebäude, das in einfachem, englischem Stil gehalten war. Bewaldete Hügel dehnten sich ob Schloſs Cirey aus, und die Höhe des einen krönte eine kleine Kapelle. — Nichts Leidenschaftliches war in der Landschaft, sie trug den lieblichen Hügelcharakter der fruchtbaren Champagne und zeigte die feinen, blaugetönten Stimmungen der welligen Ebene, wenn Licht und Schatten abwechselnd darüber glitten.

Daſs Cirey im groſsen ganzen so wenig wohnlich, zum Teile zu alt, zum Teile zu neu und noch unvollendet war, lag an den knappen Geldverhältnissen der Familie du Châtelet. Es wollte dort öfters nicht reichen, und die Marquise wird uns wohl aus diesem Grunde als gegen ihre Dienstboten sogar geizig geschildert. — In dieses Malepartus zog nun Voltaire ein, und nach einiger Zeit sah er, es dürfte seines Bleibens hier wohl länger sein, als er anfangs vermutet. Er war daher bald entschlossen, es sich in Cirey behaglich zu machen, und wir haben uns den frostigen Poeten, der ohne ein gutes Feuer und einen bequemen Lehnstuhl nicht glücklich war, im Herbst des Jahres 1734 wohl bereits in Cirey ganz gemütlich eingerichtet zu denken. Obgleich häufig allein, lebte er doch in keiner völligen Einsamkeit. Zwei adlige Damen, die Gräfin de la Neuville und Madame de Champbonin, letztere eine Jugendfreundin der Marquise du Châtelet, bewohnten die Nachbarschaft und waren entzückt, in ihrer weltfernen Provinz den Umgang des bedeutenden Mannes und Schöngeistes genieſsen zu können. Es dauerte auch gar nicht lange, so wechselte er mit

beiden Damen Briefe und Gedichtchen in dem leichten, witzigen Ton, der sein eigenstes Geheimnis war.

Im übrigen aber mögen Voltaire ernste Gedanken durch das Haupt gezogen sein. Er sah von neuem, wie gefährlich es war, damals in Frankreich Aufklärer zu sein. — Dafs er die religiöse Toleranz, die konstitutionelle Monarchie Englands, den Sensualismus Lockes, die naturwissenschaftlichen Entdeckungen Newtons zu billigen, zu schildern, zu popularisieren unternommen, trug ihm neue Verfolgung durch die Regierung, neue Verbannung aus Paris ein.

Sollte er hierin eine Anerkennung der Bedeutung seines Werkes sehen, so hätte er eine andere Form der Anerkennung sicher vorgezogen.

Aus verschiedenen Gründen wünschte Voltaire, nach Paris zurückzukehren. Geschäftliche Angelegenheiten riefen ihn dorthin, und in der französischen Litteratur zeigte sich reges Leben: Montesquieu hatte seine Römergeschichte veröffentlicht, Marivaux glänzte auf dem Theater mit dem »Jeu de l'amour et du hasard«, im Roman mit den realistischen Schilderungen seiner »Marianne«, Gresset endlich hatte sein kleines Meisterwerk »Ver-Vert« herausgegeben.

Endlich dürfen wir annehmen, dafs Voltaire auch die in Paris weilende Marquise du Châtelet wiederzusehen wünschte.

Die Marquise führte, während Voltaire sich in Cirey verbarg, in Paris ihr gewohntes Weltleben, beschäftigte sich aber daneben mit Mathematik, die sie unter der Anleitung Maupertuis' und eines anderen Gelehrten, Clairaut, trieb. Sie wandte zugleich ihren und Richelieus Einflufs auf, um Voltaire die Rückkehr nach der Hauptstadt zu erwirken, und Vol-

taire, der einen festen Glauben an ihre Energie und Freundschaft hatte, schrieb über die Marquise:

»Elle rend de bons offices à ses amis, avec la même vivacité qu'elle a appris les langues et la géométrie; et quand elle a rendu tous les services imaginables, elle croit n'avoir rien fait.«

Da die Marquise Voltaires Rückkehr damals noch nicht auswirken konnte, ging sie selbst im Dezember nach Cirey. Unangemeldet kam sie dort auf einem Bauernwagen an, den sie in Ermangelung anderer Fahrgelegenheit auf der letzten Poststation gemietet hatte. Und sie erschien wie der heilige Christ, umgeben von zweihundert Päckchen und Paketen, von Kisten und Möbeln. So entstand in Cirey bald ein wunderbares Durcheinander: in Zimmern ohne Fensterscheiben standen kostbare, chinesische Schränkchen; Betten gab es, aber keine Vorhänge, die Thüren schlossen nicht, und die gewirkten Teppiche mufsten ausgebessert werden. »Madame du Châtelet, au milieu de ce désordre,« schreibt Voltaire, »rit et est charmante,« und deutet in leisen Strichen an, was ihm die Wintereinsamkeit in Cirey so reizvoll erscheinen liefs.

Eines seiner Gedichte aus jener Zeit, an die Marquise gerichtet, lautet:

Je vous adore, ô ma chère Uranie!
Pourquoi si tard m'avez-vous enflammé?
Qu'ai-je donc fait des beaux jours de ma vie?
Ils sont perdus; je n'avais point aimé.
J'avais cherché dans l'erreur du bel âge
Ce dieu d'amour, ce dieu de mes désirs;
Je n'en trouvai qu'une trompeuse image.
Je n'embrassai que l'ombre des plaisirs.

Je n'ai vécu que du jour où ton âme
M'a pénétré de sa divine flamme;

Que de ce jour où livré tout à toi
Le monde entier a disparu pour moi.

Und er schliefst mit den Worten:

Trop fortuné j'aime ce que j'admire.
Du haut du ciel, du haut de ton Empire,
Vers ton amant tu descends chaque jour,
Pour l'enivrer de bonheur et d'amour.





Neuntes Kapitel.

1735—1736.

Voltaire in Cirey. — Naturwissenschaftliche Studien. — Die Pucelle. — Alzire. — Kampf mit Desfontaines. — Beziehungen zu Friedrich von Preufsen. — Der Mondain.

Das Winteridyll in Cirey dauerte nicht lange: im Dezember 1734 noch kehrte die Marquise nach Paris zurück, um von neuem für Voltaires Rückkehr zu wirken. Sie brachte sein neuestes Drama »Alzire« mit, um es den Freunden, besonders d'Argental, vorzulegen. Mit d'Argental war die Marquise durch Voltaire in enge Beziehungen getreten. — Nach der Abreise der Marquise haben wir uns Voltaire in Cirey behaglich am Kamin sitzend und mit einer Arbeit beschäftigt zu denken, die seine Augen vor grimmigem Humor erfunkeln liefs; mit der »Pucelle«, dem Zerrbild der so hochverehrten Jungfrau von Orléans. — Unsere Zeit nennt die »Pucelle« frech und unanständig, und zum Vergnügen wird sie heute kaum jemand lesen. — Damals kannte die höchstgebildete, französische, ja europäische Gesellschaft, kannten Männer und Frauen bald keine reizvollere Lektüre als dieses komische Epos.

Da Voltaire keine Vorstellung von dem festen

blinden, begeisterten und begeisternden Kirchenglauben des Mittelalters hatte, so waren ihm diese fromme, jungfräuliche Heldin und deren göttliche Mission eine lügenhafte Fabel, ein Priesterbetrug, und er beschlofs, dem »Übernatürlichen« in der kirchlich-geschichtlichen Überlieferung mit der »Pucelle« obenso entgegenzutreten, wie er dem Übernatürlichen in der Philosophie, in den Naturwissenschaften mit seinen Kapiteln über Locke und Newton in den »Lettres Philosophiques« entgegengetreten war.

So entstand das Epos von der derben, kecken und sinnlichen Herbergsmagd Jeanne d'Arc, die mit den himmlischen Gewalten auf du und du steht, ihre fromme Mission als Jungfrau von Orléans allerdings ausführt, aber in dem Augenblick auf diesen Namen verzichtet, wo Frankreich zu seiner Befreiung einer Pucelle nicht mehr bedarf.

Im März 1735 erhielt Voltaire die langersehnte Erlaubnis, nach Paris zurückzukehren. — Dort angelangt, nahm er sein halb zurückgezogenes, halb weltmännisches Leben wieder auf.

Er konstatierte zugleich, dafs seine »Lettres Philosophiques« ihre Wirkung gethan und die schöne Welt, sowie die französischen Gelehrten sich mit den Resultaten der englischen Naturwissenschaften zu beschäftigen begannen.

Da Voltaire die Tragweite der Newtonschen Entdeckungen auf dem Gebiete der Mathematik und Physik völlig zu schätzen verstand, da er fand, das Newton gewidmete Kapitel der »Lettres Philosophiques« genüge nicht, um weitere Kreise über die Newtonsche Weltanschauung aufzuklären, widmete Voltaire sich mit der Marquise zusammen während der folgenden vier Jahre eingehenden Studien in Mathematik und Physik, deren Resultate Voltaire dann in den »Elé-

ments de la Philosophie de Newton« niederlegte. — Von diesen wird bei ihrer Veröffentlichung im Jahre 1738 eingehend gesprochen werden.

Vorläufig machte Voltaire, der dem Reiz nicht widerstehen konnte, den Freunden in Paris aus seiner »Pucelle« vorzulesen, sich von neuem bei den Behörden mifsliebig und ging im Frühjahr 1735, wahrscheinlich auf Anraten der Marquise du Châtelet, an den kleinen, gemütlichen Hof des viel umgetriebenen Dulders Stanislas Leczinski.

Der Schwiegervater Ludwigs XV. hatte damals in Lunéville, der Hauptstadt seiner beiden Herzogtümer Lothringen und Bar, den Hafen gefunden, in dem sein bewegtes Lebensschifflein endgültig Anker werfen sollte. Lothringen und Bar waren ihm seit 1734 als Entschädigung dafür, dafs er auf die polnische Königskrone verzichtet hatte, von Österreich abgetreten worden. — Er hatte damals schweren Herzens die gute Stadt Weifsenburg, in welcher er bis dahin gelebt, und wo man ihn vergötterte, verlassen und war nach Lunéville übergesiedelt. Die Regierungsgeschäfte nahm ihm sein Kanzler La Galaizière, die eigentliche Landesverwaltung ein französischer Intendant ab, und so verblieben König Stanislas weiter keine Pflichten als die, den guten Fürsten und Landesvater zu spielen, was er auch mit Freuden und mit wahrer Herzensgüte that.

Keine Teuerung, keine Wassersnot, wo er nicht den Bedrängten, und zwar aus seiner eigenen Kasse, half. Er gab seinen Unterthanen durch beständige Bauten dauernd zu verdienen; er gründete Krankenhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten und war dabei ein guter Wirt, an dessen Hofe lothringische Adelige und polnische Getreue wohl versorgt, nicht aber überfüttert wurden. An Essen und Trinken hatte König



Stanislaus, König von Polen.

Stanislas wenig Gefallen, liebte er es doch, jeden Tag etwas früher zu speisen, um mit der lästigen Arbeit fertig zu sein, so dafs man scherzend sagte, er werde am Ende einmal gestern für heute essen. Er gab etwas auf geistige Genüsse, hielt eine Schauspielertruppe, las und diskutierte gern, war jedoch, wie seine Tochter, Königin Maria von Frankreich, kirchlich gläubig. Während ihn nun sein Beichtvater mit dem Himmel versöhnte, liefs er sich von der schönen Frau von Boufflers, die an Stanislas' Hofe den Beinamen »Dame Volupté« führte und pikante Verse machte, mit dem Leben aussöhnen. — So war es denn ein gemütliches, königliches Hauswesen, in das Voltaire sich flüchtete. Als Geschichtschreiber Karls XII., des Freundes Königs Stanislas, wurde Voltaire dort freundlich aufgenommen. Auch nahm Stanislas an Voltaires Freidenkertum keinen Anstofs, sondern vergnügte sich aufs beste in der angenehmen Gesellschaft des bedeutenden Mannes.

Als Voltaire das Ungewitter, das ihn bedroht, vorübergezogen glaubte, kehrte er nach Cirey zurück, wo er die Marquise und ihren Sohn nebst dessen Hofmeister antraf. Cirey war damals nicht mehr das unwohnliche Schlofs von 1734. Grofse Veränderungen gingen darin vor, waren zum Teile darin schon vorgegangen.

Voltaire, der um diese Zeit bereits ein recht wohlhabender Mann war, liefs sich damals an das Schlofs einen eigenen Flügel anbauen, der ein kleines Vorzimmer, ein Arbeits- und ein Schlafzimmer, endlich eine grofse Galerie enthielt, in der Bücherschränke, physikalische Instrumente und Kunstwerke aufgestellt waren. — Eine Thür führte auf den Garten, die andere auf die Haupttreppe des Schlosses.

Wir verdanken einer schreiblustigen Dame, Ma-

dame de Graffigny, eine Schilderung der Herrlichkeiten von Voltaires Einrichtung in Cirey.

Sie war demnach reich und im besten Stile der Zeit. Schlaf- und Arbeitszimmer waren mit karmoisinrotem Sammet ausgeschlagen. — Schöne Täfelungen, gewirkte Teppiche, reizende Gemälde und Spiegel, chinesische Schränkchen, chinesisches Porzellan, sowie eine Menge kostbarer Kleinigkeiten waren ringsum verstreut, und alles, sagt Madame de Graffigny, war gehalten »wie ein Putzkästchen«.

Die Galerie, ganz in heller Täfelung, war wohl das eigentliche Arbeitszimmer Voltaires: eine Venus, ein Herkules und ein kleiner Amor mochten ihn dort in das Gebiet der Kunst locken; dann brauchte er nur die Bücherschränke und die physikalischen Geräte anzusehen, um wieder auf Wissenschaft und Philosophie gelenkt zu werden.

Von den Räumen der Marquise erfahren wir, daſs ihr Schlafzimmer ganz in Blau und Mattgelb gehalten war — »bis auf das Hundekörbchen«. An das Schlafzimmer schloſs sich eine Bibliothek, »zierlich ausgeschnitzt wie eine Tabaksdose«, daran ein kleines Boudoir mit hellblauen Wänden, gemaltem Plafond, kleinen Watteaux als Füllung der Täfelung und als ganzes Ameublement ein groſser, weiſser Atlassessel und zwei dazu passende kleine Tabourets. Dieses »boudoir divin«, wie Madame de Graffigny es nennt, ging auf die Terrasse des Gartens.

Das war die Umgebung, in der sich Voltaires und der Marquise gemeinsames Leben abspielte. Der kleine Liebesgott in Voltaires Galerie trug auf dem Sockel die Inschrift:

Qui que tu sois, voici ton maître:
Il l'est, le fut ou le doit être.



Madame de Graffigny.

Das war Voltaires Bekenntnis. — Für die Marquise hatte er in diesem Sinne folgenden Vierzeiler gedichtet, der einem Gartenhaus in Cirey als Inschrift diente:

Du repos, une douce étude
Peu de livres, point d'ennuyeux,
Un ami dans la solitude,
Voilà mon sort: il est heureux.

Voltaire hatte inzwischen, aller Unruhe zum Trotze, eine neue Tragödie beendet: »La Mort de César war, wie Voltaire meinte, nach Shakspereschem Muster gearbeitet, eine Republikanertragödie strikter Observanz geworden, hart, streng, gewaltsam, ohne einen Frauencharakter, etwas für Frankreich ganz Neues. Wogegen die Nachwelt der Ansicht ist, dafs dieser gewaltsame Patriotismus und diese gewaltigen Reden wohl der dramatischen Vorratskammer Corneilles entnommen sein könnten.

Voltaire, sich im voraus sagend, dafs er »La Mort de César« am Théâtre français nicht anbringen können werde, beschlofs, sein eigenartiges Stück auch in einem ganz eigenartigen Rahmen spielen zu lassen: er schickte es an das Collège d'Harcourt, ein grofses Pariser Knabeninternat, wo es am 11. August 1735 mit grofsem Erfolg über die Bretter ging.

Ein Pariser Buchhändler liefs nach einem fehlerhaften Manuskript, das wahrscheinlich aus den Rollen der jungen Schauspieler zusammengeschrieben war, ohne Voltaires Ermächtigung einen Druck herstellen und veröffentlichen. Über diesen fehlerhaften Druck des César fällte der Kritiker Desfontaines eine sehr scharfe Kritik.

Voltaire und Desfontaines kannten sich seit 1716, und Voltaire hatte dem Kritiker damals einen wichtigen Dienst geleistet. — Trotzdem Desfontaines dieses

anerkannte, glaubte er sich dadurch doch nicht verpflichtet, alles in Voltaires Werken zu loben. — Er hatte an dem »Mort de César, so wie er ihn aus dem Raubdruck des gewissenlosen Buchhändlers kannte, natürlich viel zu tadeln gefunden. Als er erfuhr, dafs Voltaires Tragödie nur in verstümmelter Form veröffentlicht worden, widerrief er nicht etwa seine Kritik, sondern gab in seiner litterarischen Zeitschrift, den »Observations sur les écrits des modernes«, einen Brief Voltaires heraus, der die Manöver des Buchhändlers blofslegte.

Dieser Brief, von Cirey datiert, verriet dem grofsen Publikum Voltaires Aufenthalt, den bis dahin nur engere und befreundete Kreise gekannt.

Voltaire, in Desfontaines einen Undankbaren, einen Neider und einen gefährlichen Gegner sehend, beschlofs, ihm eine tüchtige Lektion zu geben. Desfontaines, bald scheinbar nachgebend, bald trotzend, behauptete sich Voltaire gegenüber, und ein höchst unerquicklicher Streit zwischen beiden zog sich bis zum Jahre 1736 hin.

Die Händel schossen damals um Voltaire wie Pilze aus der Erde. — Er lag nicht nur mit Desfontaines im Streit; ein zeitgenössischer Dichter, der Marquis Le Franc de Pompignan, erklärte, Voltaire habe mit seiner »Alzire« an ihm, Lefranc, ein Plagiat begangen; endlich stand Voltaire mit dem Buchhändler Jore aus Rouen wegen der Veröffentlichung der »Lettres Philosophiques« im Prozefs.

Aus all diesen Händeln geht hervor, dafs Voltaire, eitel und auf seinen Ruhm eifersüchtig, äufserst leicht zu reizen war; es geht aber auch daraus hervor, dafs die ganze Litteratur zweiten Ranges, und die Buchhändler mit ihr, darauf brannten, Voltaire anzugreifen oder ihm Schaden zu thun. Voltaire, in

einer Advokatenfamilie aufgewachsen und eine nervöse Natur, führte mit Eifer und Verve gegen seine Gegner Prozesse, schrieb Streitbüchlein und zahlte, wenn man ihn persönlich angriff, mit gleicher Münze. — Stillschweigende Verachtung seiner Feinde hat Voltaire nicht für zweckmäfsig gehalten und nie geübt. — So kam es, dafs bei diesen und ähnlichen Fehden sehr viel schmutzige Wäsche gewaschen, Ströme galliger Tinte vergossen, ein mixtum compositum der häfslichsten Leidenschaften aufgerührt wurde und ein Strom von buntscheckigen Anklagen sich durch die Litteratur und die Gerichtsstuben ergofs.

Wir haben deshalb hier eine allgemeine Schilderung der Voltaireschen Fehden und Prozesse gegeben, weil wir dieselben in der Folge nicht jedesmal in ihren Einzelheiten besprechen, sondern nur pro memoriam erwähnen werden.

Man kann bedauern, dafs Voltaire nicht die Gröfse besafs, seine Gegner mit stillschweigender Verachtung zu strafen. Man mufs sich aber sagen, dafs bei den gesetzlosen Zuständen, bei dem mangelhaften Schutz des geistigen Eigentums, die sich im 18. Jahrhundert in der französischen Litteratur vorfinden, bei den Freiheit und Leben eines Schriftstellers gefährdenden Folgen litterarischer Veröffentlichungen jene stillschweigende Verachtung, die man heute wohl üben kann, gar nicht das geeignete Mittel gewesen wäre, im Kampf ums Dasein zu siegen. — Zu einer Zeit, wo man ohne Verhör von heute auf morgen in der Bastille verschwinden konnte, war es eine weise Taktik, beim geringsten Angriff zu schreien und einen Lärm zu machen, als ob das Kapitol in Gefahr sei. Wer sich selbst für so wichtig hielt, den mufste das Publikum wohl auch für einen ganzen Mann halten.

So haben Voltaires fortwährende Hiebe nach rechts und links, gegen hoch und gering, ihm eine gewaltige Reklame gemacht und dazu beigetragen, dafs er die Mittelfigur des 18. Jahrhunderts, der allgegenwärtige Kämpfer, der bekannteste Schriftsteller der Zeit wurde: sein Ruf gewann dadurch an Breite, was er an Reinheit verlor.

Übergehen wir nun auch die Einzelheiten von Voltaires Streit mit Le Franc de Pompignan über die Vaterschaft der Fabel der »Alzire«, so verdient das Stück selbst eine eingehende Besprechung. — Es ist der Marquise du Châtelet gewidmet, und die Vorrede spricht von der Verträglichkeit weiblicher Pflichten mit hohem Wissen.

»Il est vrai,« sagt Voltaire, »qu'une femme qui abandonnerait les devoirs de son état pour cultiver les sciences serait condamnable même dans ses succès; mais, Madame, le même esprit qui mène à la connaissance de la vérité, est celui qui porte à remplir ses devoirs.«

Dann entrollt sich die rührende Tragödie: sie spielt im Reich der Incas, und wie in »Zaïre« dient der Gegensatz zweier Religionen, der Incareligion und des Christentums, derselben als Hintergrund. Alzire, die von den Spaniern gefangene Incaprinzessin, ist mit einem entflohenen Incafürsten, Zamore, verlobt. Gegen ihren Willen wird sie jedoch dem gewaltthätigen, christlichen Statthalter Gusman angetraut. Da erscheint nach vollzogener Ceremonie Zamore, verlangt Alzire für sich, bringt dem spanischen Gewaltherrscher Gusman eine tödliche Wunde bei, weigert sich, durch Bekehrung zum Christentum sein Leben zu retten und überzeugt auf diese Art den sterbenden Tyrannen Gusman davon, dafs Nichtchristen sehr edle Menschen sein können. — Erfindung, Intrigue sind in diesem

Stücke sehr einfach und erinnern an »Zaïre«. Wie in Zaïre hat aber auch in Alzire Voltaires Herz geschlagen, und ihm, der damals selbst liebte, ist es gelungen, in seinem Drama zugleich rührende und stolze Gestalten darzustellen. Mit grofser Kraft hat er den Gegensatz herausgearbeitet, der zwischen dem gewalttätigen Gusman und seinem äufserlichen Christentum und den anderen Figuren besteht, die, obgleich keine Christen, Gott im Herzen tragen. — Voltaires Deismus, den er bereits 1723 die natürliche Religion nannte, erscheint da in klingenden, tief bewegten Versen auf der Bühne. — So sagt z. B. Alvarez, der weise Vater des gewaltthätigen Gusman:

Mais les cœurs opprimés ne sont jamais soumis.
J'en ai gagné plus d'un, je n'ai forcé personne:
Et le vrai Dieu, mon fils, est un Dieu qui pardonne.

Von dem Gedanken ausgehend, dafs die verschiedenen Religionen alle dem Dienste des gleichen, einigen Gottes gewidmet sind, erklärt Alzire sich durch ein Versprechen, das sie, die Angehörige der Incareligion, dem Christengotte gegeben, doch gebunden. Sie sagt:

J'ai promis: il suffit; il n'importe à quel dieu.

Und als Gusman sterbend erkennt, dafs sein Leben des Hasses und der Verfolgung ein verfehltes war, als er dieses ausspricht und mit wirklich christlichem Sinne seinem Feinde Zamore, der ihn tödlich verwundet hat, vergiebt, da gewinnt dieses milde, verzeihende Christentum den stolzen Zamore. — Vor dieser Religion der Liebe und Versöhnung sich beugend, ruft er aus:

Quoi donc, les vrais chrétiens auraient tant de vertu!
Ah, la loi qui t'oblige à cet effort suprême,
Je commence à le croire, est la loi de Dieu même.
Honteux d'être vengé, je t'aime et je t'admire.

So verfolgte Voltaire auch in »Alzire« sein Werk der Aufklärung und Toleranz.

Die wohlgelungene »Alzire« ging am 27. Januar 1736 mit grofsem Beifall in Scene. — Die nächsten Monate füllen die bereits erwähnten Kämpfe Voltaires mit dem Marquis Le Franc und der Prozefs mit dem Buchhändler Jore aus. Die Marquise war Voltaires Beraterin bei all seinen litterarischen Fehden, worüber sich Voltaire wie folgt äufsert:

> N'admirez-vous pas sa lumière,
> Son style aisé, sublime et net;
> Sa plume ou solide ou légère,
> Traitant de science ou d'affaire,
> D'un madrigal ou d'un sonnet?
> Elle écrit pourtant pour Voltaire.
> Louis XV. a-t-il en effet
> Quelque semblable secrétaire,
> Soit d'Etat, soit de cabinet?

Und er fügt an anderer Stelle in Prosa hinzu:

»Ses yeux occupés à lire les vérités découvertes par les Newton, les Locke etc., se détournent un moment sur toutes ces bagatelles passagères (die Prozesse und litterarischen Fehden), qu'elle juge d'un seul regard, mais qu'elle a toujours jugées comme si elle les avait approfondies et discutées.«

Dieses Urteil über die Marquise wurde von dem bedeutendsten Schriftsteller der Zeit gefällt. Der damals 42jährige Voltaire durfte auf diese Stellung Anspruch machen. — Wohl hatte er in der Litteratur andere Autoren neben sich: Destouches, Marivaux, Piron und Gresset hielten auf dem Theater ansehnlichen Rang, Le Sage als Romanschriftsteller fand ein dankbares Publikum, Montesquieu als Historiker stand in ganz eigener Gröfse da. Keiner von ihnen war aber so direkt ein Kämpfer, ein Tendenzschriftsteller, ein Aufklärer wie Voltaire, keiner von

ihnen machte im guten wie im bösen so viel von sich reden, keiner griff so von allen Seiten in die Zeit hinein. Voltaires bewegliche, geistfunkelnde Gestalt stand eben im Vordergrunde der Bühne, und das war es, was ihm im Anfang August 1736 einen eigentümlichen Brief, ein Schreiben des damals 24 jährigen Kronprinzen von Preufsen, des späteren Friedrich II., einbrachte.

Auch der Kronprinz von Preufsen konnte sich rühmen, damals bereits eine in ganz Europa wohlbekannte Persönlichkeit zu sein. Friedrichs fürchterliche Jugendgeschichte hatte seiner Zeit die ganze civilisierte Welt mit Grausen und Mitleid erfüllt. Es war noch nicht sechs Jahre her, dafs man atemlos der Tragödie gefolgt war, die sich in Potsdam, in Berlin und in Küstrin zwischen dem Vater, Friedrich Wilhelm I., der nur die Tugenden eines christlich-germanischen Haudegens gelten liefs, und dem französisch erzogenen, hochbegabten, für Kunst und Poesie, für alle Blüten höchster Kultur schwärmenden Sohn abspielte. — Friedrichs Empörung gegen den Vater, sein Fluchtversuch, seine tragische Freundschaft mit Katte und Keith, die heldenmütige Mithilfe seiner Mutter und Schwester, die ganze altpreufsische Barbarei und die ganze menschliche Tragik, die bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kamen, hatten den jungen Fürsten mit einem gewissen Nimbus umgeben: der Kronprinz von Preufsen galt der Mitwelt als kein gewöhnlicher Mensch.

In den letzten Jahren war es von ihm stiller geworden: das fallende Haupt seines Freundes Katte hatte Friedrich bewiesen, dafs offener Widerstand gegen den Vater vergeblich sei; er lernte daraus, dafs Friedrich Wilhelm I., der sich vor Gott für den Sohn und den künftigen Herrscher verantwortlich glaubte,

ihn nicht auf seine Façon selig werden lassen wolle. Seit der Zeit entschlofs Friedrich sich, durch Unterwürfigkeit des alten Königs Gnade und die ihm unentbehrliche Freiheit zu gewinnen. Gefangener in Küstrin, las er die Bibel und erledigte Verwaltungsarbeiten. Als er erfuhr, dafs man ihn verheiraten wollte, zeigte er sich als gehorsamer Sohn. Obgleich er seine junge Braut unleidlich fand, sagte er ja und erheiratete sich im Jahre 1733 die Freiheit und den selbständigen Wohnsitz in Ruppin. — Er richtete sich so ein, dafs das Ehejoch ihn wenig drückte. Aufserdem gab die Prinzessin von Braunschweig-Bewern, die man, ohne sie viel zu fragen, zur Kronprinzessin von Preufsen gemacht, sich alle Mühe, das nachzuholen, was ihre sehr mangelhafte Erziehung ihr vorenthalten hatte. Der alte König, durch des Kronprinzen ruhiges Betragen und Friedrichs sichtbaren Wunsch, ihm zu gefallen, gerührt, erfüllte dem jungen Paar bald auch einen stillen Wunsch, indem er ihm 1736 das Schlofs Rheinsberg, nördlich von Ruppin, in lieblicher, märkischer Gegend, zwischen Seeen, Hügeln und Wäldern gelegen, kaufte. Dort verlebte die Kronprinzessin von Preufsen die glücklichsten Jahre ihrer Ehe, und auch der Kronprinz begann sich freier zu fühlen und sich jenen geistigen Verkehr, jene französische Geistesnahrung zu verschaffen, nach welcher er sich sehnte. — In einem der Schlofstürme sammelte er eine Bibliothek, die wohl ausschliefslich französische Werke enthalten hat. — Ein Franzose, der Chevalier de Chasot, trat ihm jetzt bereits nahe, und Jordan, gleichfalls ein Franzose, war sein Vorleser.

Durch diese Männer hatte Friedrich sicher viel von Voltaire erfahren. Doch hätte es persönlicher Mitteilungen kaum bedurft, um den jungen Fürsten und den Dichter-Philosophen einander anzunähern:

ein Exemplar der »Henriade« genügte dazu. Das Evangelium der Duldung mufste auf einen Sohn, der an der Unduldsamkeit des Vaters fast zu Grunde gegangen war, tiefen Eindruck machen.

Bald wünschte Friedrich, dem grofsen Manne Voltaire mit ehrfürchtiger Verehrung zu nahen. Er sah von Anfang an in Voltaire den Denker, dessen Streben nach Aufklärung, Gemeinwohl und Frieden er teilte. Am 8. August 1736 schrieb er ihm daher folgendes:

»Monsieur, quoique je n'aie pas la satisfaction de vous connaître personnellement, vous ne m'en êtes pas moins connu par vos ouvrages. Ce sont des trésors d'esprit . . . Vous ajoutez à la qualité d'excellent poète une infinité d'autres connaissances . . . Jamais poète ne cadença des pensées métaphysiques: l'honneur vous en était réservé le premier . . . la douceur et le support que vous marquez à tous ceux qui se vouent aux arts et aux sciences me font espérer que vous ne m'exclurez pas du nombre de ceux que vous trouvez dignes de votre instruction . . . . .

Je me croirai plus riche en possédant vos ouvrages que je ne le serai par la possession de tous les biens passagers et méprisables de la fortune qu'un même hasard fait acquérir et perdre . . . . .

. . . Je suis avec toute l'estime et la considération due à ceux qui suivant pour guide le flambeau de la vérité, consacrent leurs travaux au public, monsieur, votre affectionné ami Fédéric. P. R. de Prusse.«

Die Unterschrift ist besonders bemerkenswert: »votre affectionné ami«. Das war eine Vertraulichkeit, der Voltaire an Fürstenthronen noch nicht begegnet war, und das »Fédéric« statt »Frédéric«, das übrigens durch den ganzen Briefwechsel geht, verrät eine gewisse Weichheit, etwas Anschmiegendes, das

diese interessante Mannesgestalt, die später so gewaltsame Ecken und Schärfen zeigen sollte, nur noch anziehender macht.

Das kronprinzliche Schreiben ging von Schlofs Rheinsberg nach Schlofs Cirey. Bei Voltaire konnte es nur eitel Freude erwecken; für die Marquise fiel durch diesen Brief vielleicht damals bereits ein kleiner Schatten in ihr Leben, denn mit der Ankunft der kronprinzlichen Zeilen begann zwischen Friedrich und der Marquise der Kampf um den Alleinbesitz des gröfsten Genies der Zeit. Friedrich hatte in seinem Briefe nämlich nicht nur den Wunsch geäufsert, Voltaires Werke, sondern eines Tages auch die Person des grofsen Mannes zu besitzen. Wahrscheinlich wufste er nicht, welche starken Bande Voltaire an Frankreich und an Cirey knüpften. Hätte er es aber gewufst, er würde nicht gezögert haben, seine Anziehungskraft gegen die der Marquise zu setzen; für die Freundschaft zwischen Voltaire und der bedeutenden Frau hat Friedrich kein Verständnis gehabt und hat fortdauernd versucht, diese Wahlverwandtschaft auseinander zu reifsen.

Am 26. August antwortete Voltaire auf Friedrichs Schreiben.

»Monseigneur,« beginnt er, »il faudrait être insensible pour n'être pas infiniment touché de la lettre dont Votre Altesse royale a daigné m'honorer. Mon amour-propre en a été trop flatté; mais l'amour du genre humain, que j'ai toujours eu dans le cœur et qui, j'ose dire, fait mon caractère, m'a donné un plaisir mille fois plus pur, quand j'ai vu qu'il y a dans le monde un prince qui pense en homme, un prince philosophe qui rendra les hommes heureux . . .«

Dann verspricht Voltaire bereitwillig die Übersendung seiner Werke:

»Vous m'ordonnez de vous envoyer mes ouvrages: je vous obéirai, monseigneur . . .«

Ein Besuch in Rheinsberg jedoch wird abgelehnt:

»Je regarderai comme un bonheur bien précieux celui de venir faire ma cour à Votre Altesse royale . . . Un prince tel que vous, mérite bien un voyage . . . Mais l'amitié qui me retient dans la retraite où je suis, ne me permet pas d'en sortir. Vous pensez sans doute comme Julien, ce grand homme si calomnié, qui disait que les amis doivent toujours être préférés aux rois.«

Trotzdem Voltaire einen Besuch in Preufsen ablehnte, wurde die Einladung nach Preufsen von Voltaire in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt. Mit der Marquise über die Terrassen in Cirey wandernd, mag er lange überlegt haben, welche Folgen sich eines Tages aus dieser fürstlichen Freundschaft für ihn ergeben könnten. — Sicher hat sich Voltaire damals bereits gefragt, ob er bei diesem jungen, der Aufklärung und Toleranz anscheinend gewonnenen Fürsten nicht jene politische oder diplomatische Rolle spielen könne, die ihm am französischen Hofe bisher versagt war. — Das waren alles schwerwiegende Gedanken, und Voltaire, der wohl im stande war, grofse Fragen zu übersehen, mag damals schon beschlossen haben, eintretendenfalls den aufgeklärten Friedrich gegen den der Aufklärung widerstrebenden Ludwig XV. auszuspielen.

So begann seit 1736 eine rege Korrespondenz zwischen Voltaire und Friedrich.

Ihr Hauptgegenstand sind philosophische Probleme, besonders die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit. Friedrich, der als konsequenter Determinist keine Freiheit des menschlichen Willens zuliefs, fand bei Voltaire die gegenteilige Meinung vor. Er hat

durch seine Argumente bedeutend auf Voltaire eingewirkt, was bei Besprechung der »Eléments de la Philosophie de Newton« näher erörtert werden wird.

Im Herbste 1736 bestand Voltaire eine litterarische Fehde gegen seinen früheren Freund Jean Baptiste Rousseau, der, in den Schofs der Kirche zurückgekehrt, an Voltaires Dramen eine theologische Kritik zu üben begann.

Daneben wechselte er einige Tatzenschläge mit dem Kritiker Desfontaines und verfafste ein allerliebstes Gedicht, »Le Mondain«, der Weltling.

Es gab Voltaires Freude an den Errungenschaften der Kultur Ausdruck und ist das Vorspiel zu dem Prinzipienstreit, den Voltaire seit 1756 gegen Jean Jacques Rousseau ausfechten sollte.

Wir müssen daher bei diesem Gedicht und seiner philosophischen Bedeutung etwas verweilen.

Seit Ende des 17. Jahrhunderts erschienen in Frankreich Schriften, die bald in der Form des Romans, der Abhandlung, bald auch in dramatischer Form den Gedanken vertraten, dafs die Civilisation ein Unglück und an allen Leiden der Menschen schuld sei, dafs am Anfang der Welt ein glücklicher Urzustand ohne Kultur, »l'état de nature«, bestanden habe. Dieser Naturzustand wurde von den Verfassern jener Schriften aufs idyllischste ausgemalt.

Voltaire nun lehnte sich bereits im Jahre 1736 gegen diese Gedankenrichtung auf. Er konnte die bestehende Welt nicht so schlecht, die Civilisation nicht als ein so grofses Übel empfinden. Daher sagte er in dem »Mondain«

> Regrettera qui veut le bon, vieux temps . . .
> Ce temps profane (das 18. Jahrhundert) est tout fait
> pour mes mœurs.

J'aime le luxe, et même la mollesse
Tous les plaisirs, les arts de toute espèce,
La propreté, le goût, les ornements:
Tout honnête homme a de tels sentiments.
Tout sert au luxe, aux plaisirs de ce monde.
O, le bon temps que ce siècle de fer!
Quand la nature était dans son enfance,
Nos bons aïeux vivaient dans l'ignorance.
Il leur manquait l'industrie et l'aisance:
Est-ce vertu? C'était pure ignorance.

Voltaire stellte sich also, noch ehe die Frage durch Jean Jacques Rousseau zum Ausgang eines förmlichen Kampfes wurde, entschieden auf die Seite der Fortschrittspartei. Er mufste es thun, da der Apostel der Toleranz ja nur von der Ausbreitung des Wissens, der Kultur die Ausrottung religiöser Vorurteile erwarten durfte.

Wie zweifelhaft Voltaire der glückliche Urzustand schien, zeigt folgende Stelle des »Mondain«, die in orthodoxen Kreisen grofsen Anstofs erregte. Voltaire sagt:

Mon cher Adam, mon gourmand, mon bon père,
Que faisais-tu dans le jardin d'Eden?
Travaillais-tu pour ce sot genre humain?
Caressais-tu madame Eve, ma mère?
Avouez-moi que vous aviez tous deux
Les ongles longs, un peu noirs et crasseux,
La chevelure un peu mal ordonnée,
Le teint bruni, la peau bise et tannée.
Dessous un chêne ils soupent galamment
Avec de l'eau, du millet et du gland;
Le repas fait, ils dorment sur la dure:
Voilà l'état de la pure nature.

Dafs ihm die Kirche diese familiäre Behandlung biblischer Personen nicht vergeben würde, wufste Voltaire. Daher hatte er den »Mondain« auch nicht drucken, sondern nur in Handschriften cirkulieren

lassen. Andere aber sorgten an Voltaires Stelle dafür, dafs der »Mondain« unter die Leute kam.

»Il est certain,« schreibt Voltaire, »que c'est M. le président Dupuy qui a distribué des copies du Mondain dans le monde . . .« Und er fügt hinzu: »Malgré le soin que j'ai toujours eu de renfermer mes enfants dans la maison, il se sont mis quelquefois à courir les rues.«

Nun, Voltaire war jedenfalls kein übermäfsig strenger Vater, er hat oft selber seine Kinder auf die Strafse hüpfen lassen.

Als der »Mondain« bekannt wurde, erregte er gegen Voltaire den Zorn des Grofssiegelbewahrers und Justizministers Chauvelin, zu dessen Ressort die Büchercensur gehörte. Der »Mondain« wurde von Chauvelin verboten, worüber Voltaire schreibt:

»Savez-vous que le Mondain a été traité d'ouvrage scandaleux? . . . Il s'est élévé contre moi une cabale qui a juré ma perte; et pourquoi? parceque j'ai fait la Henriade, Charles XII, Alzire etc. parceque j'ai travaillé vingt ans à donner du plaisir à mes compatriotes.«

Voltaire versuchte sich mit dem Studium Newtons und mit Komödiespielen über den Zorn des Ministers zu trösten. Ende 1736 gab man ihm jedoch zu verstehen, dafs es sich hier um mehr als ein vorübergehendes Wetterleuchten in den oberen Regionen handele. Daher verliefs Voltaire im Dezember Cirey und die Marquise. — Es war dieses eine neue Flucht, die Voltaire um seiner Gedanken willen unternehmen mufste. Er ging nach Holland. Dafs er sich nicht nach Preufsen begab, hatte die Marquise durchgesetzt. — Wohl dachte Voltaire in diesem kritischen Augenblick an seinen »ami affectionné Féderic«. Doch machte die Marquise ihm klar, dafs

Friedrich vorläufig nur ein machtloser Kronprinz sei, der eigentliche Machthaber, sein Vater, hingegen ein Barbar, der mit einem französischen Poeten und Philosophen wenig Federlesens machen würde. So zog am Ende des Jahres 1736 Voltaire ein bescheidenes, aber sicheres Asyl in Holland einem vielleicht schmeichelhafteren aber weniger sicheren Aufenthalte in Preußen vor.





Zehntes Kapitel.

1736–1738.

Voltaire in Holland. — Die Eléments de la Philosophie de Newton. — Kampf mit Desfontaines.

Voltaires Lage war diesmal gefährlich genug gewesen; scheint es doch, dafs der Justizminister den Marquis du Châtelet hatte ersuchen wollen, Voltaire aus Cirey zu vertreiben, und dafs diese Mafsregel nur deshalb unterblieb, weil sich d'Argental, Voltaires Schutzengel, ins Mittel legte. Zu d'Argental nahm auch die Marquise während dieser Trennung von Voltaire ihre Zuflucht, und d'Argental, der selbst einen Sprung im Herzen hatte, konnte verstehen, was die Marquise in Voltaires Abwesenheit litt. — Von ihrem Manne befürchtete sie allerdings nichts für Voltaires Sicherheit, und sie schreibt bei dieser Gelegenheit ein Wort, das Claude du Chatelet das beste Ehrenzeugnis ausstellt:

»Je suis sûre de M. du Châtelet; c'est l'homme le plus respectable et le plus estimable que je connaisse, et je serais la dernière des créatures, si je ne le pensais pas.«

Sie lebte aber in der Angst, dafs Spione Voltaires Briefe an sie abfangen, dafs Voltaires Briefe verloren gehen könnten.

Es mag hier gleich erwähnt werden, dafs von der Korrespondenz zwischen Voltaire und der Marquise bei ihrem Tode 1749 nichts vorgefunden und der Nachwelt auch nichts erhalten ist.

Wohl hatte die Marquise in ihrer Einsamkeit eine treue Freundin, ihre Arbeit; Newton und Locke blieben ihre Gefährten, und sie führte zugleich auch wieder einen regen Briefwechsel mit den einflufsreichen Freunden in Paris, die Voltaire die Rückkehr nach Frankreich erwirken wollten. Nichtsdestoweniger hatte sie in dem verschneiten Cirey mehr Zeit an Voltaire zu denken, als er in seinem wechselvollen Reiseleben an sie. Was sie empfand, beichtete sie an d'Argental:

»Cependant quand je regarde la terre couverte de neige, ce temps sombre et épais, quand je songe dans quel climat il va, et l'excessive délicatesse dont il est sur le froid, je suis prête à mourir de douleur . . . . .«

Endlich fafste sie ihr Schicksal und ihre Rolle Voltaire gegenüber in die Worte zusammen:

»Je passerai ma vie à combattre contre lui, pour lui-même-sans le sauver, à trembler pour lui, ou à gémir de ses fautes ou de ses absences. Mais enfin, telle est ma destineé, et elle m'est encore plus chère que les plus heureuses.«

Voltaire ging es inzwischen recht gut. Obgleich er unter faschem Namen reiste, konnte und wollte er sich vor seinen Freunden und Bewunderern doch nicht verbergen. Nachdem man ihm in Brüssel und Leyden Ovationen gebracht, liefs er sich endlich in Amsterdam nieder, wo er eine Gesammtausgabe seiner Werke begann, die der Welt gegenüber als Grund seiner holländischen Reise galt.

Voltaire benutzte die günstige Gelegenheit auch, um in Amsterdam die Frucht der mathematischen und

naturwissenschaftlichen Studien, welche er seit 1734 mit der Marquise betrieb, drucken zu lassen. Es waren die »Eléments de la Philosophie de Newton«. Das Buch bestand aus zwei Teilen, der eigentlichen Metaphysik, die Newtons und Voltaires Anschauungen von Gott, der Unsterblichkeit, der Seele, der Willensfreiheit etc. enthielt, und aus der Physik, Optik und Gravitationslehre, welche Newtons Forschungen auf diesem Gebiete verbreiten sollte.

Der erste Teil war weit gefährlicher zu veröffentlichen als der zweite, und deshalb hatte die Marquise die Metaphysik in Cirey unter Schloſs und Riegel behalten.

Voltaire lieſs daher nur den Newtons Optik, Physik und Gravitationslehre behandelnden Teil der »Eléments« in Holland drucken und befragte während seines Aufenthalts in Amsterdam holländische Gelehrte über ihre Interpretation der Newtonschen Lehren.

War er selbst doch nicht Mathematiker und Physiker von Fach und miſstraute daher seinem Wissen auf diesen Gebieten.

Trotzdem sein holländischer Aufenthalt ihm nützlich war, wünschte er sehnlichst nach Frankreich zurückkehren zu können.

Am Ende entrissen d'Argental, Richelieu und die Marquise mit vereinten Kräften dem Justizminister Chauvelin das Versprechen, er werde, falls Voltaire sich in Cirey ruhig halten wolle, ihm die Rückkehr dorthin gestatten. Voltaire lieſs daher die »Eléments« halbfertig gedruckt in Amsterdam, nahm sein Manuskript mit sich und zog Ende Februar 1738 wieder in Cirey ein.

Die Marquise und Voltaire waren in Cirey die Hauptpersonen, um sie drehte sich die Hausordnung,

gleichviel ob der Marquis du Chatelet an- oder abwesend war.

Da man in Cirey sehr spät schlafen ging, wurde dort auch vor 10, 11 Uhr Morgens nicht aufgestanden. — Der Kaffee ward meistens in Voltaires Galerie eingenommen und war nicht nur eine Mahlzeit für den Körper, sondern auch für den Geist, da es dabei meist gelehrt oder witzig zuging und man wohl mehr als eine Stunde verplauderte.

Um ein Uhr afsen der Marquis, sein Sohn, dessen Hofmeister und anwesende Gäste zu Mittag.

Voltaire und die Marquise nahmen an dieser Mahlzeit selten teil. — Beide arbeiteten, die eine in ihrer Bibliothek, der andere in seiner Gallerie, und wurden gemeinhin vor 9 Uhr Abends nicht gesehen.

Manchmal, wenn die Stimmung sehr gut oder etwas Dringliches zu verhandeln war, fand man sich allerdings um 4 Uhr zu einem leichten Vesper zusammen. Doch war das Ausnahme, und erst das Souper um 9 Uhr Abends sah die beiden Gelehrten wieder zu den gewöhnlichen Sterblichen niedersteigen.

Dann gab es ein Brillantfeuerwerk von Witz und Wissen. Voltaire war der vollendete Erzähler, die Marquise sprach vortrefflich; Freunde und Freundinnen aus Paris bildeten oft und gern eine aufmerksame Tafelrunde, und in der abgelegenen Champagne brannte damals das hellste Feuer Frankreichs, das seinen Schein bald durch das ganze Land verbreiten sollte.

Doch beschäftigte man sich in Ciry nicht nur mit Philosophie und Naturwissenschaften. Derselbe Voltaire, welcher am Tage an der Aufklärung der Menschheit arbeitete, zeigte seinen Gästen des Abends die bunten Bilder eine Laterna Magica, spielte ihnen lustige Parodieen auf einem Marionettentheater vor.

Dieselbe Frau, die tagsüber den Rechenstift handhabte und in abstrakten Formeln lebte, sang abends mit klangvoller und geschulter Stimme die weichen Melodieen Lullis.

Um endlich das herkömmliche Ideal adliger Schlofsherren ganz zu erfüllen, pflegte die Marquise zu reiten, während Voltaire auf die Jagd ging.

Doch ist von seinen Nimrodsthaten nichts bekannt geworden.

Das Jahr 1737 verlief recht still. Voltaire, wie er versprochen, hielt sich ruhig, beschäftigte sich mit naturwissenschaftlichen Experimenten, arbeitete an einem Drama: »Mérope«, stand in regem Briefwechsel mit dem Kronprinzen von Preufsen und liefs sich in Geldspekulationen ein.

Da brachte das Jahr 1738 wieder Bewegung in die beschauliche Stille von Cirey.

Zuerst verspottete Piron Voltaire in einer lustigen, aber harmlosen Neckerei, »La Métromanie«.

Im April 1738 aber erschienen plötzlich die »Eléments de la Philosophie de Newton« in Amsterdam.

Daran, dafs seine Kinder unversehens auf die Strafse hüpften, war Voltaire bereits gewöhnt; man denke an die »Lettres Philosophiques«, an den »Mondain«. Dafs der holländische Verleger, welcher einen Teil von Voltaires Manuskript gedruckt hatte, das mangelnde Manuskript Voltaires jedoch von einem beliebigen »Savant du pays« würde »ergänzen« lassen, das kam selbst Voltaire unerwartet.

Doch war dem so, und eine Arbeit, die Voltaire nur mit gröfster Vorsicht und mit Mifstrauen gegen sein eigenes Können zu veröffentlichen gedacht, kam nun verstümmelt, entstellt, unfertig auf den wissenschaftlichen Kampfplatz. Voltaire trat der Amster-

damer Ausgabe, die bei Ledet erschien, sofort in mehreren, hauptsächlich holländischen Zeitungen, mit Aufklärungen über ihre Entstehung entgegen. Diese erste Amsterdamer Ausgabe enthielt, wie bereits gesagt, nur den naturwissenschaftlichen und daher ungefährlicheren Teil der Newtonschen Lehre; den ersten Teil, die Metaphysik, hielt die Marquise noch verschlossen.

Es lag Voltaire aber daran, auch den zweiten, den naturwissenschaftlichen Teil seiner Arbeit in der richtigen Form zu veröffentlichen, und obgleich er das Privileg dafür nicht erhalten konnte, liefs er nun selbst eine französische Ausgabe, bei Prault in Paris gedruckt, aber mit dem Druckort London, versehen, Ende Mai 1738 in Frankreich erscheinen. Die erste vollständige Ausgabe der »Eléments«, welche auch die »Metaphysik« enthielt, hat Voltaire jedoch nicht vor 1741 herausgegeben.

Voltaire hatte befürchtet, dafs die Veröffentlichung des zweiten Teils der »Eléments« ihm eine neue Verfolgung durch die französische Regierung zuziehen würde. Die Behörden liefsen jedoch das hinter mathematischen Formeln und naturwissenschaftlichen Gesetzen versteckte Freidenkertum gewähren, und Voltaire kam für dieses Mal mit der Angst davon.

Gehen wir auf den Inhalt der »Eléments« näher ein. Da wir später nicht mehr Gelegenheit haben werden, auf sie zurückzukommen, soll auch die »Metaphysik« hier sogleich mit besprochen werden.

Die »Eléments de la Philosophie de Newton« hatten Voltaire alles in allem während der Zeit von 1726 bis 1738 beschäftigt. 1726, während seines englischen Aufenthaltes mit Newtons Lehren bekannt geworden, hatte er seit 1733, um sie völlig

zu verstehen, mit der Marquise du Châtelet eingehende Studien unternommen.

Der so oft als oberflächlich geschilderte Voltaire hat seine »Eléments« geschrieben »mit heifsem Bemühen«. Wer das Buch zur Hand nimmt und sieht den uns heute noch besonders fesselnden ersten Teil, die Metaphysik, durch, wird sich des Gefühls nicht erwehren können, dafs hier ein Geist ehrlich um Wahrheit gerungen hat, und Lessing z. B. wird es sich im Panthéon der Geister wohl gefallen lassen müssen, dafs Voltaire als Wahrheitsucher neben ihn tritt. Die Überzeugung, als er dieses Buch schrieb, etwas Grofses, Verantwortliches zu thun, glühte in Voltaire, und dieses zeigt sich bis in Kleinigkeiten, so wenn er vor einer besonders wichtigen Darlegung schreibt: »Je supplie qu'on lise avec attention ce qui suit«.

Von Voltaires Darstellung der Physik, Optik und Gravitationslehre Newtons gilt das Urteil Dubois-Reymonds, dafs »Voltaire sich darin das Wissen seiner Zeit mit bewundernswerter Geisteskraft angeeignet hat«. Mehr dürfte von einem Schriftsteller, der nicht Fachmann war, schwerlich verlangt werden.

Indem Voltaire durch seine Popularisierung Newtons dem grofsen Publikum die Erklärung zahlreicher, bisher auf natürliche Weise nicht aufgeklärter Naturerscheinungen gab, indem er die Gesetze der Schwere, des Falles, der Anziehungskraft erläuterte, war er der wissenschaftliche Aufklärer, kämpfte er für eine wissenschaftliche, weder metaphysische, noch legendenhafte Erklärung der uns umgebenden Phänomene, lehnte er sich indirekt gegen die biblische Schöpfungslehre auf und lehrte eine neue, wissenschaftliche Weltanschauung.

Voltaire, obgleich fest davon überzeugt, dafs nur

Messen, Wägen, Zählen, Analysieren, Experimentieren und Beobachten der sinnlichen Erscheinungen Wissen, Wahrheit und Aufklärung fördern könne, hielt in seiner Philosophie — gleich Locke und Newton, dennoch an dem Deismus, dem Glauben an einen Gott, fest.

Obgleich er in diesen Ausführungen zwar Lockes und Newtons Ansichten voranstellte, hielt er mit den seinen nicht zurück. Er wiederholte hier eingehender und ausführlicher, was er bereits in dem Locke behandelnden Abschnitt der »Lettres sur les Anglais« angedeutet.

Es waren vorwiegend logische und moralische Gründe, die Voltaire zum Deisten machten. Er stellte sich Gott nicht persönlich vor, sah jedoch in ihm eine intelligente und gütige Macht, welche die Gesetze geschaffen, die Newton entdeckt.

Dafs Voltaire die Existenz des menschlichen Gewissens und des religiösen Gefühls als Beweise der Existenz Gottes betrachtete, und dafs er das Gewissen und das religiöse Gefühl für etwas Absolutes, weder durch Raum noch Zeit Veränderliches hielt und sich in diesem Punkte von Locke schied, der Gewissen und religiöses Gefühl als etwas historisch Gewordenes betrachtet, ist bereits ausführlich besprochen worden. Voltaire hat in den »Eléments« diese Anschauungen beibehalten.

Anders steht es in Bezug auf die Willensfreiheit.

Bis dahin hatten praktische Gründe Voltaire zur Verteidigung der Ansicht bewogen, dafs unser Wille frei sein müsse, weil sonst die Verantwortlichkeit für unsere Handlungen von uns genommen werde.

Voltaire sah jedoch sehr wohl, dafs ein freiwollender Mensch, ein Wesen, dessen Willen nicht ursächlich bedingt wäre, sich weder mit der natür-

lichen Erklärung der Welt, der naturwissenschaftlichen Erklärung der Erscheinungen, die uns umgeben, noch mit der Gesetzlichkeit der die Welt beherrschenden, göttlichen Macht vereinen läfst.

Er hatte, wie gesagt, mit Friedrich von Preufsen lebhaft über diesen Punkt debattiert. Und in dem Abschnitt der »Eléments«, der die Willensfreiheit behandelt, und der 1741 erschien, neigt Voltaire bereits ganz deutlich zu der Annahme, dafs auch der menschliche Wille ursächlich bedingt sei, und dafs, wie Locke gesagt, unsere Willensfreiheit darin besteht, das ausführen zu können, was wir zu wollen gezwungen sind.

So kann man sagen, dafs Voltaire seit 1741 in in diesem wichtigen Punkte seine Anschauungen geändert, das letzte Band zerrissen hat, das ihn hier noch an den Cartesianismus, an die Metaphysik band und zu den Deterministen übergegangen ist.

Er hielt jedoch daran fest, dafs wir auch trotz Unfreiheit des Willens praktisch für unsere Thaten verantwortlich zu machen sind.

Was endlich die Unsterblichkeit betrifft, so schien Voltaire die Abhängigkeit der psychischen Funktionen, des Fühlens und Denkens von unserem Körper und seinen Sinnen so fest zu stehen, dafs er an die reine Geistigkeit der Seele und ihre Unsterblichkeit nicht zuversichtlich zu glauben vermochte.

Das grofse Verdienst, welches Voltaire sich mit den »Eléments« erwarb, lag vor allem darin, dafs er die originellen, die neuen Anschauungen anderer popularisierte.

Er hatte die grofse Gabe erhalten, was andere vor ihm gedacht, mit leuchtender Klarheit wiederzugeben. Seiner Fähigkeit, populär zu schreiben, gelang es, die moderne Weltanschauung Lockes und New-



P. F. G. Desfontaines.

tons mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen ins Treffen zu führen.

Jenseits des Kanals hatte seit Jahren der grofse Goldbarren Newtonscher Entdeckungen gelegen, ohne jedoch in Umlauf zu geraten. Da kam Voltaire, warf den Barren Gold in den grofsen, französischen Schmelztiegel, und Frankreich mit dem gewaltigen Einflufs seiner Sprache und seiner Litteratur ward Träger und Vermittler jener grofsen, englischen Entdeckungen, die nun europäisches Allgemeingut wurden.

Die Zeitgenossen, seit Voltaires »Lettres Philosophiques« auf die englischen Naturwissenschaften aufmerksam gemacht, wufsten den Dienst zu schätzen, den Voltaire ihnen mit den »Eléments« leistete.

Das Jesuitenblatt, »le Journal de Trévoux«, das später der Gegner der Encyklopädisten werden sollte, sagte über den Verfasser der »Eléments«:

»Newton, le grand Newton fut 27 ans enterré dans l'abîme, dans la boutique du premier libraire qui avait osé l'imprimer. Newton avait mesuré, calculé, pesé; Newton n'avait point parlé. La géométrie est-elle un langage«?

»M. de Voltaire parut enfin, et aussitôt Newton est entendu ou en voie de l'être; tout Paris retentit de Newton, tout Paris bégaye Newton, tout Paris étudie et apprend Newton . . .«

Durch die Veröffentlichung der »Eléments« war Voltaire noch mehr als zuvor der Mann des Tages geworden, und daher regten sich denn auch mehr als vorher die kritischen Federn und die neidischen Zünglein gegen ihn. So konnte Freund Desfontaines folgende Bemerkung nicht unterdrücken:

»M. de Voltaire a incontestablement reçu de la nature le talent de la poésie; mais la nature est-elle si prodigue de ses dons, et n'y a-t-il pas quelque incom-

patibilité avec le génie des vers et le génie de la philosophie? Les premiers progrès qu'on fait dans quelque science ont coutume de flatter l'amour-propre. On travaille avec ardeur, on lit avec assiduité, on écrit pour soi-même et on conclut aisément que ce qu'on écrit pour s'instruire peut servir à instruire les autres; tels sont, selon les apparences, les motifs qui ont porté M. de Voltaire à écrire sur le newtonianisme et à publier ensuite ce qu'il a écrit.«

Durch seine jahrelangen Newtonstudien in der Überzeugung seiner wissenschaftlichen Kompetenz und seiner wissenschaftlichen Ehrenhaftigkeit fest geworden, ging Voltaire nun entschlossen gegen Desfontaines vor. Im Herbst und Winter 1738/1739 tobte der Kampf zwischen ihnen: Voltaire antwortete auf Desfontaines Kritik mit dem »Préservatif«, das er aber von einem anderen mit Namen decken liefs. Desfontaines entgegnete mit der »Voltairomanie«, die er gleichfalls nicht mit Namen zeichnete.

Als dieses Giftbüchlein im Dezember 1738 nach Cirey kam, war Voltaire dort schwer erkrankt und die Marquise fest entschlossen, ihm das Libell vorzuenthalten. Unbeantwortet durfte es aber nicht bleiben, vor allem mufste Desfontaine als sein Verfasser festgenagelt werden. Die energische Frau ging sofort daran, um mit d'Argentals und Thieriots Hilfe ihr Ziel zu erreichen. Da der sogenannte Freund Thieriot sich in dieser Sache als ein schwankes Rohr bewies, sah sich die Marquise bald in zwei Händel statt in einen verwickelt.

Wohl oder übel mufste Voltaire nun in Kenntnis gesetzt werden, wobei sich herausstellte, dafs er die Voltairomanie schon kannte, die Marquise aber seinerseits damit hatte verschonen wollen.

Beide führten nun zusammen die Korrespondenz

mit Paris, den Freunden und dem Polizeipräfekten, bis sie im Frühjar 1739 Cirey verliefsen und eine neue Phase ihrer Freundschaft begann.

In den Jahren von 1733 bis 1739 hatte Voltaire sich unter dem direkten Einflufs der Marquise zu einem wissenschaftlichen Aufklärer ausgebildet. Für die Marquise hatte er auch mit unablässigem Bemühen seine philosophischen Gedanken geläutert, geklärt und in feste Form gebracht. Für die Marquise schrieb er 1734 den »Traité de Métaphysique«, von 1734 bis 1737 die vier »Discours sur l'homme«.

Für die Marquise endlich machte er die ersten Entwürfe seiner epochemachenden Entwickelungs- und Kulturgeschichte, später als »Essai sur les Mœurs« bekannt. Unbefriedigt von der Weitläufigkeit und verwachsenen Gelehrsamkeit der bisherigen Geschichtswerke, vor allem aber unzufrieden mit dem Mangel an Entwickelungsgeschichte trieb die geniale Frau den genialen Mann dazu, jenes Talent der Aufklärung, der Gemeinfafslichkeit, das er bis dahin in den Dienst der Naturwissenschaften gestellt, nun den Geschichtswissenschaften zu widmen, und sie bereitete ihm damit einen neuen Ruhmestitel. Der segensreiche Einflufs Cireys verhalf Voltaire ebenso zu geistiger Sammlung und Konzentration, wie zu geistiger Weiterentwickelung.





Elftes Kapitel.

1739—1744.

Voltaire und die Marquise in Brüssel. — Voltaire und Friedrich in Moyland. — Voltaires erste Reise nach Berlin. — Der Mahomet. — Voltaires erste Kandidatur bei der Académie Française. — Voltaires zweite Reise nach Berlin. — Diplomatenehrgeiz.

Im Frühjahr 1739 gingen die Marquise und Voltaire nach Brüssel, und das zurückgezogene Leben in Cirey hörte auf. Es waren rein praktische Gründe, welche die Marquise zu diesem Schritte bestimmten. Von einem kürzlich verstorbenen Vetter war den du Châtelets eine Erbschaft, darunter auch eine kleine Herrschaft im Belgischen vermacht worden. Der Besitz war nicht vielversprechend, und Voltaire, der im Juni 1739 mit der Marquise dorthin auf Inspektionsreise ging, schildert ihn wie folgt:

»Si Mme du Châtelet demeure longtemps dans ce pays-ci, elle pourra s'appeler la reine des sauvages. Nous sommes dans l'auguste ville de Beringen et demain nous allons au superbe château de Ham où il n'est pas sûr qu'on trouve des lits, ni des fenêtres, ni des portes. On dit cependant qu'il y a ici une

troupe de voleurs. En ce cas ce sont des voleurs en pénitence; je ne connais que nous de gens volables.«

Er bot nichtsdestoweniger den köstlichen Besitz seinem Freunde Friedrich von Preufsen zum Kaufe an, doch lehnte dieser dankend ab. Diese Erbschaft, welche der Marquise sehr erwünscht kam — bedurfte der du Châteletsche Besitzstand doch der Aufbesserung, wurde angefochten. Daher entschlofs sich die Marquise, in Brüssel darum einen Prozefs zu führen.

Sie und Voltaire richteten sich in Brüssel häuslich ein, denn sie sahen voraus, dafs es des Bleibens und des Prozessierens hier lange sein werde. Voltaires Geschäftskenntnis hat der Marquise in dieser Angelegenheit gute Dienste geleistet. Beide führten dort ein Leben hoher, geistiger Spannung, geselligen Treibens, witzsprühender Unterhaltung. Die Marquise hatte übrigens einen neuen Mathematiklehrer mit nach Brüssel genommen, den Schweizer König, den Maupertuis ihr empfohlen, und sie, die doch eine gute Mathematikerin war, schrieb ganz bescheiden:

»Je ne sais trop si Koenig a envie de faire quelque chose de moi, je crois que mon incapacité le dégoûte . . . . Sie je voulais perdre mon temps, il y en a ici les occasions tout comme ailleurs, et j'ai bien à me louer de l'empressement qu'on a à me divertir, mais mon plus grand divertissement serait M. Koenig et mon ardoise si je pouvais espérer de réussir.«

Dann plötzlich wirbelte die Marquise aus ihren Curven und Ellipsen wieder nach Paris, wo ihr Prozefs sie hinrief, und Freund Voltaire ging mit, ein wenig brummend, aber doch gehorsam:

»J'y vais, parceque je suis Emilie; mais pourquoi Emilie y va-t-elle? Je ne le sais pas trop. Elle prétend que c'est nécessaire, et je suis destiné à la croire comme à la suivre.

Der rastlos Thätige kam nicht mit leeren Händen nach Paris, er brachte zwei neue Dramen mit »Zulime«, von der nicht viel Rühmliches zu sagen ist, und »Mahomet ou le fanatisme«, ein Tendenzstück, in dem Voltaire sich über den sittlichen Charakter der Religionsstifter aussprach.

Im November 1739 war man wieder für kurze Zeit in Cirey, und dann wurde das Winterquartier in Brüssel aufgeschlagen. Die Marquise vergrub sich nach diesen Ablenkungen nur noch tiefer in ihre Mathematik, um so mehr als ihr Lehrer, König, der alten Leibnizschen Richtung in Naturwissenschaften und Philosophie angehörend, es sich zur Aufgabe machte, die Marquise von der Newtonschen »Irrlehre« abzubringen.

Während die Marquise sich in wissenschaftlichen Zweifeln abmühte, betrat Voltaire, auch hier unter dem Einfluſs der bedeutenden Frau stehend, mit sicherem Schritt das Gebiet der Geschichte, das er, gleich der Physik, mit dem Lichte seines klaren Geistes erleuchten sollte: er arbeitete an dem »Siècle de Louis XIV.«, er suchte darin Kultur- und Sittengeschichte zu schreiben und den natürlichen Zusammenhang der Ereignisse zu betonen. Wieder ein neuer Sturmlauf gegen das Übernatürliche, gegen die Geschichtschreibung vom rein kirchlichen Standpunkte aus. Bossuet, der letzte Geschichtsphilosoph des 17. Jahrhunderts hatte in der Geschichte noch überall den Finger Gottes gesehen; Montesquieu hatte 1734 zum erstenmal die rein natürliche Erklärungsweise auf die Römer angewendet. Voltaire, in Montesquieus Fuſsstapfen tretend, wendete die neue Methode auf einen modernen Gegenstand, das 17. Jahrhundert selbst an.

Voltaire war zugleich damit beschäftigt, ein Werk

seines Freundes Friedrich von Preufsen, den »Anti-Machiavel« im Haag drucken zu lassen, als er von diesem Freunde, im Juli 1740, einen Brief erhielt, der ihm sicher sehr viel zu denken gab. Der Brief meldete Friedrichs Thronbesteigung und zugleich den festen Entschlufs des jungen Königs, sich durch den Glanz der neuen Stellung nicht blenden, noch von seiner philosophischen Geringschätzung der Welt bekehren zu lassen:

»Mon cher ami,« schrieb er, »mon sort est changé, et j'ai assisté aux derniers moments d'un roi, à son agonie, à sa mort. En parvenant à la royauté, je n'avais pas besoin assurément de cette leçon pour être dégoûté de la vanité des grandeurs humaines.«

Voltaire antwortete darauf unter anderem:

»Je ne sais comment m'y prendre avec un roi, mais je suis bien à mon aise avec un homme véritable, avec un homme qui a dans sa tête et dans son cœur l'amour du genre humain.«

Wir wissen, was davon zu halten ist; war Voltaire der Philosoph an und für sich lieb, so mufste der Philosoph auf dem Throne erst recht Bedeutung für ihn gewinnen: Wer, wie Voltaire, grofsen Gedanken Geltung verschaffen wollte, mufste auch nach Macht streben.

Um sich Friedrich zu verpflichten, war Voltaire auch sofort bereit, dem neuen König einen nicht ganz leichten Dienst zu erweisen und den Druck des »Anti-Machiavel« zu sistieren; Friedrich fand das Werk für einen König nicht mehr passend. Voltaire ging deshalb sofort nach dem Haag, und da der Buchhändler seine Beute nicht fahren lassen wollte, besorgte er dort selbst eine zweite, gemilderte Auflage, die sich aber Friedrichs Beifall auch nicht rühmen konnte. Im August war Voltaire dann wieder in

Brüssel, und als im Herbst, Anfang September 1740, Friedrich auf einer ersten Inspektionsreise seines zerstückelten Gebiets, in die Jülich-Cleveschen Lande kam, stand es bei beiden Männern fest, dafs sie sich sehen würden.

Zuerst hatte Friedrich selbst nach Brüssel kommen wollen. Im entscheidenden Augenblick aber hielt ihn ein Anfall von Fieber zurück, und so geschah es, dafs Voltaire, ohne die Marquise, den königlichen Freund in Schlofs Moyland, zwei Meilen von Cleve, aufsuchte.

War der Empfang dort nicht fürstlich, so jedenfalls freundschaftlich. Friedrich lag in einem kahlen Zimmer, vom Fieber geschüttelt, im Schlafrock auf einem Feldbett. Beim Scheine einer dürftigen Kerze bewillkommnete er den französischen Apoll. Kaum war der Fieberanfall aber vorüber, so warf sich der König in die Kleider, man ging zu Tisch, und in dem ungastlichen Moyland begann eine geistsprühende Unterhaltung, wie sie die alten Mauern nie gehört und auch nicht wieder hören sollten. Anwesend waren aufser Friedrich und Voltaire zwei Mathematiker, Maupertuis, der bald darauf, von Friedrich gewonnen, nach Preufsen ging und der Graf Algarotti, ein Italiener, der Voltaire durch Newtonstudien näher getreten war und ihn bereits früher in Cirey besucht hatte, dazu der preufsische Gesandte aus dem Haag und ein Graf Kaiserling.

Die Tischgenossen erörterten die Willensfreiheit, die Unsterblichkeit — alles, was bisher den Inhalt der Korrespondenz zwischen Voltaire und Friedrich gebildet hatte.

Die beiden bedeutenden Männer, die sich an jenem 11. September 1740 in Schlofs Moyland trafen, waren voneinander ganz entzückt. Voltaire schreibt

darüber an seinen Freund, den Parlamentsrat Cideville in Rouen:

»Je vis un des plus aimables hommes du monde, un homme qui serait le charme de la société, qu'on rechercherait partout, s'il n'était pas roi; un philosophe sans austérité, rempli de douceur, de complaisance, d'agréments, ne se souvenant plus qu'il est roi dès qu'il est avec ses amis«.

Friedrich seinerseits blieb im Lobe und Entzücken nicht zurück und sagte über Voltaire:

»Son esprit travaille sans cesse, chaque goutte d'encre est un trait d'esprit partant de sa plume. Il nous a déclamé Mahomet, tragédie admirable qu'il a faite; il nous a transportés hors de nous-mêmes, et je n'ai pu que l'admirer et me taire. La du Châtelet est bien heureuse de l'avoir.«

Die Kürze des Besuches sorgte dafür, dafs vorläufig nur das Liebenswürdige der beiden Charaktere hervortrat.

Nach wenigen Tagen bereits begab Voltaire sich auf den Rückweg, ging jedoch nicht sofort nach Brüssel, sondern nach dem Haag, wo er, auf der Königlich Preufsischen Gesandtschaft wohnend, die Ausgabe des »Anti-Machiavel« beenden sollte.

Die Marquise war inzwischen ihrerseits verreist, und zwar war sie nach Paris und dann an den Hof in Fontainebleau gegangen. Vielleicht wollte sie zeigen, dafs auch sie noch von anderen begehrt und gefeiert sei. Jedenfalls war das nicht der einzige Grund ihrer Reise, denn sie benutzte ihre Anwesenheit bei Hofe, um von neuem ein Wort für Voltaires Rückkehr dorthin einzulegen. Sie liefs sogar Friedrich bitten, sein Gesandter in Paris möge sich für Voltaire verwenden, als sie eine Nachricht erhielt, die sie sich nie hätte vermuten lassen: Voltaire teilte ihr mit, es sei be-

schlossene Sache, dafs er im November 1740 Friedrich in Berlin besuchen werde. Die Marquise war aufser sich und glaubte Voltaire für sich bereits auf immer verloren.

Sie wufste nicht, dafs Voltaire vor seiner Abreise nach Berlin ausdrücklich an Friedrich schrieb, er käme nur auf wenige Tage ihm den Hof machen, und er sei »dans la nécessité indispensable de retourner bientôt à Bruxelles pour le procès de Mme du Châtelet et de quitter Marc-Aurèle pour la chicane«.

Voltaires erster Besuch am preufsischen Hofe war nichts weniger als eine zwecklose Vergnügungsreise. Seit einiger Zeit stand der Tod des kränkelnden, deutschen Kaisers, Karls VI. zu erwarten, der seine ganze Politik darauf gerichtet hatte, durch Verträge mit den einzelnen Grofsmächten seiner Tochter Maria Theresia die Thronfolge im deutschen Reiche zu sichern. Frankreich hatte seine Zustimmung gegeben, obgleich die alte Eifersucht beider Länder es den Franzosen eher wünschenswert erscheinen liefs, Österreich in Verwickelungen zu stürzen. Da Frankreich sich der pragmatischen Sanktion nun einmal angeschlossen, wünschte es auch die anderen Fürsten dafür zu gewinnen. So den Kurfürsten von Bayern, welcher der nächste, männliche Erbe des Hauses Österreich war, und Friedrich von Preufsen, dem sein Vater einen Sparschatz von 26 Millionen Thalern und ein Heer von 76,000 Mann hinterlassen hatte. Sich Friedrichs zu vergewissern, ihn in die Österreich freundliche Politik hinüberzuziehen, mufste daher Aufgabe Frankreichs sein. Und diese Aufgabe wollte Voltaire übernehmen. Er schrieb deshalb an den französischen Ministerpräsidenten Fleury und bot ihm an, Friedrich, der französischem Wesen ja bereits geneigt sei, ganz



Kardinal de Fleury.

für die französisch-österreichischen Interessen zu gewinnen. Der Kardinal gestattete Voltaire, seinen Einflufs auszuüben, und so trat Voltaire seine erste Reise nach Preufsen, für die Friedrich ihm 1300 Thaler Reisegeld gab, als Dichter und heimlicher Diplomat an.

Friedrich empfing Voltaire Ende November 1740 in Rheinsberg. Er stellte ihn dann in Berlin seiner Mutter vor, die Friedrich in hohem Mafse liebte und achtete; er machte ihn mit den Prinzessinnen Ulrike und Amalie, seinen Schwestern, sowie mit dem Prinzen Heinrich, seinem Bruder, bekannt. Überall gefeiert, sah Voltaire nur die Glanzseite des preufsischen Hofes: Feste, Aufführungen, freien, persönlichen Verkehr mit dem Herrscher. Er streute süfse Verse um sich und kam während seines etwa 14 Tage dauernden Aufenthalts in Preufsen aus der begeisterten Freude nicht heraus. Nur die diplomatische Mission erlitt Schiffbruch; Friedrich, der bereits zum ersten schlesischen Krieg mobilisierte, nahm Voltaire als Diplomaten nicht ernst und liefs von seinen Plänen nichts merken.

Durch Brandenburg, Sachsen, Westfalen reiste Voltaire im Dezember 1740 nach der französischen Grenze zurück.

Ein erneutes Anerbieten, in Preufsen zu bleiben, hatte Voltaire abgelehnt, worüber er an den Marquis d'Argenson, seinen einstigen Schulkameraden schrieb:

»J'ai quitté un établissement assez brillant et assez avantageux. On m'offrait tout ce qui peut flatter; on s'est fâché de ce que je ne l'ai point accepté.« »Mais quels rois, quelles cours et quels bienfaits,« setzt er mit Bezug auf seine Freundschaft mit der Marquise du Châtelet hinzu, »valent une amitié de plus de dix années?

A peine m'auraient-ils servi de consolation si cette amitié m'avait manqué«.

Voltaire traf die Marquise in Brüssel, wo sie in der Arbeit ihren Schmerz über Voltaires Abwesenheit zu vergessen gesucht hatte.

Unter Königs Einflufs war sie in der Physik von Newtons wieder zu Leibnizens Standpunkt zurückgekehrt und hatte ein Werk »Institutions de Physique« beendet, das ein Leibnizisches Glaubensbekenntnis war. Voltaire mag darüber erstaunt gewesen sein, doch liefs er die Freundin gewähren. Er selbst arbeitete an seinem »Mahomet« weiter, und während Freund Fédéric in Schlesien einrückte, feilte Voltaire Verse und machte mit der Marquise zusammen einen Familienbesuch in Lille.

Dieser Besuch galt Voltaires ältester Nichte, Madame Denis, geborenen Mignot. Voltaire besafs von nahen Blutsverwandten zu jener Zeit aufser seinem Bruder Armand, mit dem er nicht die geringste Fühlung hatte, nur noch zwei Nichten und einen Neffen, die Kinder seiner, im Jahre 1726 verstorbenen Schwester, Madame Mignot.

Das älteste Fräulein Mignot, von lebhaftem Temperament und entschiedenem Charakter, dabei grofsstädtisch erzogen, musikalisch und auch litterarisch begabt, verheiratete sich 1738 mit dem Kriegskommissar Denis. Der Onkel Voltaire gab ihr eine hübsche Mitgift, 30000 Livres, und vier Monate später gab er der zweiten Nichte, Elisabeth Mignot, die einen höheren Finanzbeamten, Herrn de Fontaine heiratete, die Summe von 25000 Livres.

Das junge Ehepaar lebte damals in Lille. Die Denis machten dort ein Haus, das Theater in Lille war gut, so entschlofs sich Voltaire, »Mahomet ou

le fanatisme«, den er in Paris nicht zur Aufführung bringen konnte, dort spielen zu lassen.

Der »Mahomet« ging in Lille am 10. April 1741 unter lebhaftem Beifall über die Bühne. Ein Ton vom Theater der Weltgeschichte sollte in diese Vorstellung hineinklingen und Voltaire einen Triumph bereiten, welcher der feinsten Eigenliebe schmeicheln mufste. Er erhielt im Theater selbst eine Depesche seines Freundes Friedrich, der ihm aus Schlesien, vom Schlachtfelde von Molwitz seinen ersten Sieg meldete.

Voltaire war in seiner innersten Seele von den Kriegsthaten Friedrichs wenig erbaut, und wenn er den Sieger jetzt und später auch gebührend anerkannte und seinen Waffen Glück wünschte, so ging daneben stets die Bitte her, Frieden zu machen und die Menschenschlächterei einzustellen. — Aber es schien um jene Zeit Voltaires Schicksal zu sein, dafs alle seine Freunde die Kriegsfackel schwingen und er ausnahmsweise einmal den Friedensengel spielen sollte. — Abgesehen von dem Prozefs der du Châtelets um ihre Erbschaft, hatte die Marquise in jener Zeit noch andere Streitigkeiten. Sie und ihr Lehrer König waren, man weifs nicht warum, in Unfrieden geschieden, und König, der sich in Friedrichs neugegründete Akademie der Wissenschaften nach Preufsen begeben hatte, erzählte dort jedem, der es hören wollte, die »Institutions de Physique« seien nicht das Werk der Marquise, sondern das seine. — Hiergegen legte sich nun Voltaire ins Mittel, und es gelang ihm, die Marquise wieder mit König zu versöhnen. Nicht lange aber, so sah die Marquise sich in einen neuen Streit, diesmal mit Herrn de Mairan, dem Sécrétaire perpétuel der Pariser Akademie der Wissenschaften, verwickelt. Die Marquise hatte in ihren »Institutions« Ansichten dieses Gelehrten kritisiert;

sie erhielt darauf eine gereizte, persönliche Antwort von ihm und gab in ihrer Entgegnung das Muster einer sachlichen, klaren und zugleich geistreichen Art, wissenschaftliche Streitigkeiten auszufechten. — Die heutige Wissenschaft giebt der Marquise unrecht, die öffentliche Meinung stand aber damals und würde noch heute auf ihrer Seite stehen, so fein und sachlich war die Marquise bei ihrer Verteidigung zu Werke gegangen.

Eine bewegte Zeit folgt nun; im Herbst wird Brüssel verlassen, weil der du Châteletsche Prozefs in Paris weiterzuführen ist. Ein kurzer Aufenthalt in Cirey wird gemacht, eine Besuchsreise in der Franche-comté, endlich, im Januar 1742, sind Voltaire und die Marquise wieder in Paris und in dem alten Getriebe der Geselligkeit. Die Beziehungen zu den Richelieus, zu Herrn und Frau d'Argental blieben nach wie vor die herzlichsten; die Korrespondenz mit Friedrich wurde fortgesetzt.

Voltaire, der Friedrich als einen wirklichen Freund betrachtete, gab sich in diesen Briefen ohne Rückhalt, und obgleich Friedrich in seinen siegreichen Kämpfen gegen Österreich indirekt auch das mit Österreich verbündete Frankreich traf, wünschte Voltaire ihm unter fortwährenden Ermahnungen, Friedrich möge Frieden schliefsen, dennoch zu seinen Kriegsthaten Glück. Voltaire dachte sicher nicht daran, dafs Friedrich, der den französischen Apoll um jeden Preis in Preufsen sehen wollte, solche Briefe dazu benutzen könne, den Freund Voltaire in Frankreich unmöglich zu machen. Er war daher sehr erstaunt, bei seinem Pariser Aufenthalt 1742 zu merken, dafs die Hofkreise gegen ihn ganz besonders verstimmt seien. Er war es noch mehr, als er herausbrachte, es seien jene Friedrich gespendeten Glückwünsche, die man ihm in Versailles übel genommen

habe. Was sollte Voltaire davon denken? Wer hatte ihm diesen Streich gespielt? Der »ami Fédéric« . . .? Über diesen Zweifel kam Voltaire nicht hinaus. Dieser Zwischenfall war Voltaire aber äufserst peinlich, lag ihm doch viel daran, gerade jetzt bei Hofe gut angeschrieben zu sein, denn sein »Mahomet« stand dicht vor der Aufführung in Paris, und dieser »Mahomet« war ein Wagestück.

Die Fabel der Tragödie ist einfach und gleicht der Fabel der »Alzire«: Mahomet, der Prophet, der Stifter der mohammedanischen Religion, belagert Mekka. In seiner nächsten Umgebung leben zwei junge Geschwister als seine Gefangenen, Palmire und Séïde, die weder wissen, dafs sie Geschwister, noch dafs sie die Kinder des Kommandanten von Mekka, Zopire, sind. Beide, vom Propheten auferzogen und beherrscht, gehorchen ihm blind, aber sie lieben sich gegenseitig. Mahomet, der seinerseits Palmire liebt und Zopires Widerstande ein Ende machen will, fafst den Plan, Zopire durch Séïde, d. h. den Vater durch den Sohn ermorden, dann Séïde, seinen Nebenbuhler, vergiften zu lassen und am Ende Palmire zu heiraten. In einem hochbewegten Akte kommt der Plan zur Ausführung; Zopire, obgleich tödlich getroffen, vermag seine Kinder noch über ihre Herkunft aufzuklären, Séïde stirbt, indem er die Rache des Himmels über den falschen und grausamen Propheten herabruft, Palmire tötet sich, und das Stück endigt, indem der Prophet befiehlt, die Spuren seiner Thaten zu vertilgen, da er in den Augen der Menge ein Muster aller Tugenden, unfehlbar, ein göttliches Wesen bleiben mufs.

Obgleich Voltaire in diesem Drama Falschheit, Verbrechen, ungezügelte Begierden einem mohammedanischen Propheten und Religionsstifter zur Last

legte, obgleich der Mohammedanismus den Deckmantel für solche Scheufslichkeiten abgab und es anscheinend nur muselmännischer Fanatismus war, der gegeifselt wurde, war das Pariser Publikum wohl gewitzt und feinfühlig genug, was dort auf der Bühne gesagt wurde, auch auf den Katholicismus anzuwenden.

Deutlich gab Voltaire in seinem »Mahomet«, den Goethe besonders geschätzt hat, zu verstehen, dafs, wenn die natürliche Religion eine Offenbarung der Gottheit, die verschiedenen positiven Religionen doch rein menschlichen Ursprungs sind und ihre Stifter, um Autorität zu gewinnen, vor Lüge, Betrug, Gewaltthaten nicht zurückgeschreckt sind. — Sein Hafs gegen falsche Propheten und betrügerische Priester findet hier glühenden Ausdruck. Der Gedanke, dafs die Menschheit durch die Jahrtausende von einer kleinen Zahl bewufster Heuchler in berechneter Furcht und Unwissenheit erhalten, von Priestern, die Komödianten gewesen, ausgebeutet worden sei, konnte Voltaire völlig in Harnisch bringen.

Diese Priester hafste er. — Doch sah er nicht in allen Priestern solche Betrüger.

Die zuständige Behörde fand den »Mahomet« denn auch zu stark, und wie einst Molières »Tartuffe«, verschwand er nach einigen Aufführungen von der Bühne, um erst 1751 wieder aufgenommen zu werden. Es scheint, dafs auch Desfontaines und Piron ihre Stimmen gegen das »gefährliche« Stück erhoben hatten. Voltaire beschlofs daher, sich eine glänzende Rechtfertigung zu verschaffen, indem er sein gegen den Fanatismus gerichtetes Drama dem Papste Benedikt XIV. zueignete, ein Vorsatz, den er jedoch nicht gleich ausführte.

Inzwischen gingen Voltaire und die Marquise im August 1742 nach Brüssel zurück, und von Brüssel,

wo der Prozeſs sich endlos hinschleppte, machte Voltaire einen Abstecher nach Aachen, um Friedrich zu sehen.

Von Aachen zurückgekehrt, verbrachte Voltaire mit der Marquise die nächsten Monate in Paris. Im Januar 1743 starb dort der alte Kardinal Fleury, und Ludwig XV. begann selbst zu regieren.

Der Tod des sparsamen und fleiſsigen Premierministers Fleury war in mehr als einer Hinsicht für das Land folgenschwer. Fleury war kein groſser Geist gewesen, aber er hatte in religiösen Dingen eine verhältnismäſsige Duldung walten lassen und vor allem die Verschwendung des Königs und des Hofes zu beschränken verstanden.

Ludwig XV., damals 33 Jahre alt, hatte seit 1735 bereits ein Leben des Genusses und der Ausschweifung begonnen, in dem der Herzog von Richelieu ihn unterstützte und bestärkte. — Die Königin, fromm und traurig, führte ihr Leben für sich, und der Hof war demnach in zwei Parteien — in Kinder der Welt und in Kinder Gottes — gespalten.

Für Voltaire persönlich gewann der Tod des Kardinals Fleury eine Bedeutung dadurch, daſs nun ein Sessel in der Académie française leer wurde. Voltaire, als der bedeutendste Dichter der Zeit, beschloſs, sich darum zu bewerben. Er gedachte, sich dem Publikum mit seiner Tragödie »Mérope« für die Kandidatur zu empfehlen; diese »Mérope«, 1736 begonnen, 1737 beendet, 1738 vom Théâtre français zurückgewiesen, kam endlich am 20. Februar 1743 in Paris zur Aufführung.

»Mérope« beruht auf einer wirren und gräſslichen Fabel, die Lessing mit meisterlichem Spott in der Dramaturgie analysiert. Sie ist mit den alten, klassischen Mittelchen gearbeitet: Vertauschungen, Erkennungen, Dolchstöſse; kein Hauch mehr von dem lyri-

schen Feuer einer »Zaïre« oder »Alzire«, nichts mehr von Voltaires »Shaksperesche Kühnheiten«, ja sogar nicht einmal eine aufklärende Tendenz.

Gerade deshalb war »Mérope« aber sehr geeignet, Voltaire als Akademiker zu empfehlen. Er zog sozusagen ein Schafskleid an, um in die geheiligte Hürde einzugehen. Der Erfolg des Stückes war ein grofser.

Er konnte jedoch das bei den geistlichen Mitgliedern der Akademie gegen Voltaire bestehende Vorurteil nicht entkräften. Diese sträubten sich gegen Voltaires Aufnahme, weil sie ihm Unglauben vorwarfen. Voltaire beschlofs daher, an ein sehr einflufsreiches Akademiemitglied, Monseigneur Boyer, früher Bischof von Mirepoix, folgendes Schreiben zu richten:

»Un honnête homme peut, à la vérité, se défendre; il le doit même, non pour la vaine satisfaction d'imposer silence, mais pour rendre la gloire à la vérité. Je peux donc dire devant Dieu qui m'écoute, que je suis bon citoyen et vrai catholique, et je le dis uniquement parceque je l'ai toujours été dans le cœur... Je n'ai pas écrit une page qui ne respire l'humanité, et j'en ai écrit beaucoup qui sont sanctifiées par la religion.«

Von seinem Standpunkte aus durfte sich Voltaire allerdings »un vrai catholique« nennen, da seine Religion eine wirklich katholische, eine allgemeine, allen Menschen zugängliche, alle Menschen umfassende Religion der Nächstenliebe war.

Die geistlichen Herren waren von Voltaires Glaubensbekenntnis jedoch wenig erbaut und verharrten auf ihrer Erklärung, dafs der Spötter nicht auf ihrer Bank, oder sie nicht auf der Bank des Spötters sitzen würden.

Voltaire unterlag bei der Wahl dem Bischof von

Bayeux. — Er hatte sich über diese Angelegenheit in Briefen an Friedrich vertraulich ausgesprochen und beide sich über die geistlichen Herren der Akademie lustig gemacht. Voltaire war besonders über den früheren Bischof von Mirepoix hergezogen, den er, weil derselbe seine Schreiben mit an(cien) é(vêque) de Mirepoix unterzeichnete, einfach l'âne de Mirepoix nannte. Friedrich hatte darauf den geistlichen Teil der Akademie mit dem Namen »une assemblée de Midas crossés et mitrés« belegt. So war es denn natürlich, dafs Voltaire nach seiner Niederlage, die ihn ärgerte und kränkte, seine Augen mehr denn je nach Preufsen richtete. Vorläufig ging er jedoch nach Holland, in den Haag, wo er wieder in der Königlich preufsischen Gesandtschaft wohnte; dort wartete er den Wink ab, der ihn nach Preufsen selbst rufen sollte.

Die Marquise, obgleich sie Voltaires Pläne, Hoffnungen und Enttäuschungen teilte, war mit seiner Abreise wenig einverstanden.

»Je suis dans la plus grande affliction«, schrieb sie darüber an d'Argental.

Sie wufste, dafs Voltaire sich seiner Beziehungen zu Friedrich auch diesmal wieder zur Erlangung einer noch immer von ihm ersehnten Diplomatenstellung bedienen wollte.

Von Richelieu, dem bei Hofe Allmächtigen, empfohlen, wurde Voltaire durch den damaligen Minister des Auswärtigen, Amelot de Chaillot, nun ein offizieller, diplomatischer Auftrag: er sollte versuchen, Friedrich in eine feste Allianz mit Frankreich gegen Österreich zu verknüpfen. — So verliefs Voltaire denn Mitte August 1743 den Haag, um sich — diesmal auf Kosten der französischen Regierung — nach Berlin zu begeben, wo er am 30. August ankam.

Am 17. desselben Monats bereits war folgendes Schreiben Friedrichs von Preufsen an den Grafen Rottenburg, preufsischen Gesandten in Paris, abgegangen:

»Voici un morceau d'une lettre de Voltaire que je vous prie de faire tenir à l'évêque de Mirepoix par un canal détourné, sans que vous et moi paraissions dans cette affaire. Mon intention est de brouiller Voltaire si bien en France qu'il ne lui reste de parti à prendre que celui de venir chez nous.«

D. h. Friedrich wünschte Voltaires Stellung in Frankreich so unhaltbar zu machen, dafs Voltaire nolens volens zu ihm nach Preufsen hinüber kommen mufste.

Voltaire wufste damals von dieser Tücke nichts und reiste munter auf die preufsische Hauptstadt zu. Dort wurde ihm der gleiche, schmeichelhafte und glänzende Empfang zu Teil wie 1740, denn Friedrich pflegte bei solchen Gelegenheiten nicht zu sparen. Berlin und Potsdam kleideten sich in festliche Gala. In den Festjubel warf Voltaire, seines diplomatischen Auftrages froh, politische Fragen, und da Friedrich ihm im Gespräch auswich, schickte er dem König anfangs Septemper 1743 folgendes Schriftstück:

»Votre Majesté aurait-elle assez de bonté pour mettre en marge ses réflexions et ses ordres«, und darauf erwähnte Voltaire neun verschiedene, auf die preufsisch-französische Politik bezügliche Punkte.

In Berlin verhandelte man Staatsgeschäfte jedoch nicht mit Poeten, daher beantwortete Friedrich Voltaires Fragen mit Spott und Spafs und fafste seine Grundanschauung endlich dahin zusammen:

»Je vous aime de tout mon cœur, je vous estime; je ferai tout pour vous avoir, hormis des folies et des choses qui me donneraient à jamais un ridicule dans

l'Europe et seraient, dans le fond, contraires à mes intérêts à ma gloire.«

Es folgten für Voltaire nun noch zwei Wochen glänzender Feste in Baireuth, bei Friedrichs Lieblingsschwester, der Markgräfin Friederike Wilhelmine, derjenigen, die Friedrichs leidvolle Jugend geteilt hatte.

Voltaire bewegte sich mit vollendeter Sicherheit und Feinheit in diesem fürstlichen, durchweg französisch sprechenden und französisch gebildeten Milieu. Friedrich versuchte, den geistreichen Freund, der alle bewegenden Gedanken der Zeit hegte, und dessen Gegenwart fortdauernde Anregung bedeutete, von neuem an Berlin zu fesseln, aber einerseits zog Voltaires Freundschaft ihn zu der Marquise zurück, andererseits hatte Voltaire inzwischen erfahren, dafs Friedrich ihn verraten und Briefe Voltaires, um ihn zu kompromittieren, in Frankreich bekannt gemacht. — Friedrich endlich hatte in Voltaire den diplomatischen Geschäftsträger, womöglich gar den Spion gesehen, der seine politischen Pläne ausspähen sollte. — So war ein Sprung in das Glas gekommen, aus dem die beiden Männer auf das Wohl ihrer Freundschaft getrunken, und am 12. Oktober 1743 reiste Voltaire, innerlich unbefriedigt, ab.

Er hatte seine Freunde in Paris selbstverständlich nur von den Annehmlichkeiten seines Aufenthaltes in Preufsen unterrichtet und z. B. an Maupertuis geschrieben:

». . . La salle d'Opéra est la plus belle de l'Europe. Charlottenbourg est un séjour délicieux; Frédéric en fait les honneurs, et le roi n'en sait rien . . . sa cour respire la magnificence et le plaisir. On vit à Potsdam comme dans le château d'un seigneur français qui a de l'esprit, en dépit du grand bataillon des

gardes, qui me paraît le plus terrible bataillon de ce monde . . . Baireuth est une retraite délicieuse où l'on jouit de tout ce qu'une cour a d'agréable sans les inconvénients de la grandeur.«

Er konnte auch denjenigen, die etwa an der Wahrheit seiner Erzählungen zweifeln wollten, ein Handschreiben des Königs zeigen, das schmeichelhaft genug lautete:

»La France a passé, jusqu'à présent, pour l'asile des rois malheureux; je veux que ma capitale devienne le temple des grands hommes. Venez-y, mon cher Voltaire, et dictez tout ce qui peut vous être agréable. Je veux vous faire plaisir; et pour obliger un homme, il faut entrer dans sa façon de penser. Choisissez appartement ou maison, règlez vous-même ce qu'il vous faut pour l'agrément et le superflu de votre vie; faites votre condition comme il vous la faut pour être heureux, c'est a moi à pourvoir au reste. Vous serez toujours libre et entièrement maître de votre sort; je ne prétends vous enchaîner que par l'amitié et le bien-être . . .

Je vous prie de croire que je serai toujours le même envers vous. Adieu Fédéric.«

Aber Voltaire dürfte sich trotzdem auf seiner Rückreise nach Frankreich überlegt haben, daſs die Freundschaft des Königs von Preuſsen nicht ohne Schattenseiten sei.

Voltaire traf die Marquise in Brüssel. Sehend, wie sehr sie unter seiner Abwesenheit gelitten, versprach er ihr damals, sie nie mehr für Friedrich zu verlassen. Er eilte allerdings bald darauf nach Paris, um Bericht über seine diplomatische Mission zu erstatten, dann aber zog es Voltaire und die Marquise nach Cirey, wo sie im April 1744 eintrafen.

Ein neuer Mathematiklehrer, der Priester Fran-

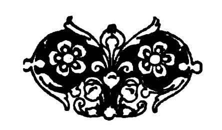


Marquis d'Argenson.

çois Jacquier, ein Anhänger Newtons, begleitete sie dorthin. Er sollte mit der Marquise von neuem das Für und Wider der Newtonschen und der Leibnizschen Weltanschauungen durcharbeiten. So verging die Zeit in Cirey in alter Weise, und Voltaire schrieb an d'Argental: »Cirey est délicieux«, »Cirey est un bijou«.

Im November 1744 wurde der Marquis d'Argenson Minister des Auswärtigen in Frankreich. Er war Voltaires Schulkamerad in Louis-le-Grand gewesen, war einer der besten Patrioten jener Zeit und einer der wenigen Männer, die damals bereits die Regierung auf die wirtschaftliche Not des Volkes aufmerksam machten. Bei Hofe hiefs er, d'Argenson, la bête; weil er still und ungelenk war, hatte er als Verwaltungsbeamter doch bis 1744 vorwiegend in der Provinz gelebt.

An d'Argenson, an Richelieu besafs Voltaire nun äufserst einflufsreiche Gönner, und deshalb beginnt um jene Zeit einer der äufserlich glänzendsten, wenn auch geistig wenig fruchtbaren Abschnitte von Voltaires Leben.





Zwölftes Kapitel.

1744–1750.

Voltaires Glanzzeit am französischen Hofe. — Diplomat. Hofdichter. Hofhistoriograph. — Gentilhomme de la Chambre du roi. — Le Poème de Fontenay. — Précis du Siècle de Louis XV. — Mahomet dem Papste gewidmet. — Voltaire fällt in Ungnade. — Die Marquise und Saint-Lambert. — Tod der Marquise. — Voltaire in Paris.

Es wurde bereits erwähnt, dafs seit dem Tode des Kardinals Fleury grofse Veränderungen am französischen Hofe vorgegangen waren. Die Königin, nach wie vor, ernst, fromm und traurig, hielt ihren Hof für sich in strenger Religiosität, während sich im Haushalt ihres Gatten, des Königs, die Gewohnheiten eines orientalischen Harems einbürgerten. Die Frau, welche den König damals beherrschte, war die Herzogin von Châteauroux. Ihre ausgesprochene Absicht war, den schlaffen, genufssüchtigen Monarchen aufzurütteln und ihm die Willenskraft ihrer eigenen, stolzen und kühnen Natur mitzuteilen. Sie war es, die den König dazu bestimmte, dafs er in den dauernden Kämpfen um die österreichische Thronfolge, an denen Frankreich, Österreich und Preufsen



Ludwig XV.

sich beteiligten, im Mai 1744 persönlich den Befehl der Expedition gegen das österreichische Flandern übernahm. Ganz Frankreich jubelte und begann von der persönlichen Initiative des Königs Gutes für das Land zu erhoffen. Der Feldzug in Flandern gelang; als sich der König dann nach Lothringen wandte, erkrankte er in Metz.

Damals wurden in Notredame allein 6000 Messen für die Genesung des Königs gelesen, und der König genas. Die Herzogin von Châteauroux aber verlor seitdem ihre Macht über ihn. Er besafs von religiösen Gefühlen nur eines — Höllenfurcht. Es schien ihm, Gott habe ihn durch jene Krankheit in Metz für seine Beziehungen zu der Herzogin strafen wollen, sie fiel in Ungnade, und der König kehrte zu seiner alten Indolenz zurück.

So lagen die Dinge, als der Marquis d'Argenson zum Minister des Auswärtigen ernannt wurde; Voltaire, der einstige Schulfreund, hatte ihm damals geschrieben:

»Or vous voilà cocher, monseigneur; menez-nous à la paix tout droit par le chemin de la gloire; et quand vous verrez, en passant, votre ancien attaché dans les broussailles, donnez-lui un coup d'œil« und sich auf diese Art zur geneigten Beachtung empfohlen. Im Laufe des Winters 1744 betraute d'Argenson Voltaire denn auch bereits mit mehrfachen, diplomatischen Arbeiten, Schreiben an Fürstlichkeiten und Denkschriften. Im Frühjahr 1745 wurde Voltaire durch Vermittelung Richelieus die Herstellung einer Hofoper mit Ballett aufgetragen. Die Heirat des Dauphins mit Marie-Thérèse, Infantin von Spanien, stand nämlich in Aussicht, und Richelieu wollte seinen Schützling Voltaire bei dieser Gelegenheit glänzen sehen. So verfafste Voltaire die »Princesse de Navarre«.

Voltaire näherte sich dem Hofe um so bereitwilliger, als er die preufsischen Pläne vorläufig beiseite gelegt hatte. In Preufsen, mufste er sich sagen, genofs er allerdings persönlichen und freien Umgang mit dem Herrscher, eine Vertraulichkeit, die ihm in Frankreich versagt blieb. Dafür gewann er jetzt in Frankreich, wie es schien, politischen Einflufs und wurde als Diplomat ernst genommen. Entschlossen, die günstige Sachlage nach Kräften auszunutzen, begab er sich im Januar nach Versailles, wo am 25. Februar 1745 die »Princesse de Navarre« in Scene ging. Gefiel sie? Gefiel sie nicht? Das ist heute schwer zu sagen. Voltaire schrieb darüber an d'Argental: »Le roi a été très content. Je ne me suis mêlé que de lui plaire.«

Die Infantin soll jedoch nicht sehr erbaut gewesen sein, und auch die Königin sah es ungerne, dafs der unkirchlich gesinnte Voltaire an den Hof zurückkehrte.

Immerhin an Ehrenbezeugungen fehlte es Voltaire nicht.

Der König ernannte ihn zum Hofhistoriographen — eine Stellung, die einst Racine bekleidet hatte, und die ein Gehalt von jährlich 2000 Livres einbrachte. Zugleich teilte er Voltaire mündlich mit, dafs dieser bei der nächsten Vakanz zum Gentilhomme ordinaire de la Chambre du Roi ernannt und dadurch den Adligen von Geburt gleichgestellt werden würde.

Voltaire nannte in seiner Korrespondenz diese beiden Auszeichnungen »des guenilles«, Lumpereien, aus denen er sich wenig mache. Das ist nicht buchstäblich zu nehmen: hatte er doch lange und ausdauernd genug danach gestrebt eine Stellung, un établissement, bei Hofe zu erlangen. Dafs er, der



Marquise Pompadour.

eine »Henriade«, die »Lettres sur les Anglais«, die »Eléments de Newton« geschrieben, diese Ehren und Würden für ein Ballet erhielt, für eine wertlose Reimerei, ohne Tiefe und Gedankeninhalt, frappierte Voltaire übrigens sehr lebhaft.

Voltaires Stellung bei Hofe wurde damals noch dadurch gefestigt, dafs die Marquise Pompadour des Königs Gunst gewann und an die Stelle der Herzogin von Châteauroux trat.

Eine geborene Mademoiselle Poisson, frühzeitig an einen Herrn d'Etioles verheiratet, spielte die junge Frau bald in Paris ein Rolle, wo sie die Gesellschaft durch ihre Musik, ihr Tanzen, ihr Kupferstechen, durch ihre litterarischen und künstlerischen, sowie ihre persönlichen Vorzüge entzückte. Sie aber wollte über »la ville« hinaus, an den Hof gelangen. Und da sie die Aufmerksamkeit des Königs geschickt und planmäfsig zu fesseln wufste, sah der März des Jahres 1745 sie bereits im Besitze der königlichen Huld und des Titels einer Marquise de Pompadour.

Voltaire — der in allen Kreisen der Gesellschaft Bekannte, war natürlich bereits bei Madame d'Etioles eingeführt worden und liefs es sich erst recht angelegen sein, die Gunst der nun allmächtig gewordenen Favoritin zu bewahren. Eine Gelegenheit sich bei Hofe beliebt zu machen, bot sich Voltaire bald.

Frankreich hatte die Feindseligkeiten in Flandern wieder aufgenommen und schlug sich dort von neuem gegen die Österreicher und die mit ihnen verbündeten Engländer. In Flandern fiel den französischen Truppen, die seit 1740 eigentlich fortwährend im Rückzug gewesen waren, am 11. Mai 1745 der Sieg von Fontenay zu. Es war ein Sieg in offener Feldschlacht.

Unbeschreiblicher Jubel, etwa wie bei der Genesung des Königs 1744, erfüllte Frankreich, und was

that Voltaire? Er verfaſste als guter Höfling und als guter Patriot stehenden Fuſses ein Gedicht auf den groſsen Sieg, sein berühmtes »Poème de Fontenay«. Es ist heute für uns ungenieſsbar geworden; bestand der Hauptreiz des Gedichtes doch in der möglichst genauen Schilderung der Schlacht und, schwere Aufgabe, darin, alle diejenigen, die sich bei Fontenay ausgezeichnet hatten oder sich ausgezeichnet zu haben glaubten, in gebührender Reihenfolge und am rechten Platze zu nennen. Eine Sisyphusarbeit. Nur ein Voltaire konnte den Mut haben, ein solches Wespennest menschlicher Eitelkeit aufzustören. Nachdem er sich mit Eifer über alle Einzelheiten der Schlacht unterrichtet hatte, beendigte er in wenigen Tagen fieberhaften Schaffens das Gedicht, von dem in wenig mehr als einer Woche fünf Auflagen vergriffen waren.

Ein neuer Erfolg wartete Voltaires im September 1745. Es wurde bereits erwähnt, daſs Voltaire — weil sein »Unglaube« ihm die Pforten der Akademie zu schlieſsen schien, sich mit dem Gedanken trug, für seinen »Mahomet ou le fanatisme« die Billigung des Papstes zu gewinnen. Deshalb hatte der gewandte Mann, der auch Verbindungen in Italien besaſs, durch den Kardinal Passionei den Richtsteig zum Papst gefunden. Ein Exemplar des »Mahomet« und ein italienischer Widmungsbrief waren am 17. August 1745 nach Rom abgegangen. Das Schriftstück lautet auf deutsch:

»Eure Heiligkeit möge das kühne Unterfangen eines der geringsten unter den Gläubigen, der aber zugleich einer der aufrichtigsten Bewunderer der Tugend ist, verzeihen, und ihm gestatten, diese Schrift gegen den Begründer einer falschen und barbarischen Sekte zu Füſsen von Christi Stellvertreter auf Erden niederzulegen.

»Wem könnte die Satire gegen die Grausamkeit und

die Irrtümer des falschen Propheten wohl schicklicher gewidmet werden, als dem Statthalter Gottes und dem Vertreter göttlicher Wahrheit und Barmherzigkeit?

»Möge also Eure Heiligkeit mir gestatten, mich und mein Buch Ihr zu Füfsen zu legen und bescheidentlich um Eurer Heiligkeit Segen für den einen, Eurer Heiligkeit Schutz für das andere zu bitten.

»Indem ich in tiefer Unterwürfigkeit Eure heiligen Füfse küsse . . . Voltaire.

»17. 8. 1745. Paris.«

Die Frage war: würde der Papst geneigt sein, in Voltaire, der ihm seit lange als ein Gegner der christlichen Kirche bekannt sein mufste, den Anhänger der Religion Christi, den Apostel christlicher Duldung zu sehen und die Widmung des gegen den Fanatismus gerichteten »M a h o m e t« anzunehmen? Wir wissen nicht, welches des Papstes wirkliche Meinung von dieser Widmung war. Den klugen Traditionen folgend, die Rom bestimmt, sich stets, wenn auch nur äufserlich, mit seinen Gegnern gut zu stellen und wenigstens die Beziehungen weltmännischer Höflichkeit zu ihnen aufrecht zu erhalten, nahm Benedikt XIV. Voltaires Aufmerksamkeit an. Am 19. September 1745 liefs er ihm ein Schreiben zugehen, worin er ihm unter anderem einen Ratschlag über lateinische Metrik gab und mit einem Grufs an seinen lieben Sohn (dilectus filius) schlofs, dem er den apostolischen Segen erteilte.

Mit diesem Briefe des Papstes in der Tasche, glaubte Voltaire der Welt beweisen zu können, dafs er ein wahrer Christ sei, der sich, von allen Dogmen und Formeln, Gebräuchen und Mifsbräuchen der historisch gewordenen Kirche absehend, mit dem Haupt der Christenheit in principiellem Einverständnis befand.

Obgleich Voltaire vor kaum einem halben Jahre lachend gesagt, er werde seine Stelle als Hofhistoriograph wohl schwerlich ausfüllen, fafste er jetzt den Plan,

die Geschichte der französischen Feldzüge von 1744, 1745 zu schreiben. Doch wünschte er nicht etwa nach alter Sitte schmeichelhafte oder anzügliche Anekdötchen zusammenzutragen, sondern eine auf genauem Quellenstudium beruhende Darstellung dieser Züge gegen Flandern zu geben. Die Quellen waren hier natürlich die Führer und Teilnehmer der Campagnen. Um sie zu befragen, begaben Voltaire und die Marquise sich im Oktober 1745 an den Hof nach Fontainebleau.

Daneben beschäftigte sich Voltaire noch mit Hofdichtungen. Der Komponist Rameau und er setzten eine Oper, den »Temple de la Gloire« in Scene, die dem Könige und dem hohen Adel schmeicheln sollte. Es waren meist taube Ähren und künstliche Blüten, die Voltaire da zu einem Strauſse zusammenstellte, und die uns bedauern lassen, daſs er so viel seiner Zeit darauf verwandte. Doch vergessen wir nicht, daſs Voltaire, der jetzt 51jährige, Trumpf spielen und um jeden Preis zu einer festen und dauernden Stellung bei Hofe gelangen wollte.

Wenn auch vollauf mit seinem weltlichen Fortkommen beschäftigt, arbeitete er trotzdem noch an einem Geschichtswerk, das, anders bedeutend als die Feldzüge Ludwigs XV., ihm den Namen eines Kulturgeschichtschreibers eintragen sollte: an dem »Essai sur les Mœurs«. — Durch seine Opern und Balletts trat Voltaire in Verbindung mit einem jungen, damals erst als Komponisten bekannten Manne, mit Jean Jacques Rousseau, der dreiundreiſsig Jahre alt, in Paris seinen Weg als Musiker zu machen versuchte. Er wurde von Richelieu protegiert und sogar mit einer Arbeit betraut, die schwierig genug war: er sollte eine Musik zu Voltaires »Princesse de Navarre« schreiben. Rousseau und Voltaire wechselten

damals einige Briefe, in denen der eine sich achtungsvoll und der andere sich liebenswürdig zeigte.

Fortwährend mit den Feldzügen Ludwigs XV. beschäftigt, sollte Voltaire bald noch einen Feldzug auf eigene Kosten machen.

Durch den Tod des Präsidenten Bouhier wurde im März 1746 wiederum ein Sessel in der Akademie frei, und sofort beschlofs Voltaire von neuem seine Kandidatur zu stellen. Besafs er nun doch den Brief des Papstes, um den Hafs der geistlichen Herren zu beschwören. Dem König überreichte er seine »Campagnes«, der Königin liefs er durch ihren Vorleser, Moncrif, Gutes von sich erzählen, und so hoffte er, durch die enge Pforte der Wahl zum Hafen der Akademie einzugehen. Dem Brief des Papstes stellte der Satiriker Roi, um deswillen Voltaire angiebt, seinen Namen geändert zu haben, eine Schrift entgegen, die unter dem Namen »Voltariana« eine Sammlung alles dessen enthielt, was Voltaires Feinde glaubten, an ihm mifsbilligen zu müssen.

Die Angriffe des Kritikers Desfontaines, des Buchhändlers Jore waren darin zusammengestellt, dazu Verslein über und Epigramme gegen Voltaire, von denen hier Beispiel:

Spectre vivant, squelette décharné
Qui n'a rien vu que ta seule figure,
Croirait d'abord avoir vu d'un damné
L'épouvantable et hideuse peinture:
Mais épluchant le monstre jusqu'au bout
Poète impie, effréné Philosophe,
On voit encore en considérant tout
Que la doublure est pire que l'étoffe.

Trotz dieser Angriffe wurde Voltaire am 25. März 1746 in die Akademie gewählt. Dafs Voltaires Antrittsrede darauf in Parodien verspottet wurde, war

selbstverständlich. Hafs und Neid setzten aber auch die Ausgrabungen aus Voltaires Privatleben fort und knüpften Verleumdungen daran. Voltaire, zu gleicher Zeit mit Lorbeer gekrönt und in den Staub gezogen, griff zu seiner gewohnten Verteidigung durch das Gericht und die Polizei.

Unendlich viel Zeit und Kraft hat Voltaire an all diese Händel verschwendet, die er bei der Jagd nach dem Glück wohl oder übel ausfechten mufste, und wenn er auch dauernd Poetisches und Geschichtliches arbeitete, so sind es doch recht unfruchtbare Jahre, die er seit 1743 verbringt.

Ende Dezember 1746 wurde er dann zum Gentilhomme de la Chambre du Roi ernannt und erhielt seinen Platz in der Hofordnung. Über den Zorn, den diese Auszeichnung erregte, haben wir ein interessantes Belegsück: ein Junker beklagt sich in demselben mit einer köstlichen Rechtschreibung darüber, dafs »un cuidam nomé Arouet qui s'est fet conoître du nom de Voltere«, zu dem viel begehrten Hofamt hinauf gestiegen sei. Mit dieser Ernennung erreicht Voltaires Glück bei Hofe seinen Gipfel.

Im Anfang des Jahres 1747 verlor Voltaire bereits seinen Gönner d'Argenson. D'Argenson, der sehr verständiger Weise darauf drang, Österreich zu bekämpfen, Preufsen zu stützen, England zur See zu schwächen, fiel der eine österreichische Allianz fördernden Partei Frau von Pompadours zum Opfer.

Während des Jahres 1747 lebten Voltaire und die Marquise, unstät herumziehend, bald in Paris, bald in Fontainebleau, bald in Arbeit, bald in Vergnügen. Zu letzterem gehörte auch das Kartenspiel. Strenge Ehrlichkeit beim Spiel durfte man damals selbst in den höchsten Kreisen nicht immer erwarten. Als die Marquise, die leidenschaftlich spielte, in Fontainebleau

in einer Nacht nach und nach 84 000 Livres verlor, machte der hinter ihr stehende Voltaire auf englisch die Bemerkung, das gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Fürchtend, dieses Wort könne unangenehme Folgen haben, verliefsen beide noch in derselben Nacht den Hof. Ja, Voltaire glaubte sogar, sich gänzlich unsichtbar machen zu müssen, und er bat seine alte Gönnerin, die Herzogin von Maine, sich bei ihr in Sceaux verstecken zu dürfen, was sie gerne erlaubte. Bei geschlossenen Läden safs Voltaire nun tagsüber in seiner Klause und arbeitete an kleinen Erzählungen »Babouc«, »Memnon«, »Scarmentado«. Des Nachts, wenn im Hause alles schlief, begab er sich zur Herzogin, plauderte mit ihr, las ihr das Geschriebene vor und fühlte sich ganz behaglich. Diese Erzählungen, »Babouc«, »Memnon«, »Scarmentado« etc., die man wohl auch unter dem Namen Voltaires Romane zusammenfafst, sind kleine, anmutige Geschichten, in denen Voltaire in meist orientalischem Gewande, philosophische Gedanken bietet, die Frage behandelt, ob die Menschen gut oder böse, ob das Leben angenehm oder unleidlich sei, Fragen, die er nie scharf beneint oder bejaht, sondern aus dem Schatz seiner grofsen Lebenserfahrung schöpfend, mit einem: Jenachdem beantwortet.

Voltaire erfuhr bald darauf durch seine Freunde, dafs niemand ihn wegen jenes Wortes, das er in Fontainebleau gesprochen, verfolgen wolle. Er liefs nun seinen Aufenthalt in Sceaux bekannt werden, die Marquise begab sich dorthin, und es gab Feste und Aufführungen, bei denen Voltaire und Madame du Châtelet so weltlich und gesellig waren, als existierten Physik und Geometrie überhaupt nicht. Die Marquise genofs das Weltleben um so mehr, als sie dank Voltaires Geschäfts- und Rechtskenntnis ihren Prozefs gewonnen

hatte. Inzwischen hatte Voltaire nicht nur an seinen zwei bereits öfters erwähnten Geschichtswerken, dem »Siècle de Louis XIV.«, dem »Essai sur les Mœurs« weitergearbeitet, an einer Tragödie »Sémiramis« gefeilt und Erzählungen geschrieben, sondern auch noch ein Lustspiel »L'enfant prodigue« verfaſst. Und dieser »verlorene Sohn« wurde, dank der Fürsprache Richelieus, bei Hofe im intimsten Kreise des Königs aufgeführt. Durch die Verwendung der Marquise Pompadour erhielt Voltaire die Erlaubnis, dieser Aufführung beizuwohnen. Es war dieses eine ganz auſsergewöhnliche Gunst, da nur die höchsten Persönlichkeiten aus des Königs nächster Umgebung zu diesen Darstellungen, die man le théâtre des petits Cabinets du roi nannte, zugelassen wurden. Der Gedanke, daſs die Leitung dieser »petits cabinets« ein für ihn passendes Hofamt sei, beschäftigte Voltaire seitdem.

Von der auſserordentlichen Gunst der Marquise Pompadour beglückt, lieſs Voltaire damals folgendes Dankverslein an die Gönnerin in die Welt hinausflattern:

Ainsi donc vous réunissez
Tous les arts, tous les goûts, tous les talents de plaire:
Pompadour, vous embellisez
La Cour, Le Parnasse et Cythère.
Charme de tous les cœurs, trésor d'un seul mortel,
Qu'un sort si beau soit éternel!
Que vous jours précieux soient marqués par des fêtes!
Que la paix dans nos champs revienne avec Louis!
Soyez tous deux sans ennemis,
Et tous deux gardez vos conquêtes.

An dieser Huldigung, welche den König als »Eroberung« der Marquise de Pompadour hinstellte, nahm die Partei der Königin Anstoſs. Voltaire hätte das allenfalls ertragen können, besaſs die Königin doch wenig Einfluſs. Jedoch auch Ludwigs XV. Töchter,

denen der König zugethan, und die Madame de Pompadour abgeneigt waren, fanden Voltaires galantes Gedicht für ihre Mutter verletzend. Ihre Macht über den König war bedeutend, und als sie die Hebel ansetzten, um Voltaire aus dem Gleichgewicht und zu Fall zu bringen, da nützten ihm alle seine Opern, Balletts und Komödien, sein Poème de Fontenay, seine Campagnes de Louis XV., ja sein langjähriger Hofdienst nichts: er verstand am Ende des Jahres 1747, dafs er sich wieder nach Cirey zurückziehen dürfe.

Sieht man auf diesen Lebensabschnitt Voltaires zurück, so mufs man gestehen, dafs der Denker und Aufklärer während desselben fast ganz verschwindet, um dem Hofmann, dem Hofdichter und Hofhistoriographen, dem Gentilhomme de la Chambre du Roi Platz zu machen.

Das ist bedauerlich. Glücklicherweise hat Voltaire diesen Verlust später wieder eingebracht.

Es bedurfte aber dieser herben Enttäuschung vom Jahre 1747, um Voltaire klar zu machen, dafs er am französischen Hofe wohl stets auf Sand bauen werde.

Als Voltaire und die Marquise sich im Dezember 1747 wieder nach Cirey begaben, waren sie noch immer gute Freunde. Doch hatten ihre Beziehungen sich seit 1733 geändert: bestanden das gegenseitige Verständnis, die gegenseitige Achtung noch wie früher, so war der leidenschaftliche Auftakt dieser Freundschaft dahin; besonders der dreiundfünfzigjährige Voltaire war in dieser Hinsicht sehr ruhig geworden.

So begann denn in Cirey ein stilles Leben der Arbeit und Erholung. Im Februar 1748 befanden Voltaire und die Marquise sich allerdings schon wieder in Lunéville, am gemütlichen Hofe des Königs Stanis-

las. Obgleich die du Châtelets ihren Erbschaftsprozefs gewonnen, wünschte die Marquise, um den Finanzen der Familie völlig aufzuhelfen, für ihren Mann doch noch einen Kommandantenposten zu erhalten. — In Lunéville, inmitten des Treibens von Festen und Theateraufführungen, lernte die nun zweiundvierzigjährige Marquise Herrn von Saint-Lambert, einen sehr schönen und ziemlich armen Kavallerieoffizier kennen, der Verse machte, ein angenehmer Plauderer war, im übrigen aber sehr viel an sich und sehr wenig an andere dachte.

Beide sahen sich häufig in Gesellschaft, und bald machte die Marquise sich kein Hehl daraus, dafs sie Saint-Lambert liebte. In ihrer geraden Art hat sie später d'Argental gebeichtet, wie sie dazu kam:

»... Quand l'âge, les maladies, peut-être aussi la satiété de la jouissance, ont diminué son goût (Voltaires), j'ai été longtemps sans m'en apercevoir: j'aimais pour deux.

»... Il faut de terribles secousses pour briser de telles chaînes: la plaie de mon cœur a saigné longtemps. J'ai eu lieu de me plaindre et j'ai tout pardonné; j'ai été assez juste pour sentir qu'il n'y avait peut-être au monde que mon cœur qui eût cette immutabilité qui anéantit le pouvoir des temps ... La certitude de l'impossibilité du retour de son goût et de sa passion, que je sais bien qui n'est pas dans la nature, a amené insensiblement mon cœur au sentiment paisible de l'amitié, et ce sentiment, joint à la passion de l'étude, me rendait assez heureuse.

›Mais un cœur aussi tendre peut-il être rempli par un sentiment aussi paisible et aussi faible que celui de l'amitié?«

Und sie fügt, gleichsam als ihre Lebensmaxime, als Axiom hinzu:

»On n'est heureux que par des sentiments vifs et agréables.«

Die Marquise überliefs sich ihrer Neigung rückhaltlos, und Saint-Lambert liefs sich's gefallen.

Voltaire merkte vorläufig nichts von diesen neuen Beziehungen der Marquise. Und doch hätte er es können. Bis dahin waren die Trennungen stets von seiner Seite gekommen; jetzt war es die Marquise, die allein nach Cirey ging und ihn in Commercy bei König Stanislas liefs. Sie wünschte Saint-Lambert in Cirey zu sehen, und erst als er nicht kommen konnte oder wollte, ging sie mit Voltaire zusammen wieder nach Versailles und von dort im Sommer nach Paris, wo im August Voltaires »Sémiramis« gespielt wurde.

In der »Sémiramis«, an der Voltaire seit 1731 gearbeitet, hatte er dem französischen Publikum wieder ein Stückchen Shakspere mundgerecht machen wollen: das Publikum sollte sich an die Erscheinung von Geistern gewöhnen. Über diesen Versuch Voltaires hat Lessing sich in der Dramaturgie für uns endgültig ausgesprochen und gezeigt, dafs Shakspere jene Stimmung weckt, die uns wirklich gestattet, an Geister zu glauben und sie zu sehen, während bei Voltaire der Geist des gemeuchelten Ninus ganz stimmungslos als ein blofser Popanz auf die Bühne tritt. So wirkt der Geist des Ninus schon bei der Lektüre der »Sémiramis«. Bei der Darstellung wurde er geradezu grotesk, denn wie in Voltaires »Ériphyle« mufste er inmitten der von Stutzern und Höflingen besetzten Bühne erscheinen, die ihn so umdrängten, dafs eine Wache vor ihm hergehen und rufen mufste: Platz, Platz dem Geist. — Dabei konnte das Publikum natürlich nicht ernst bleiben, und der Erfolg des Stücks stand bei der ersten Aufführung in Frage. —

Bei der nächsten Darstellung liefs Voltaire die Zuschauer auf der Bühne durch Posten in gehöriger Entfernung halten, aber trotz dieser Vorsichtsmafsregel, und trotzdem Voltaire seine Freunde und Mannen unter Thieriots Führung als Claque aufgeboten hatte, war der Erfolg kein durchschlagender.

In schlechter Stimmung, auch körperlich angegriffen, zog Voltaire sich nach Lunéville zurück, wo er und die Marquise den Herbst 1748 verlebten. In Commercy erfuhr Voltaire durch eine Unvorsichtigkeit des weltvergessenen Liebespaares, wie die Sachen zwischen Saint-Lambert und der Marquise lagen. Er wollte sofort abreisen. Die Marquise, kurz entschlossen, ging zu ihm, und nachdem sie zuerst behauptet, er habe sich geirrt, sagte sie ihm alles.

Und nun beginnt der fünfte Akt des Dramas, der so unnachahmlich französisch ist, der nur in einem Lande, wo die Gesellschaft hoch entwickelt und der gesellschaftliche Anstand erstes Gesetz ist, gespielt werden konnte.

Voltaire erfuhr die Wahrheit von der Marquise und erfuhr sie von ihr als einer Frau, die nichts weniger als eine büfsende Magdalena sein wollte. Die Freundschaft hatte sie nicht verraten, und Liebe liefs sich nicht kommandieren. Wer wufste das besser als Voltaire? Wer hatte diesen Grundsatz hundertfach in der Société du Temple wiederholt? Das hiefs ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen. Voltaire brauchte nicht lange Zeit, um die Marquise zu verstehen; er blieb. Saint-Lambert, ein wenig verlegen, kommt ihm seine Entschuldigungen machen, Voltaire umarmt ihn und sagt etwa: Mein Kind, das ist alles schon vergessen, ich habe unrecht. Sie sind in dem glücklichen Alter, wo man gefällt und liebt; geniefsen Sie die Zeit, sie geht so schnell von hinnen. Ich bin ein alter Herr

und habe der Welt Valet gesagt. Und er schickt ihm ein allerliebstes Gedicht.

Voltaire war hierbei völlig aufrichtig, und an seiner Freundschaft für die Marquise war nichts geändert. Das bewies er bei den folgenden Ereignissen, die alle Beteiligten in grofse Bestürzung versetzten. Geschäftliche Angelegenheiten riefen die Marquise im Dezember 1748 nach Cirey, wohin Voltaire sie begleitete. Beide waren wieder mit Arbeiten beschäftigt, Voltaire mit Dramen, die Marquise mit einer Übersetzung der »Principes« Newtons, die Zeugnis von ihrer Wiederbekehrung zum wahren Glauben ablegen sollten. Die nachdenkliche Miene der Marquise, die sonst bei vieler Arbeit immer sehr heiter war, fiel Voltaire auf, er fragte sie, und die Marquise sagte ihm schlankweg, dafs sie sich infolge ihres Verhältnisses mit Saint-Lambert auf ein höchst unerwartetes Ereignis vorzubereiten hätte. Voltaire war fest entschlossen, seine Freundin mit Anstand aus der Affaire zu ziehen. Zuerst beorderte er Saint-Lambert nach Cirey, und obgleich Voltaire bei der folgenden Beratung vorschlug, den zu erwartenden Weltbürger einfach unter die »Gemischten Werke der Marquise du Châtelet« aufzunehmen, so war doch von Anfang an unter den Beteiligten kein Zweifel, dafs vor der Welt der Marquis als der Vater gelten müsse, und dafs man, um den bösen Zungen zuvorzukommen, sich selbst am meisten darüber lustig machen wolle, die Marquise in einem Alter Mutter werden zu sehen, wo die ihr gleichaltrigen Frauen bereits Grofsmütter waren.

Kaum war Saint-Lambert verschwunden, so rief man, vorgeblich in einer dringenden Prozefsangelegenheit, den Marquis du Châtelet herbei. Er ahnte nicht, was ihm bevorstand; hatte er doch in Cirey nie eine

grofse Rolle gespielt. Jetzt war er plötzlich der Mann des Tages; man hörte ihm zu, man war aufmerksam gegen ihn; er hatte nie vorher gewufst, wie gescheit und liebenswert er eigentlich sei. Er kam, er sah, er siegte, und — er glaubte. Seiner geistigen Beschränktheit verdankte er die schönsten Wochen seines Aufenthaltes in Cirey, das er nun entzückt mit der Aussicht auf einen neuen Erben verliefs. Aber Voltaire und die Marquise mufs das Unwürdige, das Lächerliche und das Tragische dieses Spiels zugleich tief ergriffen haben. Bei der Marquise wog das Tragische vor; sie hatte schon öfters die Ahnung eines frühen Todes gehabt. Wohl klammerte sie sich nach wie vor mit eiserner Kraft an ihre Arbeit und übersetzte Newton, als sollte dies wirklich ihr letztes Werk sein; wohl ging sie mit Voltaire im Februar wieder nach Paris, wo sie die Erfolge der »Sémiramis« teilte und trotz ihres Zustandes, ganz wie früher, das aufreibende Gesellschaftsleben mitmachte. Aber sie litt jetzt in ihrer ausschliefslichen, zu leidenschaftlichen Extremen geneigten Natur ebenso um Saint-Lambert, von dem sie fast andauernd getrennt war, wie früher um Voltaire. Sie fand ihn kalt, ihren hübschen Liebhaber, und sie hatte recht; er war ein trefflicher Egoist, den die Leidenschaft der Marquise fast in Verlegenheit setzte. Er war so sehr achtzehntes Jahrhundert, auch in der Liebe, so Louis quinze auf weifslackierten, goldgeäderten Spindelbeinchen, dafs das prächtige, vollwiegende Renaissancemöbel, dem die Marquise glich, gar nicht zu ihm pafste.

Die Marquise wollte aber wenigstens den Trost haben, ihn bei ihrer Niederkunft in der Nähe zu wissen. Sie benutzte daher die Gelegenheit, den König Stanislas in Trianon zu sehen, und bat ihn, für die Zeit nach Lunéville kommen zu dürfen, was liebens-

würdig zugestanden wurde. Inzwischen trieb sie ihre Arbeit mit fieberhaftem Eifer und schrieb darüber an Saint-Lambert: »Lieben kann ich nur, was wir miteinander teilen — ich liebe Newton nicht, ich will ihn aber aus Vernunft und um der Ehre willen zu Ende bringen, lieben thu' ich nur dich.«

Voltaire blieb auf dem Posten bei der Marquise, trotzdem gerade damals Friedrich von Preufsen ihm zu verstehen gab, er habe keinerlei Verpflichtungen mehr gegen die Frau, die ihm untreu geworden. Er war es auch, der sie nach Lunéville begleitete, und der, als sie am 4. September 1749 dort ein Mädchen geboren hatte, die Nachricht in zierlichen und scherzenden Billets der Welt verkündete. Sehr wenige Eingeweihte oder Scharfblickende ahnten den wahren Sachverhalt; der Marquis, Saint-Lambert, Voltaire, alle drei waren in Lunéville zugegen. Die Marquise befand sich zuerst sehr wohl, beging dann eine Unvorsichtigkeit, und als man die Gefahr gehoben wähnte und ihre Freunde alle bei Tisch waren, trat der Tod rasch und unvermutet ein. Saint-Lambert ist der letzte gewesen, der mit ihr gesprochen hat.

Sie hat in der Pfarrkirche von Lunéville die Ruhe gefunden, die das Leben ihrem leidenschaftlichen Herzen versagte; sie hat ihre letzte Arbeit, die »Principes de Newton« zu Ende geführt. Ihr kühler Liebhaber tröstete sich, ihr guter Marquis beweinte sie aufrichtig, die Zeitgenossen und -Genossinnen lästern oder loben ein wenig hinter ihr her; untröstlich und im Lobe unerschöpflich ist nur ihr bester Freund, Voltaire, geblieben.

Im Jahre 1752 veröffentlichte Voltaire sein »Eloge historique de Madame du Châtelet«. Was er damals, drei Jahre später aussprach, er dachte es in viel leidenschaftlicherer, bewegterer Form an dem

Totenbette der geliebten Frau. — Er beklagte den Verlust von so viel Klarheit und Schärfe des Geistes, von so viel Wissen, so viel Schlichtheit und Güte des Charakters. — Böse Zungen hatten behauptet, die Marquise prunke mit ihrem Wissen; Voltaire schreibt darüber ausdrücklich:

»Elle ne parlait jamais de science qu'à ceux avec qui elle croyait pouvoir s'instruire, et jamais elle n'en parla pour se faire remarquer.«

Und er schliefst sein »Eloge«, indem er von »l'étendue de son esprit et la grandeur de son âme« spricht, ein Zeugnis, das, von einem hochbedeutenden Menschen kommend, wohl etwas wert war. — Und da man einwenden könnte, dafs Voltaire die Marquise geliebt hat, und dafs Liebe blind ist, mag noch Maupertuis' Urteil über die Marquise hier stehen, Maupertuis', der, selbst Mathematiker von Fach und nebenbei sehr eitel, in der Marquise einen Rivalen sehen durfte:

»La société,« sagt er, »perd dans la marquise du Châtelet une femme d'une figure noble et agréable et qui mérite d'autant plus d'être regrettée qu'avec beaucoup d'esprit elle n'en faisait aucun mauvais usage. Ni tracasserie, ni médisance, ni méchanceté. Caractère de femme d'un prix infini, surtout aujourd'hui. Quelle merveille d'ailleurs d'avoir su allier les qualités aimables de son sexe avec les connaissances sublimes que nous croyons uniquement faites pour le nôtre.«

Diese Frau von grofser, geistiger Bedeutung hat in Voltaires Leben eine entscheidende Rolle gespielt: unter ihrem Einflufs widmete Voltaire sich den Naturwissenschaften, vollbrachte er ein unvergängliches Kulturwerk: die Verbreitung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung. — Für die Marquise ist Voltaire auch ein moderner Geschichtsforscher geworden,

obgleich seine bedeutendsten Geschichtswerke, für die Marquise begonnen, erst nach ihrem Tode erschienen. Durch Madame du Châtelet hat Voltaires Leben den festen Halt einer fast siebzehnjährigen edlen Freundschaft gewonnen. Wohl hat auch die Marquise Voltaire nicht völlig von Hofdienst und Hofleben ferngehalten, ihrem Einflufs verdanken wir jedoch die fruchtbaren Jahre von 1733 bis 1739, die hell und unvergänglich zwischen den Hofdienst von 1729 bis 1733 und von 1740 bis 1749 treten.

Da war es denn ein gerechter Schmerz, der Voltaire nach dem Tode der Marquise an d'Argental schreiben liefs:

»Ah, mon cher ami, je n'ai plus que vous sur la terre. Quel coup épouvantable! . . . Je vais à Cirey avec M. du Châtelet, de là je reviens pleurer entre bras le reste de ma malheureuse vie.«

Voltaire ging thatsächlich von Lunéville mit dem Marquis du Châtelet und dessen Sohn nach Cirey, um dort den gemeinsamen Haushalt aufzulösen. Bei dieser traurigen Beschäftigung tönte wieder ein Schmerzensschrei Voltaires zu d'Argental, den diese Rolle des Beichtigers, Schutzengels, Trösters mit einer stillen Glorie umgiebt:

»Je meurs dans ce château;« schreibt Voltaire, »une ancienne amie de cette infortunée femme (Madame de Champbonin) y pleure avec moi; j'y remplis mon devoir avec le mari et le fils. Il n'y a rien d'aussi douloureux que ce que j'ai vu depuis 3 mois, et qui s'est terminé par la mort. Mon état est horrible . . . Que deviendrai-je donc . . . Je n'en sais rien.«

Inzwischen liefs Voltaire seine Instrumente und Bücher packen, seinen Hausrat verladen und verrechnete mit dem Marquis du Châtelet, der Voltaire für

die Schloſsbauten und Einrichtungen, welche letzterer in Cirey gemacht, 40 000 Livres Entschädigung zahlte.

Als Voltaire dann seine Zelte in Cirey abgebrochen, stand er vor der Frage, wohin?

In seinem ersten Schmerz, vor jeder Berührung mit der Welt zurückscheuend, hatte er allen Ernstes daran gedacht, sich in eine Klostereinsamkeit zurückzuziehen. Er war nämlich durch die du Châtelets mit ihrem Genealogen, Dom Calmet, der die Abtei Senones in den Vogesen bewohnte, bekannt geworden. An das stille Senones dachte er nun, in dessen reicher Bücherei er seinen Schmerz begraben und verarbeiten konnte. — Am Ende lieſs der Gedanke an die Ordensregel und die mönchische Gesellschaft ihn auf diesen Plan verzichten, und da er sich keinen anderen Rat wuſste, machte er sich auf den Weg nach Paris, wie man in groſser Betrübnis ganz mechanisch den Pfad einschlägt, den man zu gehen gewohnt ist.

Körperlich leidend, seelisch erschüttert schloſs er sich bis Weihnachten 1749 von der Welt ab, nur die Getreuen, Herr und Frau d'Argental und Richelieu, waren sein Umgang. Von seiner Familie sah er Madame Denis, die jetzt als Witwe in Paris lebte, und den Abbé Mignot, seinen Neffen. Voltaires Bruder war bereits im Jahre 1745 gestorben.

Während dieser Wintermonate faſste Voltaire den Entschluſs, sich zusammen mit Madame Denis, seiner Nichte, in Paris ein Heim zu gründen.

Klein, rund, beweglich, eitel und geschwätzig, in allen Künsten herumdilettierend, war Madame Denis ein Durchschnittsweiblein, dem das Schicksal das groſse Los beschieden, die Nichte eines berühmten Onkels zu sein. — Obgleich Madame Denis sich manch-

mal in ihrem Glück nicht ganz bescheiden gezeigt, hat sie ihre Stellung jedoch nicht schlecht ausgefüllt.

Mit ihr bezog Voltaire Weihnachten 1749 ein Haus in der Rue Traversière.

Damals begann Friedrich von Preufsen von neuem um Voltaire zu werben.

Obgleich die Marquise nun nicht mehr zwischen beiden Männern stand, fanden Friedrichs Lockungen doch nicht gleich ein geneigtes Ohr bei Voltaire.

Er, der Aufklärer, der Verfasser der »Henriade«, der »Lettres Philosophiques«, der »Eléments de la Philosophie de Newton«, hoffte damals alles Ernstes, dafs ihm die Leitung der dramatischen Nichtigkeiten bei Hofe, die Direktion der Petits Cabinets du Roi übertragen und ihn in feste Beziehungen zu Versailles bringen werde.

Erst als diese Erwartung fehl schlug und Friedrich sein Werben wiederholte, erhielt er Voltaires Zusage.

Der König von Frankreich, nach seiner Ansicht über Voltaires Reise befragt, antwortete, Voltaire könne gehen, wann er wolle, müsse jedoch zuvor seine Stellung als Hofhistoriograph aufgeben. Dieses ge schah, und am 18. Juni 1750 reiste Voltaire nach Preufsen ab.

Voltaires Freunde bedauerten diese Trennung aufs lebhafteste. Ein Teil der öffentlichen Meinung mifsbilligte, dafs der König den bedeutendsten Schriftsteller der Zeit im Auslande Stellung, Wirkungskreis und Anerkennung suchen lasse.

Voltaires eigene Stimmung bei dieser Reise geht aus zwei Briefen hervor, die er am 26. Juni an d'Argental und an Friedrich richtete.

An ersteren schreibt Voltaire:

»Pourquoi suis-je ici? pourquoi vais-je plus loin?

Pourquoi vous ai-je quittés, mes chers anges? Vous n'êtes point mes gardiens, puisque me voilà livré au démon des voyages.«

Friedrich sagt er:

»Je suis exact; je compte les heures, elles seront longues de Compiègne à Sans-Souci.«

Es hatte jedoch eines tragischen Endes seiner Freundschaft mit der Marquise und fortgesetzter, herber Enttäuschungen am französischen Hofe bedurft, um Voltaire zur Übersiedelung nach Preufsen zu bestimmen.





Friedrich der Grosse (nach Marais).



Dreizehntes Kapitel.

1750—1753.

Voltaire in Preufsen. — Die Umgebung Friedrichs. — Die Soupers von Sans-Souci. — Ecrasez l'infâme. — Die Affaire Hirsch. — Das Siècle de Louis XIV. — Der Akakia. — Voltaire verläfst Preufsen. — Der Zwischenfall in Frankfurt.

Es ist keine erquickliche Zeit, die wir jetzt zu schildern haben: traurig wirkt das Schauspiel zweier bedeutender Menschen, deren Freundschaft an Kleinigkeiten und an Kleinlichkeiten zu Grunde geht. Es ist, als hätten Friedrich und Voltaire es darauf angelegt, dem wartenden Europa ein möglichst pikantes, aber recht wenig erbauliches Schauspiel zu geben. Voltaire ist, trotz seiner 56 Jahre, voller Eulenspiegelei, Friedrich seinerseits sieht bald kein anderes Mittel, mit dem Übermütigen und Widerspenstigen fertig zu werden, als wie ihn mit seiner Königsmacht zu schrecken und ihm den Herrn zu zeigen. Unter solchen Verhältnissen konnte eine Freundschaft nicht bestehen.

Voltaire schlug, um sich nach Preufsen zu begeben, den alten Weg über Flandern, Cleve, West-

falen und Magdeburg ein und kam am 10. Juli in Potsdam an. Potsdam war damals freilich mehr eine Zwangsanstalt als ein Lustschlofs, es war ausschliefslich Garnisonstadt, und eine Garnisonstadt mit eiserner Zucht, aus der sich niemand, nicht einmal die königlichen Prinzen, ohne Erlaubnis des Königs entfernen durften. Es war eine Garnisonstadt, in der vorwiegend Männer lebten, und in der ein ungemilderter Mannston herrschte. — In dem Potsdamer Schlosse selbst war auch kein Reich für Frauen. Die Königin Elisabeth Christine von Preufsen lebte von ihrem Gemahl getrennt für sich in Schönhausen und sah ihn nur in seltenen, peinlich höflichen Zusammenkünften und stets in Gegenwart von Hofchargen. Sie besafs gar keinen Einflufs auf Friedrich, hatte keine Kinder von ihm und stand da als eine leere Dekorationsfigur. Obgleich sie nichts besseres verlangte, als wie den Mann, dem sie angetraut, zu lieben, schob Friedrich sie mit höflicher Grausamkeit von sich ab. Er soll die Königin sogar in ihren Geldverhältnissen beschränkt haben. So suchte die unglückliche Frau in der Religion einen Trost, da ihr klagloses und gütiges Betragen Friedrich nicht zu ändern im stande war. In ihrer Vereinsamung und ihrem stillen Dulden bildet die Königin von Preufsen das Seitenstück zu der Königin von Frankreich.

Vernachlässigte Friedrich seine Gattin, so bewies er seiner Mutter, Sophie Dorothea, die gröfste Ehrerbietung. Jeden Mittwoch stattete er ihr in ihrem Schlosse Monbijou in Berlin einen vertraulichen Besuch ab. Die Königin-Mutter verfügte über die runde Summe von 100000 Thalern zur Bestreitung ihres Haushaltes, war von einem Hofstaat der edelsten Frauen und Fräulein des Landes umgeben und spielte, wenn auch keine politische, so doch eine soziale Rolle



Marquis d'Argens.

an dem Hofe ihres Sohnes. Sie war eine behagliche Dame, die gern fröhliche Menschen um sich sah und selbst gerne fröhlich war. Die Königin-Mutter ist die einzige, bedeutende Frauengestalt am preufsischen Hofe. Die ganze weitere Umgebung des Königs bestand aus Männern. Es war eine bunte und zum Teil wundersame Kollektion, die sich um Friedrich scharte. Mehr als einer dieser Männer hatte Preufsen als Nothafen in des Lebens Stürmen betrachten gelernt. Denn unter Friedrich II. sind die Rollen Preufsens und Frankreichs vertauscht: während man in Frankreich Freidenker und Neuerer verfolgte, nahm Preufsen sie auf. Daher bildeten Franzosen einen bedeutenden Bestandteil von Friedrichs näherer Umgebung.

Einer seiner ältesten Freunde war ein französischer Flüchtling, der Chevalier François Egmont de Chasot, der Friedrich bis 1740 ohne ein besonderes Hofamt gedient, als Flötenspieler an den Konzerten des Kronprinzen teilgenommen, seit 1741 aber, als er dem König in der Schlacht bei Molwitz das Leben gerettet, zum Major im preufsischen Heere ernannt worden war, sich auch weiterhin militärisch auszeichnete, zum Oberstlieutenant befördert wurde und Friedrich durch sein heiteres Wesen dauernd lieb blieb. — Ein anderer Günstling Friedrichs war der Marquis d'Argens, der Verfasser der damals berühmten »Lettres Juives«, die ihm in Frankreich eine Verfolgung zugezogen hatten.

Sehr einflufsreich war Friedrichs Vorleser und Sekretär, Darget, obgleich er als ein Bürgerlicher nicht zu der Tafelrunde des Königs gehörte. d'Argens und Darget bildeten vor Voltaires Ankunft Friedrichs intimsten Umgang. — Seit 1748 hatte der König auch den französischen Arzt La Mettrie bei sich aufgenommen, der wegen seines den Materialismus und

Atheismus lehrenden Werkes »L'homme-machine« in Frankreich verfolgt worden war. Friedrich sah in La Mettrie einen Spaſsvogel, der sozusagen das Amt des alten Hofnarren übernommen hatte. Er durfte sich gegen Friedrich manches erlauben, belustigte ihn, wurde von ihm jedoch wenig geachtet. Groſse Schätzung hegte Friedrich vor dem Wissen Maupertuis', des bedeutenden, französischen Mathematikers und Physikers, der seit 1745 die Leitung der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin übernommen hatte. Neben Maupertuis trat, durch seine Bildung, seine zierliche Art und seine Formvollendung, der Italiener Algarotti, seit 1739 am preuſsischen Hofe Kammerherr. — Damit ist die Reihe der geistig bedeutenden Menschen, die den König umgaben, beendet. Die beiden Brüder Keith, nach Preuſsen geflüchtete, schottische Jakobiten, machten sich einen Namen als Diplomaten, der eine in Paris, der andere später als preuſsischer Statthalter von Neufchâtel. — Der englische Lord Tyrconnel, der zu Friedrichs Umgebung gehörte, war jedoch nur ein gemütlicher Falstaff, und der einzige Deutsche, welcher dem Kreise der Intimen angehörte, der Baron von Pöllnitz, ein älterer Mann, der bereits Friedrichs Vater gedient hatte, war die gewöhnliche Zielscheibe des Witzes.

Denn Friedrich war nicht nur gegen die Königin von Preuſsen grausam. Einmal im Zuge, lieſs er Laune, Witz und Bosheit die Zügel schieſsen, und dann mochten die Pöllnitz, die Tyrconnel, die La Mettrie zusehen, wie sie sich mit dem königlichen Spiele abfanden. Etwa den Chevalier de Chasot und den Marquis d'Argens ausgenommen, befand sich kein einziger Charakter in des Königs Umgebung: Genie, Witz, Wissen und Hofkunst waren dort vorhanden; unabhängige Würde suchte man vergebens. In diesem



La Mettrie.

Kreise war es schwer, die Menschen achten zu lernen, auch that Friedrich es nicht.

Nur wenig über 5 Fufs hoch, jahraus, jahrein in der schlichten Uniform seines ersten Gardebataillons, immer gestiefelt und gespornt, beherrschte des Königs kleine Gestalt mit dem energischen, geistreichen Gesicht diese buntscheckige Umgebung. — Friedrich sprach fast immer französisch, und sprach es sehr viel besser als das Deutsche. — Er sprach familiär und pflegte zu fluchen. — Seine gewaltige Arbeitskraft liefs ihn, trotz schwankender Gesundheit, sein Tagewerk wie eine Präcisionsmaschine bewältigen. Um 5 Uhr morgens auf, kleidete er sich zum grofsen Teile selbst an und setzte sich sofort an die Arbeit. Um 7 Uhr wurden ihm die eingelaufenen Briefschaften gebracht, um 9 Uhr erschienen die Minister, die nur sehr beschränkte Machtvollkommenheiten besafsen. Um 11 Uhr ging der König zur Parade, um ½ 12 erteilte er Audienz und arbeitete dann wieder bis ½ 1 Uhr, wo er zu Tische ging. Die Tafel dauerte eine Stunde. Bis 5 Uhr zog sich der König zurück; von 5 bis 7 Uhr kam sein Vorleser zu ihm, bis 9 Uhr war Konzert und um 9 Uhr Souper.

Potsdam und Sans-Souci waren Friedrichs Lieblingsaufenthalt, in dem er neun Monate des Jahres verlebte. — Sans-Souci, das zuerst Kummerfrei geheifsen, war von 1745—1747 nach französischem Muster erbaut worden. Es liegt auf einer Höhe und besteht aus einem einzigen Stockwerk. Die Reihe ineinander laufender Zimmer, die freie Aussicht durch die grofsen Fenster auf blühende Blumenbeete, auf Terrassen, auf die Bäume des tiefergelegenen Parks und die Havelberge wirken so heiter und beruhigend; das Schlöfschen liegt so versteckt und so hoch zugleich, dafs man versteht, wie der Geist des vielbeschäftigten,

sorgenbelasteten und Gröſse träumenden Königs hier Ruhe suchte und fand. — Dort oben lebte er mit seinen Büchern, seiner intimen Umgebung, seinen Pagen, seiner Musik, seiner Hofkapelle und seinen Windhunden.

Friedrichs Zimmer lagen im rechten Flügel von Sans-Souci. Als Voltaire dort eintraf, erhielt er seine Wohnung im linken. Beide Männer verkehrten anfangs aufs freieste miteinander. Nach kaum 14tägigem Aufenthalt in Preuſsen schrieb Voltaire über diesen Verkehr mit dem Könige:

»Trouver tous les charmes de la société dans un roi qui a gagné 5 batailles; être au milieu des tambours et entendre la lyre d'Apollon; jouir d'une conversation délicieuse à 400 lieues de Paris; passer ses jours moitié dans les fêtes, moitié dans les agréments d'une vie douce et occupée tantôt avec Frédéric le Grand, tantôt avec Maupertuis, tout cela distrait un peu de la tragédie . . . Il me faudrait un recueillement extrême. J'ai ici trop de plaisir.«

Voltaire war thatsächlich in einen Strudel von Vergnügungen geraten. So sparsam Friedrich in seiner eigenen Lebensführung war, die dem an Versailler Pomp gewöhnten Voltaire geradezu ärmlich vorkommen muſste, um so weniger knauserte er bei festlichen Gelegenheiten.

Diesmal gab die Ankunft der Markgräfin von Baireuth das Zeichen der Lustbarkeiten: Theateraufführung, Illumination, Karussell, Potsdam, Charlottenburg, Berlin wurden zur Feier der Markgräfin und Voltaires aufgeboten. Ernst und Scherz wechselten, Friedrich und Voltaire bezauberten einander wieder, und der König versuchte von neuem, Voltaire dauernd an sich zu fesseln.

Diesmal gelang der Plan. Am 14. August 1750



Sans-Souci.

teilte Voltaire seiner Nichte, Madame Denis, als grofse Neuigkeit mit, dafs der König von Preufsen ihn zum Kammerherrn ernannt, ihm einen Orden verliehen, ihm ein Jahrgehalt von 20 000 Livres ausgesetzt und sogar darein gewilligt habe, dafs Madame Denis Voltaire in Berlin das Haus führen komme. Voltaire erklärt diesen Schritt, wenn er an Madame Denis schreibt:

»J'ai peu de temps à vivre. Peut-être est-il plus doux de mourir à sa mode à Potsdam, que de la façon d'un habitué de paroisse à Paris.«

So trat Voltaire, anscheinend von der religiösen Freiheit in Preufsen gelockt, in Friedrichs Dienste. Doch behielt er seine Beziehungen zu dem französischen Hofe bei, indem er nach wie vor Gentilhomme de la Chambre du Roi blieb. — Natürlich erregte die Nachricht von Voltaires fester Stellung am preufsischen Hofe in Frankreich grofses Aufsehen. Die französische Regierung, die ihn so leichten Herzens ziehen liefs, sagte sich hinterher, es sei falsch gewesen, den gefährlichen Mann in ein Land gehen zu lassen, wo er gerade durch sein Freidenkertum persona gratissima war, wo es keine Bastillen gab, und von wo aus er einen grofsen, nicht mehr zu behindernden Einflufs auch auf Frankreich üben konnte.

Hatte Friedrich Voltaire gewonnen, so sollte Madame Denis seinem Hofe vorenthalten bleiben. Madame Denis fand nämlich Paris, wo sie als Nichte Voltaires eine ganz ansehnliche Rolle spielte, völlig nach ihrem Geschmack. Dafs Friedrich ihr eine jährliche Pension von 4000 Livres zusicherte, konnte sie, die eigenes Vermögen besafs, nicht reizen. Sie schien auch zu der dauernden Freundschaft Friedrichs für Voltaire kein unbegrenztes Zutrauen zu haben und blieb deshalb in Paris.

Voltaires Bleiben in Preufsen war für Friedrich ein wahrer Triumph. Es wollte etwas bedeuten, dafs der König von Preufsen, der Herrscher eines kleinen Staates von kaum 5 Millionen Einwohnern, der Nachfolger eines Friedrich Wilhelm I., der in ganz Europa den Ruf eines Barbaren, eines Unmenschen gehabt, den glänzendsten Geist Europas an sich zu fesseln im stande war.

Doch hatte Friedrich nicht nur um zu glänzen Voltaire an seinen Hof gezogen. Der Trieb nach Wissen, die Freude an Diskussionen, die Lust daran, Voltaire im Kampfe des Witzes Paroli zu biegen, sprachen bei diesem Schritt bedeutsam mit. Zu einem Feste des Geistes hatte Friedrich Voltaire nach Sans-Souci geladen.

Waren in Friedrichs Umgebung doch die verschiedensten Meinungen vertreten. Friedrich selbst war in seinen religiösen und philosophischen Überzeugungen von allen Männern dieses Kreises der konsequenteste: ein ruhiger Determinist, der weder an Willensfreiheit, noch Unsterblichkeit glaubte.

La Mettrie war Materialist und Atheist.

Maupertuis und d'Argens, obgleich sie sich von der Kirche losgesagt, hatten der eine die Gewohnheit zu beten und der andere eine Menge abergläubischer Befürchtungen beibehalten.

Voltaire war von allen Tischgenossen der Soupers von Sans-Souci wohl der religiöseste.

Alle aber, ob Atheisten, ob Deisten, waren einig im Kampfe gegen die Kirche, in deren Unduldsamkeit sie ein Hindernis der Denkfreiheit und Wahrheitsforschung sahen.

So waren Diskussionen über religiöse Gegenstände in diesem Kreise an der Tagesordnung, und das Wort: Ecrasez l'infâme, d. h. vernichtet die unduldsame

Kirche, bekämpft die fanatischen Priester — ist hier entstanden und Losungswort geworden.

Mit sachlicher Kritik mögen bei den Soupers von Sans-Souci die religiösen Diskussionen begonnen haben; bald aber erhitzten sich die Köpfe, ein jeder wollte den anderen übertreffen, ausstechen, um vor dem Herrn und Meister zu glänzen. Die Tischgenossen griffen zu Steigerungen, Übertreibungen, Superlativen, und die Paradoxen begannen zu regnen.

Sich an Wein und Reden berauschend, noch angefeuert durch den Reiz, diese Kühnheiten vor einem Fürsten, einem Gewaltigen der Erde zu sagen, richtete jeder der Anwesenden seine Pfeile auf die Kirche, die, wie der heilige Sebastian, bald aus hundert Wunden blutete.

Voltaire spielte in diesem spöttisch schrillenden Orchester die erste Geige. Doch beschränkte seine Aufgabe sich nicht darauf, des Königs geistreichster Tischgenosse zu sein.

Friedrich besafs litterarischen Ehrgeiz, er wollte einen Rang als französischer Dichter und Schriftsteller einnehmen. Voltaire sollte daher sein Verslehrer und sein Silbenkritiker sein. — Seit Beginn ihres Briefwechsels hatte Voltaire sich sehr freundlich dazu hergegeben und Friedrichs Verse gewissenhaft durchkorrigiert. Er setzte seine kritische Beschäftigung in Preufsen fort und sah Friedrichs »Histoire du Brandebourg« durch.

Darüber wurde es Herbst, und mit dem Herbst begann für Voltaire trübes Wetter am preufsischen Hofe: Voltaire hatte dort seinen ersten Streit mit einem Bruder in Apoll, Baculard d'Arnaud.

So sehr Friedrichs Umgebung sich anfangs über Voltaires Ankunft in Berlin gefreut, so merkten diese Männer doch bald, dafs ihre eigene Bedeutung da-

durch vermindert worden. Gewisse gereizte Gefühle begannen daher auf dem Boden der Soupergesellschaft von Sans-Souci zu spriefsen: bald verletzte Voltaire die Kollegen, bald die Kollegen Voltaire. Das erste Opfer dieser Menschlichkeiten war, wie gesagt, Bacular d'Arnaud, ein junger Poet, den Voltaire selbst nach Berlin empfohlen hatte, und der sich dort, da ihm jeder vergleichende Mafsstab fehlte, bald für einen unvergleichlichen Verskünstler hielt.

Voltaire, durch Baculards aufgeblasenes Wesen gereizt, setzte es durch, dafs Friedrich ihn wegschickte.

Im November 1750 begann dann eine Spannung zwischen Voltaire und Maupertuis.

Zu gleicher Zeit bemerkte Voltaire auch einige Unvollkommenheiten in Friedrichs Charakter. Er schrieb darüber an Madame Denis:

»J'avais vu une lettre touchante, pathétique et même fort chrétienne que le roi avait daigné écrire à Darget (Friedrichs Vorleser) sur la mort de sa femme. J'ai appris que le même jour Sa Majesté avait fait une épigramme contre la défunte; cela ne laisse pas de donner à penser. Nous sommes ici 3 ou 4 étrangers comme des moines dans une abbaye. Dieu veuille que le père abbé se contente de se moquer de nous. — Cependant il y a ici une dose assez honnête di questa rabbia detta gelosia (Raserei der Eifersucht) . . . Il n'y aurait qu'à vivre paisiblement; mais les rois sont comme les coquettes, leurs regards font des jaloux et Frédéric est une grande coquette.«

Voltaire begann sich also am preufsischen Hofe unbehaglich zu fühlen.

Falls er nun vermeinte, in die Höhle des Löwen geraten zu sein, so wäre es klug von ihm gewesen, dem Gewaltigen keinen Anlafs zum Zorne zu geben. Statt dessen liefs er sich in einen verbotenen Handel

mit sächsischen Steuerscheinen ein, und damit kommen wir zu der denkwürdigen Affaire Hirsch, die kurz zusammengefafst werden soll.

Am Ende des zweiten schlesischen Krieges waren die von einer sächsischen Bank ausgegebenen Steuerscheine fast entwertet worden. Um die gesunkenen Werte wieder zu heben, machte Friedrich bekannt, dafs jeder Preufse, der einen sächsischen Steuerschein präsentiere, den vollen Wert ausgezahlt erhalten solle. Da diese Bestimmung zu Mifsbräuchen Anlafs gab, hatte Friedrich seit 1748 den Handel mit sächsischen Steuerscheinen in Preufsen verboten. Er wurde jedoch wegen des hohen Gewinnes, der damit verbunden war, heimlich fortgesetzt. Voltaire, obgleich bereits ein reicher Mann, hatte er doch seit Armands Tode das ganze väterliche Erbe in Besitz — Voltaire gab nichtsdestoweniger am 23. November 1750 dem Berliner Bankier Abraham Hirsch den Auftrag, ihm in Dresden für etwa 16000 Thaler sächsische Steuerscheine zu kaufen, und liefs ihm einen Wechsel auf diese Summe ausstellen. Der Bankier begab sich nach Dresden und fand den Wechsel dort protestiert, weil man Voltaire inzwischen die gleichen Dienste zu einem niedrigeren Preise angeboten hatte. Hirsch, bei seiner Rückkehr nach Berlin, beklagte sich über den Schaden, der ihm als Kaufmann durch den protestierten Wechsel zugefügt sei. Doch einigten Voltaire und Hirsch sich gütlich, indem Voltaire dem Bankier Diamanten abkaufte, die Hirsch ihm als Unterpfand hinterlassen. Nach einiger Zeit verlangte Voltaire von dem Bankier die unentgeltliche Lieferung noch anderer Kostbarkeiten und Möbel. Hirsch verlangte die Zahlung dieser Gegenstände. Voltaire erklärte, der Bankier habe ihn bei dem Diamantenverkauf um 11000 Thaler übervorteilt, und deshalb werde er für jene Kost-

barkeiten und Möbel nicht zahlen. Zugleich übergab Voltaire seiner alten Gewohnheit nach den Fall dem Gericht, wobei derselbe denn gründlichst untersucht und Voltaires beabsichtigter Ankauf von Steuerscheinen herausgefunden wurde. Der Prozefs zwischen Voltaire und Hirsch zog sich bis zum Februar 1751 hin und endete mit Voltaires Freisprechung.

Voltaire hatte damals den französischen Lehrer einer Berliner Schule zum Sekretär, dieser zog den in Berlin lebenden jungen Litteraten Lessing dazu heran, Voltaires französische Verteidigungen für die Gerichte ins Deutsche zu übertragen. Lessing, der von den Prozefsakten Einsicht erhalten, fällte folgendes Urteil über Voltaires Prozefs:

> Und kurz und gut den Grund zu fassen,
> Warum die List
> Dem Juden nicht gelungen ist,
> So fällt die Antwort ohngefehr:
> Herr V** war ein noch gröfsrer Schelm als er.

Der peinlichste Teil des Prozesses spielte sich jedoch nicht vor Gericht, sondern zwischen Voltaire und Friedrich ab. Auf einen derartigen Skandal hatte der König nicht gerechnet, und im ersten Zorne gedachte er, Voltaire des Landes zu verweisen.

Er schrieb über den ganzen Handel an seine Schwester, die Markgräfin von Bayreuth:

»Vous me demandez ce que c'est que le procès de Voltaire avec un juif. C'est l'affaire d'un fripon qui veut tromper un filou. Il n'est pas permis qu'un homme de l'esprit de Voltaire en fasse un si indigne abus . . . J'attends que cette affaire soit finie pour lui laver la tête et pour savoir si, à l'âge de 56 ans, on ne pourra pas le rendre, sinon raisonnable, du moins moins fripon.«

An Voltaire selbst schrieb Friedrich, als ersterer

— vielleicht auf des Königs ausdrücklichen Wunsch — den Prozefs gewonnen hatte:

»Si vous voulez venir ici (nach Potsdam), vous en êtes le maître. Je n'y entends parler d'aucun procès, pas même du vôtre. Puisque vous l'avez gagné, je vous en félicite, et je suis bien aise que cette affaire soit finie. J'espère que vous n'aurez plus de querelle ni avec le Vieux ni avec le Nouveau Testament; ces sortes de compromis sont flétrissants, et avec les talents du plus bel esprit de France, vous ne couvririez pas les taches que cette conduite imprimerait à la longue à votre réputation.«

Wie nahm Voltaire den Tadel des Königs auf? »Et avec les talents du plus bel esprit de France, vous ne couvririez pas les taches que cette conduite imprimerait à la longue à votre réputation« stand da deutlich zu lesen. Obgleich es peinlich war, sich mit 56 Jahren so hofmeistern zu lassen, nahm Voltaire es hin. Er machte sich ganz klein, neigte sein kluges Köpflein in Ergebung und schrieb an seinen Herrn und Meister:

»Sire, Eh bien! Votre Majesté a raison, et la plus grande raison du monde; et moi, à mon âge, j'ai un tort presque irréparable. Je ne me suis jamais corrigé de la maudite idée d'aller toujours en avant dans toutes les affaires .... Comptez que je suis au désespoir, et que je n'ai jamai senti une douleur si profonde et si amère« etc.

Damals dürfte Voltaire klar geworden sein, dafs er als Hausgenosse Friedrichs in Preufsen auch ohne drohende Bastille weit abhängiger war als in Frankreich. Vorläufig lag Voltaire jedoch daran, über die unangenehme Sache Gras wachsen zu lassen. Er bat den König, ihm vorläufig sein Jahrgehalt nicht weiter auszuzahlen, verliefs das königliche Schlofs und lebte

auf eigene Kosten auf dem sogenannten Marquisat, dicht bei Potsdam.

In ländlicher Stille begann er dort eine Milchkur, genoſs die schöne Jahreszeit — er hatte unter dem harten, preuſsischen Winter sehr gelitten — und begann an seinem »Siècle de Louis XIV«, das ihn seit 1732 beschäftigte, weiter zu arbeiten. Öfters ging er auch nach Sans-Souci hinüber, und nach und nach sah man die alte Vertraulichkeit sich zwischen Friedrich und Voltaire wiederherstellen, so daſs im Mai 1751 Voltaire bereits wieder als Friedrichs Gast in Potsdam wohnte.

Voltaire fuhr jedoch fort, sich dauernd über den schlechten Zustand seiner Gesundheit zu beklagen. Vielleicht sagte er sich, das rauhe, preuſsische Klima und seine eigene zarte Konstitution könnten eines Tages den passendsten Scheidegrund für ihn geben. War es seit dem November 1750 doch Voltaires Bestreben, die französischen Freunde und die europäische Meinung auf sein Scheiden von Preuſsen vorzubereiten.

Der Sommer 1751 verging trotzdem für Voltaire angenehm. Da fiel im September durch eine Geschwätzigkeit La Mettries jenes in Deutschland seitdem so bekannte Wort von »den Apfelsinen, die man ausdrückt und dann bei Seite wirft« in Voltaires Ohr. Er mag die Sache selbst erzählen:

»Ce La Mettrie,« schreibt er an Madame Denis, »est un homme sans conséquence qui cause familièrement avec le roi, après la lecture. Il me parla avec confiance; il m'a juré que en parlant au roi, ces jours passés, de ma prétendue faveur et de la petite jalousie qu'elle excite, le roi lui avait répondu: J'aurai besoin de lui encore un an tout au plus; on presse l'orange et on jette l'écorce.

»Je me suis fait répéter ces douces paroles; j'ai redoublé mes interrogations; il a redoublé ses ser-

ments. Lc croirez-vous? dois-je le croire? cela est-il possible? Quoi? après 16 ans de bontés, d'offres, de promesses . . . Et dans quel temps encore, s'il vous plaît? Dans le temps que je lui sacrifie tout pour le servir, que non seulement je corrige ses ouvrages, mais que je lui fais à la marge une rhétorique, une poétique suivie . . . Je m'y perds, je n'y conçois rien. J'ai fait ce que j'ai pu pour ne point croire la Mettrie.«

Immer wieder mufste Voltaire jedoch an dieses Wort denken, das ihn aus seinen letzten Träumen rifs, denn er hatte geglaubt, von Friedrich doch nicht nur als sein Sprachmeister betrachtet, sondern von ihm um seiner wirklichen, geistigen Bedeutung willen geschätzt zu werden. Der Gedanke, dafs dem nicht so sei, liefs ihn nicht los, und Ende Oktober schreibt er noch einmal an Madame Denis:

»Je rêve toujours à l'écorce d'orange; je tâche de n'en rien croire . . . . Celui qui tombait du haut d'un clocher et qui se trouvant fort mollement dans l'air, disait: bon, pourvu que cela dure, me ressemblait assez«.

Am Ende des Jahres 1751 gab Voltaire in Deutschland sein »Siècle de Louis XIV« heraus, das sofort mehrfach nachgedruckt wurde. Denn dieses Voltairesche Geschichtswerk war ein Ereignis. Der Verfasser wendete darin auf die fast noch zeitgenössische Geschichte die Grundsätze an, die Montesquieu 1734 für die Römergeschichte aufgestellt und die er 1748 im »Esprit des Lois« für die gesamte Kulturgeschichte angedeutet hatte. Die Römergeschichte war bereits alte Vergangenheit; der »Esprit des Lois« war ohne Übersicht und deutlichen Zusammenhang in die Welt gegangen. Es blieb also Voltaire vorbehalten, was Montesquieu und er ziemlich gleichzeitig als Zukunft der Geschichtsforschung

erkannt, auf einen noch warmen Gegenstand mit der ihm eigenen Meisterschaft als Stilist anzuwenden.

Voltaire stellt in der Einleitung seinen Hauptgesichtspunkt wie folgt fest: »Ce n'est pas seulement la vie de Louis XIV qu'on prétend écrire; on se propose un plus grand objet. On veut essayer de peindre à la postérité non les actions d'un seul homme, mais l'esprit des hommes dans le siècle le plus éclairé qui fut jamais.« Auf Grund mühsamer und eingehender Quellenstudien, die er während seines Hofdienstes von 1740—1747 vervollständigt hatte, war es Voltaire gelungen, die erste moderne Geschichte des 17. Jahrhunderts zu schreiben, Ideeengeschichte, Kulturgeschichte zu schaffen, die wirtschaftlichen und die Verwaltungsfragen zu betonen, grofse Übersichten des gesamten Jahrhunderts auf allen Gebieten zu geben, das Leben des Volks zu prüfen und, alles Übernatürliche auf sich beruhen lassend, in der Geschichte nur das Spiel menschlicher Kräfte zu sehen.

Aus diesen Grundsätzen erklären sich am Anfang des Werkes die sorgfältig ausgearbeiteten Verzeichnisse der Herrscher, der Minister, der Schriftsteller und Künstler des 17. Jahrhunderts. Daher in der Einleitung ein Überblick des Kulturzustandes aller europäischen Länder zu jener Zeit, ein genaues Bild des Kulturzustandes dieser Epoche in Frankreich; daher eingehendste Berichte über die innere Verwaltung, die Steuern, die Industrie, den Handel Frankreichs im 17. Jahrhundert, über die Gesetze, das Duell, das Heer und die Marine, die Künste, Wissenschaften und die Kirche.

Über diese Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts war das gebildete Publikum entzückt. D'Argenson, der frühere Minister des Auswärtigen, der als hoher



Maupertuis.

(Wegen seiner berühmten Nordpolreise mit der Pelzmütze dargestellt.)

Staatsbeamter ein berufener Richter war, schreibt darüber:

»Oh le livre admirable, que d'esprit, que de génie, quel choix de grandes choses! que cela est vu de haut et en grand! quel style noble et élevé! Peu de fautes et beaucoup de grandes vérités. Voltaire sait tout, parle de tout en expert.«

Inzwischen wurden Voltaires Beziehungen zu Maupertuis immer schlechtere. Voltaire schreibt darüber zwar anscheinend ergeben an Madame Denis:

»Je supporte Maupertuis n'ayant pu l'adoucir. Dans quel pays ne trouve-t-on pas des hommes insociables avec qui il faut vivre?«

Aber er war nicht der Mann, seine Geduld lange auf die Probe stellen zu lassen. Nun sollte sich ihm bald eine Gelegenheit bieten, statt der Sammetpfötchen Krallen zu zeigen. Seit einiger Zeit befand sich Maupertuis, welcher Präsident der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin war, mit König, dem ehemaligen Mathematiklehrer der Marquise du Châtelet, und Mitglied dieser selben Akademie, in einem Streit über das Prinzip des kleinsten Kraftmafses. König erklärte, die von Maupertuis vertretene Ansicht sei bereits von Leibnitz ausgesprochen worden, womit er Maupertuis also die Priorität seiner Idee bestritt. Auch brachte König einen Brief Leibnitzens bei, der diese Angabe schwarz auf weifs belegte. Wir wissen nicht, ob Maupertius sich dadurch nur in seiner Eitelkeit getroffen fühlte, oder ob er wirklich die Entdeckung eines von ihm an Leibnitz verübten Plagiats fürchtete, jedenfalls setzte er, als Präsident der Akademie dem einfachen Akademiemitgliede König gegenüber allmächtig, es in feierlicher Sitzung am 13. April 1752 durch, dafs Leibnitzens Schreiben als eine Fälschung erklärt wurde. Darauf grofses Aufsehen in Berlin, Empörung

der Königianer, Triumph der Maupertuisianer, Beratungen mit dem König, Bildung kleiner Koterieen im Kreise der intimen Höflinge. Voltaire that, als ginge ihn der ganze Streit nichts an und schrieb in diesem Sinne auch an seine Freunde in Frankreich. Währenddessen verfaſste er heimlich eine kurze Geschichte des Streits zwischen König und Maupertuis. Ein neuer Anlaſs brachte ihn noch weiter gegen Maupertuis auf, wie folgender Brief vom 24. Juli 1752 zeigt:

»Maupertuis,« schreibt Voltaire, »a fait discrètement courir le bruit que je trouvais les ouvrages du roi fort mauvais . . . il débite sourdement que le roi m'ayant envoyé de ses vers à corriger, j'avais répondu: Ne se lassera-t-il point de m'envoyer son linge sale à blanchir,« ein Wort, das in Deutschland ebenso berühmt geworden, wie jenes von der Apfelsinenschale, und wieder ein Beweis dafür, welch gehässiger Klatsch, welches Ohrenraunen und Zutragen unter jenen Männern an Friedrichs Hofe stattfand. Am 18. September 1752 erschien dann Voltaires historische Darstellung des Streits zwischen Maupertuis und König ohne Voltaires Namen, unter dem Titel: »Réponse d'un Académicien de Berlin à un Académicien de Paris«; Voltaire ergriff darin Partei für König.

Friedrich, dem es miſsfiel, den Vorsitzenden seiner Akademie derart angegriffen zu sehen, und der erfahren hatte, daſs Voltaire jene »Réponse« verfaſst, griff — sowohl um Maupertuis zu trösten, wie um Voltaire zu necken — zur Feder und veröffentlichte, gleichfalls ohne Namen, eine »Lettre d'un Académicien de Berlin à un Académicien de Paris«, die Anfang November 1752 herauskam.

Bald erfuhr auch Voltaire, wer diese »Lettre« geschrieben: die zweite Auflage derselben trug näm-

lich den königlich preufsischen Adler auf dem Umschlag. Für Maupertuis schien dieser Umstand den Gipfel seiner kühnsten Träume bedeuten zu sollen: Friedrich selbst hatte geruht, für ihn die Feder zu ergreifen! Welche höhere Gnade liefs sich denken; welche bessere Schutzwehr konnte Maupertuis gegen König und den Anonymus finden?

Aber der Anonymus liefs sich nicht abschrecken; im Gegenteil, es lockte ihn nun noch mehr, nicht nur Maupertuis, den Klienten, sondern auch Friedrich, den Schutzherrn, die Geifsel seines Witzes spüren zu lassen. Der Tadel, den Friedrich ihm wegen der Affäre Hirsch erteilte, dic écorce d'orange, die La Mettrie ihm hinterbracht, das linge sale, welches Maupertuis ihm angehängt, das alles ballte sich in Voltaires Seele zu einer gärenden Masse zusammen, aus der sich die unsterbliche Satire des Doktor Ohnefalsch, die »Histoire du docteur Akakia, médecin du Pape, et du Natif de Saint-Malo« herausklärte.

Der Natif de Saint-Malo war Maupertuis, da er aus jener Stadt gebürtig. Der Docteur Akakia war eine geschichtliche Persönlichkeit, ein Arzt Franz' I. gewesen, den Voltaire, um ihm noch mehr Würde zu geben, zum Arzt des Papstes erhob.

Durch ihn liefs Voltaire Maupertuis' eigenmächtiges Verfahren gegen König geifseln und ein Buch Maupertuis', »Lettres sur divers sujets«, verspotten. Was Voltaires Spottlust in diesen Lettres besonders gereizt, waren Vorschläge wie folgende:

Zum Tode Verurteilte sollten vor ihrer Hinrichtung zu Experimenten benutzt werden, die man an anderen Sterblichen nicht ausführen könne. Die Kranken sollten, damit die Ansteckung sich nicht verbreite, mit einer Harzschicht bedeckt werden. Man solle eine

lateinische Stadt gründen, um jener ehrwürdigen Sprache dadurch wieder zum Leben zu verhelfen. Endlich solle ein Loch durch die Erde gegraben werden, um die Existenz der Gegenfüfsler erfahrungsmäfsig festzustellen.

Einen Begriff von dem unnachahmlichen Spott, der behenden Doppelsinnigkeit, den tausend Anzüglichkeiten, die in jeder Zeile des »Akakia« lauerten, kann eine Analyse der Satire nicht geben. Auch herausgegriffene Citate vermögen dieses nicht, da sie auf Schritt und Tritt eine Erklärung erfordern würden, was allem Witz unfehlbar das Lebenslicht ausbläst. Daher sollen Analyse wie Citate hier unterbleiben.

Den »Docteur Akakia« in Preufsen zu drucken, war keine leichte Sache. Prefsfreiheit herrschte dort nicht, und dafs Friedrich Voltaire für diese Satire keine Druckerlaubnis geben werde, wufste letzterer. Nun besafs er eine Druckerlaubnis für eine kleine Streitschrift: »La Défense de Lord Bolingbroke«.

Diese Druckerlaubnis benutzte er für seinen »Doktor Ohnefalsch«, er liefs ihn, ohne Lärm zu machen, in Potsdam drucken; das Buch wurde ohne Autornamen fertiggestellt, und die Exemplare lagen bereits teils bei Voltaire in Potsdam, teils waren sie schon nach Berlin und Leipzig verschickt, ehe Friedrich von der Sache erfuhr. Voltaire, befragt, leugnete alles ab. Da schickte der König ihm folgenden Brief, den Voltaire sicher nicht vor den Spiegel gesteckt hat:

»Votre efronterie m'étonne, aprés ce que vous venez de faire et qui est clair côme le jour. Vous persistez au lieu de vous avouer coupable; ne vous imaginez pas que vous frez croire que le noir est blang, quand on ne voit pas, c'est qu'on ne veut pas tout voir, mais si vous poussez l'affaire à bout je ferai tout imprimer et l'on verra que ci vos ouvrages méritent

qu'on vous érige des statues, votre conduite vous mériterait des chaines.

L'éditeur est interrogé, il a tout déclaré.«

Voltaire, der wieder die Löwentatze im Nacken fühlte, antwortete auf demselben Blatt, das der König ihm mit obigen Zeilen geschickt:

»Ah mon Dieu, Sire, dans l'état où je suis! Je vous jure encore sur ma vie à laquelle je renonce sans peine que c'est une calomnie affreuse. Je vous conjure de faire confronter tous mes gens. Quoi; vous me jugeriez sans entendre! Je demande justice et la mort.«

Aber Friedrich, der unantastbare Beweise hatte, drückte die Tatze zu, da röchelte Voltaire ein ergebenes Ja, lieferte den verbotenen Büchervorrat aus und wohnte dessen Verbrennung in Friedrichs Kamin bei. Er trug sie mit Gleichmut, wufste er doch, dafs die preufsische Post andere Exemplare bereits nach Leipzig trug, und dafs auch in Berlin der in Potsdam verbrannte »Doktor Akakia« binnen kurzem eine fröhliche Auferstehung feiern würde. Mit weniger Gleichmut betrachtete er seine eigene Lage und schrieb an seine Nichte Denis:

»Comme je n'ai pas dans ce moment 150,000 moustaches à mon service, je ne prétends point du tout faire la guerre. Je ne songe qu'à déserter honnêtement.« Voltaire wollte also mit guter Art davon kommen. Daher unterschrieb er sogar folgendes Versprechen, das Friedrich aufgesetzt und Voltaire zur Unterzeichnung geschickt hatte:

»Je promets à Sa Majesté que, tant qu'elle me fera la grâce de me loger au château, je n'écrirai contre personne, soit contre le gouvernement de France, contre les ministres, soit contre d'autres souverains, ou contre des gens de lettres illustres, envers lesquels on me trouvera rendre les égards qui leur sont dus.

Je n'abuserai point des lettres de Sa Majesté et je me gouvernerai d'une manière convenable à un hôme de lettres qui a l'honneur d'être chambelan de Sa Majesté et qui vit avec des honnêtes gens.«

Voltaire verfolgte jetzt nur noch ein Ziel, seine Freiheit, und doch wollte er sie so erhalten, dafs man nicht sagen könne, er sei vom Preufsischen Hofe verjagt worden.

Die Aufgabe war nicht leicht zu lösen: Der König war aufserordentlich gereizt, Maupertuis vor Aufregung krank. In Berlin waren die Exemplare des Akakia erschienen, der Angriff auf den Präsidenten der Akademie trotz aller Vorsichtsmafsregeln also doch an die Öffentlichkeit gekommen. Da sah denn Voltaire, dafs auch im Lande des königlichen Freidenkers Gedanken nicht frei waren: am 24. Dezember, am Weihnachtsabend, brannte mit den Christbäumen in den Häusern auf öffentlichem Platze auch »Doktor Akakia«. Zugleich machte die Vossische Zeitung Voltaire als Verfasser der Satire bekannt.

Da sagte Voltaire sich, dafs der Autor eines öffentlich verbrannten Buches nicht zugleich der Kammerherr des Königs von Preufsen sein könne und schickte im Januar 1753 dem König die Insignien seines Amtes zurück. Friedrich nahm Voltaires Abdankung nicht an und liefs ihm Kammerherrenkreuz und Schlüssel wiedererstatten, verlangte jedoch, Voltaire solle in der Spenerschen und der Utrechter Zeitung jeden Anteil an dem Streit Königs und Maupertuis' ableugnen. Voltaire gehorchte mit stummer Verbeugung und dachte weiter an Freiheit. Wie damals bei dem Handel mit Hirsch, vermied er es auch jetzt, den König zu sehen. Er lehnte auf Grund seiner Gesundheit ab, Friedrich Ende Januar nach Potsdam zu begleiten; er hörte auf, weiter im Schlosse zu Berlin des Königs Gast zu sein, und bezog für die

nächsten Wochen eine Wohnung bei dem Kaufmann Schweigger in der Holzmarktstrafse, wo er sich mit seinem damaligen Sekretär, Collini, einem Diener und einer Köchin einrichtete und viel Besuch empfing. Denn in diesem Streit stand Voltaire nicht ganz ohne Anhang da: Maupertuis hatte sich durch sein hoffärtiges Wesen in Berlin so unbeliebt gemacht, dafs manche es Voltaire Dank wufsten, dafs er die Nadel seines Witzes in den Ballon Maupertuischer Eitelkeit getrieben hatte. Auch der französische Gesandte in Berlin trat für Voltaire ein, der Abbé de Prades, der auf Voltaires Verwendung Darget als Vorleser bei Friedrich ersetzt hatte, zeigte sich ihm gleichfalls ergeben.

Im Frühjahr 1753 machte Voltaire aus seiner Absicht, den preufsischen Hof zu verlassen, kein Hehl mehr; er sagte es jedem, der es hören wollte. In einem herben Briefe gab Friedrich Voltaire dann die Erlaubnis zur Abreise, forderte aber vorher ausdrücklich die Rückgabe von Voltaires Kammerherrenkreuz und Schlüssel. Darauf bat Voltaire Friedrich um eine Unterredung.

Am 18. März 1753 ging er zur Audienz nach Potsdam, wo der König und der Dichter sich zwei Stunden lang einschlossen, um als zwei anscheinend versöhnte Freunde wieder hervorzutreten. Voltaire blieb noch sechs Tage lang als Friedrichs Gast in Potsdam, und am 26. März verliefs er den preufsischen Hof mit den Insignien seiner Kammerherrenwürde. An jenem 26. März haben die beiden Männer sich zum letztenmal gesehen.

Von Berlin ging Voltaire nach Leipzig, um dort dem »Doktor Ohnefalsch« noch einige Kapitel anzufügen, in denen er Maupertuis unbarmherzig verspottete. Den auf sächsischem Gebiete reisenden Vol-

taire konnte Friedrich ja nun nicht mehr zum Schweigen zwingen. Die Fortsetzung des »Akakia« verstimmte den König; es verstimmte ihn auch, dafs Voltaire in Leipzig grofsen Zulauf hatte und den Besuchern, um zu zeigen, dafs er in Gnaden entlassen sei, Briefe Friedrichs und seine Kammerherrenabzeichen vorlegte. Es war dem König von Preufsen nicht lieb, Briefe von seiner Hand und gar sehr intime, von ihm verfafste Gedichte in Voltaires Besitz zu wissen. Er sagte sich, dafs die verstorbene Freundschaft mit Voltaire noch ein, vielleicht nicht leicht zu liquidierendes Erbe hinterlassen werde.

Drei Wochen etwa blieb Voltaire, umschmeichelt und bewundert, in Leipzig, wo er auch Gottsched sah. Dann, am 18. April, ging er nach Gotha und hielt sich bei der geistreichen Herzogin Luise Dorothea fast vier Wochen lang auf.

Über Hessen-Kassel begab er sich darauf nach der freien Reichstadt Frankfurt, wo er im Goldenen Löwen abstieg. Die freie Reichstadt Frankfurt hatte der König von Preufsen zu einer That ausersehen, die er den Fürsten von Gotha und Kassel gegenüber nicht gewagt. Lange, ehe Voltaire in Frankfurt am Main eintraf, war dem preufsischen Gesandten, Baron von Freytag, von Friedrich der Befehl gegeben, er solle Voltaire bei seiner Durchreise daselbst die Kammerherrenzeichen, die Poesieen des Königs und sämtliche Skripturen von FriedrichsHand abverlangen. Da dieser Voltaire sehr »intrigant« sei, lautete die Ordre, solle man auch recht gründlich unter seinen Effekten nachsuchen, ja, falls Voltaire Widerstand leiste, ihn ins Gefängnis setzen, ihn jedoch nach Rückgabe der besagten Gegenstände abreisen lassen. Dieser Befehl an Baron Freytag war schon vom 11. April datiert. Seitdem liefs der

preufsische Vertreter die Thore Frankfurts bewachen, damit der »intrigante« Voltaire ihm nicht entgehen könne, und als Voltaire am 31. Mai 1753 in Frankfurt wirklich eintraf, erschien am Morgen des 1. Juni bereits Baron von Freytag bei ihm. Sein in verschnörkeltem Kanzleistil geschriebener Bericht erzählt, dafs bei Eröffnung der Königlichen Botschaft Voltaire »sehr bestürzt, that die Augen zu und lehnte sich hinten an den Stuhl«, doch öffnete er, nachdem er sich »rekolligieret« bereitwillig seine Koffer, woraus ein Paket Skripturen und ein Gedicht, von königlicher Hand geschrieben, in den Besitz Freytags übergingen. Auch die Kammerherreninsignien gab Voltaire zurück, so dafs seine Abreise von Frankfurt jetzt nur noch von der Rückgabe des »Œuvre de Poésies« des Königs abhing. Friedrich mufste darum so viel an diesem »Œuvre« liegen, weil er sich darin aufs unbarmherzigste über seine fürstlichen Kollegen und Kolleginnen in Europa lustig gemacht hatte und nun dieses Werkzeug einer möglichen Rache nicht in Voltaires Händen lassen wollte. Dieses Gedichtbuch befand sich aber nicht unter Voltaires Handgepäck, sondern in einer der Frachtkisten, die Voltaire in Leipzig gelassen hatte. Wohl oder übel mufste Voltaire also bis zur Ankunft dieser Kisten in Frankfurt bleiben. Freytag bat inzwischen den König, er möge ihm, der die Hand des Monarchen nicht gut kenne, einen königlichen Sekretär zur Durchsicht der bei Voltaire gefundenen Papiere schicken.

Voltaire war über Friedrichs Verfahren äufserst aufgebracht, und als die freien Reichstädter ihm zu verstehen gaben, der König von Preufsen besitze gar kein Recht, auf Frankfurter Gebiet jemanden festhalten zu lassen, kam Voltaire auf die Idee, den Kaiser von Deutschland gegen den König

von Preufsen anzurufen. So schrieb er denn am 5. Juni 1753 ein erstes Mal an den Kaiser, zwei Tage darauf ein zweites Mal. Während er auf Antwort aus Wien und auf seine Kiste aus Leipzig wartete, kam am 9. Juni 1753, Madame Denis in Frankfurt an. Sie war ihrem Onkel entgegen gereist und hatte auf ein fröhliches Wiedersehen nach dreijähriger Trennung gehofft. Statt dessen traf sie ihn in gereizter Unfreiheit. Ihre Ankunft war jedoch für Voltaire höchst wertvoll; er liefs sie nun an den König von Preufsen schreiben, an den er selbst bisher kein Wort gerichtet hatte. Das geschah am 11. Juni; am 18. Juni langte die Leipziger Kiste endlich in Frankfurt an. Sie ward eröffnet, Voltaire gab das »Œuvre de poésies« zurück und verlangte abzureisen. Freytag jedoch hatte auf seinen ersten Brief an Friedrich, da der König die Mark verlassen hatte, noch keine Antwort und wufste nun nicht, ob es an dem »Œuvre de Poésies« genüge, oder ob er noch nach weiteren Papieren zu suchen habe. Er antwortete Voltaire daher ausweichend, und Voltaire, der alles gethan hatte, um abreisen zu dürfen, schlofs daraus, dafs man ihn mit Gewalt festhalten, vielleicht sogar einkerkern wolle.

Nachdem er noch 4 Tage gewartet, machte er am 20. Juni einen Fluchtversuch; sein Geduldsfaden war eben gerissen. Den Erfolg dieser Flucht vereitelte Freytag, indem er Voltaire und Madame Denis arretieren und im Gasthaus zum Bockshorn von Soldaten bewachen liefs. Voltaire hat bei dieser Gelegenheit eine lamentable Schilderung davon entworfen, wie Madame Denis eine Nacht, von 5 preufsischen Schnurrbärten umstellt, verbringen mufste.

Er selbst griff natürlich sofort wieder zur Feder, Briefe an Friedrich, an die Markgräfin von Baireuth,

an Freytag wurden gefertigt und gingen am 20. und 21. Juni an ihre Adressen. Am 21. Juni kam auch von Friedrich eine Antwort, die, vom 16. Juni datiert, Freytag anwies, Voltaire, selbst wenn er nur versprochen habe, die »Poésies« in originali und ohne sie kopiert zu haben zu einer bestimmten Frist wiederzuschicken, reisen zu lassen. Vortrefflicher Entschlufs, nur kam er zu spät. Nach Voltaires Fluchtversuch glaubte Baron Freytag ganz anders verfahren und neue Befehle abwarten zu müssen. Er berichtete also über die neuen Vorfälle nach Preufsen; mit Warten und Hin- und Herschreiben vergingen die Tage bis zum 7. Juli, also wieder mehr als 2 Wochen, während welcher Friedrich zweimal den Befehl gab, man solle Voltaire reisen lassen. Am 7. Juli kehrte Voltaire endlich in den Goldenen Löwen zurück, empfing Besuche, liefs von einem Notar einen Protest gegen die Behandlung, die ihm von Freytag zu Teil geworden, aufsetzen und verliefs dann mit seiner Nichte die »freie« Reichstadt Frankfurt.

In jenem Augenblick hafste er Friedrich; für Freytag hegte er nur einen Wunsch: ihn am Galgen zu sehen. In seinen «Mémoires pour servir à la Vie de Monsieur de Voltaire« hat Voltaire diesen Gefühlen vollen Ausdruck gegeben. — Die Nachwelt kann über diese Frankfurter Zwischenfälle ruhiger urteilen als die Beteiligten. Es kam Friedrich darauf an, die ihn kompromittierenden Papiere ohne grofses Aufsehen von Voltaire zurückzuerhalten, damit dieser sich nicht an ihm rächen könne. — Die Verhältnisse, die ungeschickten Beamten, die Entfernungen machten aus dieser »kleinen Formalität« einen grofsen Skandal, der Voltaire, welcher stets mit der europäischen Perspektive und dem Echo der ganzen

civilisierten Welt rechnete, gerechtfertigterweise höchlichst aufbrachte.

Es wurde bereits am Eingange dieses Kapitels gesagt, dafs die Jahre von 1750—1753 wenig Erfreuliches bieten. In dem intimen Verkehr zeigten sich die menschlichen Schwächen beider Männer: Friedrich war nicht der Philosoph auf dem Throne, als welcher er in der Ferne erschien, sondern ein sehr geistreicher Despot, der die Menschen verachtete. Voltaire seinerseits gab sich diesem Despoten gegenüber nicht als ein grofser Charakter, der Achtung für sich zu erzwingen weifs, sondern er war ein Höfling, wie die anderen auch. — Wohl dürften Friedrich und Voltaire in ihren Unterhaltungen in Sans-Souci das Feinste, Geistreichste und Boshafteste geleistet haben, was Menschenwitz erfinden kann; davon ist jedoch direkt nichts auf die Nachwelt gekommen. Voltaires Produktion während dieser Zeit war sehr gering: er gab eine ältere Arbeit, das »Siècle de Louis XIV«, heraus; er führte eine frühere Arbeit, den »Essai sur les Mœurs«, den er einst für Madame du Châtelet begonnen, weiter. Neu aus dieser Zeit sind fast nur der »Akakia« und ein philosophisches Gedicht, »Le Poème sur la loi« oder »la religion naturelle«, das allerdings, da es mit einem Gebet Voltaires schlofs, grofses Aufsehen erregte.

Voltaires Aufenthalt in Preufsen war Voltaires zweiter längerer Aufenthalt im Auslande: wie er die Jahre 1726 bis 1729 in England verlebte, so die Jahre 1750 bis 1753 in Preufsen.

Während jedoch Englands Philosophie, Naturwissenschaften und Litteratur einen befruchtenden und nachhaltigen Einflufs auf Voltaire übten, während er das Englische mit Eifer erlernte und beherrschen lernte, ist er im Deutschen über ein buntscheckiges



Voltaires Gebet.

Zeitgenössische Illustration zu dem Poème sur la Loi Naturelle.

Kauderwelsch, in dem die Flüche eine grofse Rolle spielten, niemals herausgekommen. — In Deutschlands damaliger Philosophie war Wolff, in den Naturwissenschaften Leibniz, in der Litteratur Gottsched das letzte Wort.

Sie konnten Voltaire, insofern sie ihm zugänglich waren, nichts bieten, was er nicht bereits gewufst; in der Litteratur Gottscheds mufste er den französischen Einflufs ganz direkt wahrnehmen.

Mit deutschem Wesen trat Voltaire in der vorwiegend französischen Umgebung des Königs kaum in Berührung.

So bot der Aufenthalt in Preufsen für Voltaire geistig bei weitem nicht die Bereicherung seines einstigen Aufenthaltes in England.

Die Zeit von 1750—1753 ist in Voltaires Leben aber auch weniger durch Voltaires geistige Anregung und Produktion als wie durch Voltaires seelische Entwickelung bedeutsam.

Voltaire erkannte damals, dafs die persönliche Vertraulichkeit mit einem Fürsten noch weniger Unabhängigkeit zuläfst, als der Hofdienst aus gewisser Entfernung, wie er ihn in Frankreich geübt.

In Preufsen war sogar sein Privatleben in des Königs Hand; er wurde gescholten wie ein Schulknabe.

Berlin, obgleich eine öffentliche Meinung auch hier nicht ganz fehlte, konnte Voltaire, dem französischen Schriftsteller, den es nur teilweise verstand, dessen Entwickelung es nicht verfolgt, dessen Werke und Einflufs für Preufsen keine nationalen Ruhmestitel waren, nicht den Rückhalt, das Verständnis, die Wertschätzung bieten, die Voltaire in den gebildeten Schichten von Paris fand.

Voltaires Lebenskampf sogar gegen die Intoleranz der Kirche war in einem Lande gegenstandslos, das,

vorwiegend protestantisch, unter einem Herrscher lebte, der jeden nach seiner Façon selig werden lassen wollte.

Preufsen bedurfte eines Voltaire damals nicht, in Frankreich harrten seiner jedoch grofse Aufgaben. — Die drei Jahre von 1750—1753 sind deshalb wichtig, weil sie Voltaire von seiner Voreingenommenheit für das Hofleben heilen, ihn mit dem Gedanken vertraut machen, sich ein eigenes, unabhängiges Königreich zu gründen und endlich ihn definitiv Frankreich wiedergeben, wo sein wahres Arbeitsfeld lag.



DRITTER TEIL.

1753—1778.

Der Menschenfreund.





Vierzehntes Kapitel.

1753—1755.

Voltaire darf nicht nach Paris. — Voltaire im Elsaſs. — Der Essai sur les Mœurs. — Entschluſs, sich in der Schweiz anzusiedeln. — Monrion. — Les Délices. — Beziehungen zu Jean Jacques. — Le Poème sur le désastre de Lisbonne.

Was war Voltaires Absicht, als er das unselige Frankfurt verlieſs? Vorläufig nur, die französische Grenze zu erreichen und in sein Vaterland zurückzukehren. In Mainz, wo er am 7. Juli 1753 ankam, blieb er einige Zeit. Am 28. Juli befand er sich in Mannheim und wurde von dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz 14 Tage lang in seinem Lustschloſs Schwetzingen prächtig bewirtet. Über Rastatt und Kehl ging Voltaire dann nach Straſsburg und traf dort am 16. August ein. Wenn man den Memoiren des Marquis d'Argenson glauben darf, so hätte die französische Regierung Voltaire hier die Rückkehr nach Paris verbieten lassen. Man fragt sich warum? Voltaire war nach wie vor Gentilhomme de la Chambre du Roi; sein Kammerherrenverhältnis zu Friedrich von Preuſsen hatte er gelöst. Die letzten

Ereignisse in Frankfurt mufsten ihn eher als einen Gegner denn als einen Freund des Königs von Preufsen hinstellen, und in Voltaires kürzlich geschehenen Veröffentlichungen war nichts, was die französischen Behörden erschrecken konnte.

Wie dem nun auch sei, es steht fest, dafs Voltaire sich vorläufig in Strafsburg im Elsafs niederliefs, die gebildete Gesellschaft der Stadt empfing und daneben mit deutschen Gelehrten, Schöpflin und Lorentz, an einem Geschichtswerk für die Herzogin von Gotha, den »Annales de l'Empire«, arbeitete, das er bereits in seiner Frankfurter Gefangenschaft begonnen. Als dieselben Anfang Oktober fertig waren, ging Voltaire nach Colmar, um sie dort in Druck zu geben. Er richtete sich mit seinem Sekretär Collini und einer Köchin ein behagliches Heim in Colmar ein. Madame Denis war wieder nach Paris zurückgekehrt.

Die Tage flossen in Colmar still und arbeitsam dahin, als im Dezember 1753 der »Essai sur les Mœurs«, an dem Voltaire in Berlin gearbeitet, und von dem mehrere seiner fürstlichen Gönner, Friedrich, die Herzogin von Gotha , aber auch seine Pariser Freunde Abschriften besafsen, ohne Voltaires Wissen und Wollen in Berlin und in Holland zugleich erschien. Das Werk trug damals den Titel: »Abrégé de l'Histoire Universelle«. — Voltaire hatte es nur für einen engen Kreis aufgeklärter Freunde berechnet. Denn dafs die öffentliche Meinung im grofsen ganzen, dafs besonders die Kirche Voltaires Art, die Geschichte vom rein menschlichen und natürlichen Gesichtspunkt aus zu erklären, nicht unbeanstandet lassen würde, wufste der Verfasser. — Besonders ungelegen mufste diese Veröffentlichung ihm jetzt kommen, wo er, wie es scheint, vergeblich auf Einlafs in Paris wartete. —

Wen Voltaire als Urheber dieses unerlaubten Drucks anklagen sollte, wufste er nicht. — Er liefs, um sich nach Kräften zu sichern, durch zwei Notare, denen er sein eigenes Manuskript und die holländische Ausgabe vorlegte, feststellen, das Werk sei in entstellter und verstümmelter Form gedruckt und liefs diese Erklärung veröffentlichen. — Alle Druckfehler und Entstellungen der Welt konnten aber an dem Geiste des Buches nichts ändern, und dieser Geist war es, der den französischen Klerus, besonders die Jesuiten, als Zionswächter auf die Bresche rief.

In dem »Abrégé de l'Histoire Universelle« sagte Voltaire mit leuchtender Klarheit und machte Voltaire dem grofsen Publikum alles verständlich, was Montesquieu in seinem »Esprit des Lois« von 1748 nur dunkel, abgerissen und verworren gesagt hatte.

Obgleich Voltaire bis zum Jahre 1768 immer wieder an diesem Werke gearbeitet und ihm erst damals die Gestalt und den Titel gegeben hat, unter dem es uns heute bekannt: »Essai sur les Mœurs et l'Esprit des Nations«, soll es doch hier gleich in dieser endgiltigen Gestalt besprochen werden.

Voltaire beginnt mit einer Einleitung, mit einer Entwickelungsgeschichte der Erde, die sich von der biblischen Überlieferung scharf trennt. Er spricht von den vorweltlichen, gewaltsamen Veränderungen des Erdballs, der langsamen Entstehung und Vermehrung der menschlichen Rassen, den Verheerungen durch Feuer und Wasser, denen sie ausgesetzt, dem Urzustande, in dem sie sich befanden. — Voltaire schildert diesen als einen Zustand nicht der Glückseligkeit und Sittenreinheit, sondern der Roheit, Wildheit und Unwissenheit. Er erörtert die Schwierigkeit der menschlichen Sprachbildung, ein Problem, das

Herder später wieder aufnimmt. Er erörtert die Entstehung der Religion. Hier zeigt sich ein Fortschritt in Voltaires philosophischen Anschauungen; auch die Religion faſst er jetzt entwicklungsgeschichtlich auf, als entstanden aus mystischem Gefühl, Furcht, Angst, Ahnen und Sehnen. Er sieht selbst in dem religiösen Gefühl nicht mehr etwas Absolutes, Offenbartes, sondern das Produkt einer langsamen Entwickelung. — Er geht dann zu den moralischen Anschauungen der sich entwickelnden Völker über. In diesem Punkte ist er seiner alten Anschauung treu geblieben, und nach wie vor, im Gegensatz zu Locke, behauptet er, die Moral sei auf der ganzen Welt die gleiche: liebe deinen Nächsten.

Die Art, wie er diese Gleichförmigkeit erklärt, zeigt aber wiederum den Einfluſs der Entwickelungsgeschichte auf Voltaire. Auch die menschliche Moral, wie das religiöse Gefühl, ist ihm nun etwas geschichtlich Gewordenes; da aber die menschliche Natur überall gleich, da Sinne und Vernunft überall dieselben, meint Voltaire, müsse aus denselben Erfahrungen gleichartiger Geschöpfe auch überall die gleichartige Moral entstanden sein.

Voltaire spricht sich dann über die besonderen Formen des religiösen Kultus aus. In den äuſseren Ceremonieen und in den Dogmen der Kirche sieht und haſst er Werke der Gewalt, der List, des Betruges, die überall zu Verfolgung und Unduldsamkeit geführt haben. Orakel, Wunder, Magie und Opfer unterzieht er einer rationalistischen Kritik.

Mit einer Geschichte der Juden und der Römer schlieſst die Einleitung.

Dann folgen eingehende Studien über Geschichte und Civilisation der Chinesen, der Inder, der Mohammedaner und Ägypter, über die Anfänge des Christen-

tums, die Kirche, die Sitten, die Rechtspflege unter Karl dem Grofsen und ähnliches. Voltaire verfolgt die ganze europäische Geschichte bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, und was für jene Zeit ganz neu war, was gänzlich auf persönlichen Studien beruhte, waren Kapitel wie folgende:

Über Sitten, Gebräuche, Handel und Gewerbe in Europa während des 13. und 14. Jahrhunderts. — Über die Geldverhältnisse, die Renten und den Wucher in jener Zeit. — Über das Feudalwesen. — Über die geistlichen Orden u. s. w. Kurz, hier war eine Kulturgeschichte, wie sie so umfassend, so falslich und so klar noch niemand vorher geschrieben.

Dafs Voltaire als Historiker geduldig, zuverlässig und genau gearbeitet hat, gestehen sogar Kollegen ihm zu. Der eine, Robertson, ein Zeitgenosse, sagt: wenn Voltaire nur mit gelehrtem Apparat arbeiten und überall Noten und Quellen hätte anführen wollen, würde er sich den Ruf eines grofsen Gelehrten erworben haben. Das gleiche Urteil finden wir bei Henri Martin: »Ce n'est guère sur les faits que Voltaire se trompe: il avait une vaste lecture et une mémoire intarissable; il est en général bien plus informé, plus exact et même plus impartial envers les personnes qu'on ne se le figure communément.«

Was Henri Martin Voltaire vorwirft, ist, keine Philosophie der Geschichte gegeben zu haben.

Der Vorwurf ist ungerechtfertigt. Indem Voltaire Entwickelungsgeschichte schrieb, den langsamen Fortschritt der Menschen während langer Jahrhunderte nachwies, betonte, dafs irdisches Behagen und irdische Gerechtigkeit Ziel der Menschheit seien, gab er der Geschichte eine Philosophie, die Philosophie des Fortschritts, die sich in scharfen Gegensatz zu der Philo-

sophie z. B. des christlichen Spiritualisten Bossuet stellt. — Für diesen lag das Ziel des einzelnen Menschen und der Menschheit im Seelenheil des Jenseits; Voltaire lehrte als unser Ziel den materiellen wie den geistigen Fortschritt auf Erden betrachten.

Er hat das Verdienst, seiner Zeit eine populäre Kultur- und Entwickelungsgeschichte zu geben, teuer genug bezahlt. Obgleich er sich, um die Geistlichkeit zu besänftigen, an alle einflufsreichen Persönlichkeiten Frankreichs, an den Erzbischof von Paris, an den damaligen Minister Malesherbes, an die Favoritin Pompadour wandte, und um nach Paris zurückkehren zu dürfen, that er doch alle Schritte vergebens. — Das jesuitische Element im Elsafs erhob sich geradezu gegen ihn, und Voltaire, für seine persönliche Sicherheit besorgt, beschlofs, einen eklatanten Beweis seiner Rechtgläubigkeit zu geben und zu Ostern das Abendmahl zu nehmen. Voltaire hat diese Ceremonie noch zweimal in seinem Leben wiederholt und jedesmal ohne die geringste Scham darüber zu empfinden. Er gestand der Kirche das Recht über seine Gedanken nicht zu; er glaubte genügende Gründe zu haben, ihr auch die von ihr verlangte moralische Autorität abzustreiten; er beschuldigte sie der Heuchelei und der Lüge. Wollte sie ihm um seiner Gedanken willen an den Hals, so hielt er sich für berechtigt, ihr seinerseits durch eine äufserliche Unterwerfung unter ihre äufserlichen Ceremonieen etwas vorzuheucheln und vorzulügen. Seine Meinung darüber stand ein für allemal fest: »C'est utile,« sagt er, »vous m'appellerez hypocrite tant que vous voudrez.«

Im Frühjahr 1754 ging Voltaire nach Plombières in den Vogesen ins Bad. — Er traf dort seine Schutzengel, die beiden d'Argental, und Madame Denis. In Plombières lebte Voltaire still für sich, die Menge der

Badegäste meidend, mit der Fortsetzung des »Essai sur les Mœurs« und noch mehr mit dem Gedanken, wo er sein Haupt niederlegen sollte, beschäftigt.

Damals begann Voltaire seine Übersiedelung nach der Schweiz in Erwägung zu ziehen. Obgleich er briefliche Beziehungen zu Friedrich II. wieder aufgenommen, obgleich Friedrichs Schwester, die Markgräfin von Baireuth, ihn in Colmar besuchen kam, war an eine Rückkehr nach Preufsen nicht mehr zu denken.

Eine kleine Reise, die Voltaire im November nach Lyon unternahm, machte ihm endgültig klar, dafs er gut thäte, seinen Wohnsitz auch aufserhalb Frankreichs zu verlegen. — Von seinem Sekretär Collini begleitet. stattete er in Lyon dem Kardinal de Tencin, einem Onkel d'Argentals, Besuch ab. Der Empfang war derart, dafs Voltaire nach kurzer Audienz, auf seinen Sekretär gelehnt, seinen Wagen mit den Worten bestieg: »Ce pays n'est pas fait pour moi.«

Dabei waren gewaltige, geistige Veränderungen in Frankreich vorgegangen. Voltaire stand nicht mehr allein als Aufklärer da; die neuen Ideeen waren seit etwa 1745 von einer ganzen Generation junger Männer aufgenommen worden.

Seit 1745 erschienen Jahr auf Jahr philosophische Schriften kühnster Art: 1746 Condillacs »Essai sur l'origine des connaissances humaines«; Diderots »Pensées philosophiques«; 1748 Montesquieus »Esprit des lois, la Mettries, l'Homme-machine«; endlich 1751 Rousseaus Discours: »Le progrès des arts et des sciences a-t-il contribué à améliorer ou à corrompre les mœurs?« Seit 1751 hatten Diderot und d'Alembert auch das grofse Werk der Aufklärung, die Encyklopädie, begonnen.

Aufklärer wünschten alle diese Männer zu sein, die Übermacht der Kirche wünschten sie alle zu brechen, Gedankenfreiheit, freie Forschung war ihrer aller Ziel.

Trotzdem vertraten sie verschiedene Nuancen philosophischer Anschauung; die einen, wie Condillac und La Mettrie, waren Materialisten und Atheisten, seit 1749 trat zu ihnen Diderot. Die anderen, wie Montesquieu, d'Alembert, Rousseau, obgleich Sensualisten und Rationalisten, waren, gleich Voltaire, Deisten geblieben.

Die Saat der Aufklärung, die in erster Linie Voltaire und Montesquieu von 1717 an ausgestreut, war nun so üppig aufgegangen, dafs die französische Regierung seit 1749 bereits glaubte, mit Sichel und Sense darüber herfahren zu müssen.

Sie verfolgte die neue Sekte, die sich »Les Philosophes« nannte; sie kerkerte z. B. 1749 Diderot wegen seiner »Lettres sur les Aveugles« in Vincennes ein, gewann jedoch weiter nichts dabei, als dafs der ausgeübte Druck die Gezwängten steifnackiger und das Publikum auf sie aufmerksam machte.

Da der nun 60jährige Voltaire doch eben kein Jüngling mehr war, da er glaubte, an Bastillegefangenschaft, Verbannung, Verfolgung sein Teil ertragen zu haben, da der Aufenthalt in Frankreich ihm weder Sicherheit noch Ruhe versprach, wählte er seinen Wohnsitz in einem Lande, wo der Boden ihm nicht unter den Füfsen brannte und das Damoklesschwert einer Verhaftung nicht immer über seinem Haupt schwebte. Was Voltaire an der Schweiz besonders lockte, war die dort herrschende Prefsfreiheit.

Als ein Land der Freiheit betrat Voltaire die Schweiz. Er begab sich zuerst nach Genf, wo er am



Diderot.

13. Dezember 1754 ankam und von der angesehenen und ihm befreundeten Familie Tronchin bewillkommnet wurde. Er verbrachte die nächsten zwei Monate aber in Schlofs Prangins, wo ein Herr Guyuer ihm Gastfreundschaft bot. — Voltaire fühlte sich in Prangins sehr wohl und befand sich in vollster Thätigkeit. Den ewigen »Essai sur les Mœurs« bearbeitete und erweiterte er, amüsierte sich mit der Fortsetzung der »Pucelle« und schrieb dazu ein Drama »L'Orphelin de la Chine«, ein Zeichen, dafs der Saft in dem alten Baume wieder voll trieb.

Inzwischen beschäftigte ihn seine Ansiedelung auf Bernerischem Gebiet, und im Februar kaufte er ein Haus in Monrion, zwischen Lausanne und dem Genfer See gelegen. Das sollte sein Winteraufenthalt werden. — Gleichzeitig verhandelte er auch über Ankauf eines Sommersitzes auf Genfer Gebiet, und seine Wahl fiel auf das von ihm Les Délices genannte Landgut, welches an der Lyon-Genfer Heerstrafse auf dem rechten Rhoneufer lag. Da einem Katholiken der Ankauf auf dem protestantischen Genfer Gebiet nicht gestattet war, bediente sich Voltaire bei Abschlufs dieses Geschäftes der Vermittelung des Genfer Staatsrats Tronchin. Der Genfer Rat, der den reichen Fremdling, von dem man sich grofsen Aufwand versprach, gerne kommen sah, gestattete Voltaire darauf durch besonderen Beschlufs, die protestantische Republik zu bewohnen. — So zog Voltaire bereits im Frühjahr 1755 in Les Délices ein, die er am 8. September desselben Jahres für 87000 Livres in seinem eigenen Namen käuflich erwarb. — Darauf begab Madame Denis sich von Paris zu ihrem Onkel nach der Schweiz. — Bauen und Einrichten waren schon früher in Cirey Voltaires Lust gewesen. Der 60jährige Mann schrieb jetzt entzückt wie ein Kind an den alten Freund Thieriot:

»Ces Délices sont à présent mon tourment. Nous sommes occupés, Madame Denis et moi, à faire bâtir des loges pour nos amis et pour nos poulets. Nous faisons faire des carosses et des brouettes; nous plantons des orangers et des oignons, des tulipes et des carottes . . .«

An d'Argental berichtet er:

»Je ne parle qu'à des maçons, à des charpentiers, à des jardiniers; je fais déjà tailler mes vignes et mes arbres. Je m'occupe à faire des basses-cours.«

Denken wir uns also Voltaire inmitten der Gärtner und Handwerker, der Balken und Bäume, der Hühnerställe und Gastzimmer: immer im Gange, lebhaft, zankend, scheltend, neckend, in unerschöpflicher Lebenskraft. — Wie er selbst sagte: »Je me suis fait roi chez moi.«

Aber wie zahlreicher Enttäuschungen am französischen und am preufsischen Hofe, in Paris, Berlin, Frankfurt, Lyon, hatte es bedurft, bis dieser Entschlufs in Voltaire reifte, bis es ihm genügte, ohne Hofamt und Hoftitel, als unabhängiger Privatmann, als ein moderner Schriftsteller aufzutreten, der, auf eigenem Grund und Boden stehend, Europa durch seines Geistes Kraft beeinflufst und zum Teil beherrscht hat!

Die sogenannte Republik Genf besafs in Wirklichkeit eine aristokratische Regierung und Verwaltung. Allerdings nahm jeder Genfer Bürger, der 21 Jahre alt und Steuerzahler war, an den Wahlen zum Conseil Général teil. Der Conseil Général wählte dann den Conseil des deux-cents, der die gesetzgebende Macht besafs, und dieser wiederum erwählte den Petit Conseil, aus 25 Mitgliedern bestehend, der die ausführende Gewalt darstellte. So durchgesiebt, kamen aber vorwiegend die Vertreter der grofsen Familien in die Staatsregierung, der gewöhnliche Genfer Bürger hatte


HENRY LOUIS LEKAIN COMEDIEN ORD. DU ROY
Du Costume oublié Zélé restaurateur,
C'est lui qui dans ses droits rétablit Melpomène.
A chaque Personnage il offre un autre Acteur
Il étonne, il impose, il subjugue, il entraîne.

Lekain.

wenig, der Eingewanderte hatte bei der Stadtverwaltung gar nicht mitzusprechen. Eine strenge Kleiderordnung sorgte für die Unterscheidung der Stände. Die Aufrechterhaltung strenger Sitten lag der Compagnie des Pasteurs ob, die auch das Privatleben des einzelnen beaufsichtigte. — Das Theater war in Genf verfehmt, der Tanz eine Sünde. Der wachsende Reichtum und Luxus der Stadt sollte durch Gesetze eingedämmt werden, und jugendlichen Nachtschwärmern suchte man das Handwerk dadurch zu legen, daſs man bei Sonnenuntergang die Genfer Stadtthore schloſs.

Gegen ökonomische Verhältnisse kämpfen papierne Gesetze jedoch vergebens: seit 1750 begann Genf durch die groſsen Vermögen, die sich dank des blühenden Handels dort angehäuft hatten, weltlich zu werden. Es bildeten sich zwei Parteien in der Stadt, die eine hielt an der calvinistischen Einfachheit fest, die andere wollte munter und geputzt ins heitere Leben hinausschwirren. — Selbst die protestantischen Geistlichen wurden von dem neuen Geiste berührt, und Voltaire schreibt über diesen Punkt:

»Genève n'est plus la Genève de Calvin,« d. h. keine unduldsame Protestantenstadt mehr. »Le christianisme raisonnable de Locke est la religion de presque tous les ministres, et l'adoration d'un être suprême jointe à la morale, est la religion de presque tous les magistrats.«

Voltaire glaubte also in Genf sein Ideal, das eines dogmenlosen, aufgeklärten und verständigen Christentums, gefunden zu haben. Die Probe auf das Exempel sollte er bald machen.

Er erhielt im Sommer 1753 nämlich den Besuch des ihm befreundeten Schauspielers Lekain in Les Délices und lieſs dort vor einem Publikum von Genfer

Freunden Theater spielen. Unter diesen Zuschauern befanden sich auch die Brüder Tronchin. Durch sie wurde Voltaire von dem Nachspiel unterrichtet, das seine Theateraufführung im Genfer Rat gefunden: man nahm die Sache dort nicht leicht, beraumte eine eigene Sitzung an und wollte Voltaire wegen Gesetzesübertretung maſsregeln. Hiervon durch die Tronchin unterrichtet, schrieb der gewandte Mann ein feines Brieflein, in dem er sich bei dem Rat dafür entschuldigte, ein Gesetz verletzt zu haben, dessen Existenz er nicht gekannt.

Um jene Zeit sandte Jean Jacques Rousseau Voltaire eines seiner Werke: »Le progrès des arts et des sciences a-t-il contribué à améliorer ou à corrompre les mœurs?«, in welchem er den Fortschritt der Kultur als einen Fluch der Menschheit darstellte.

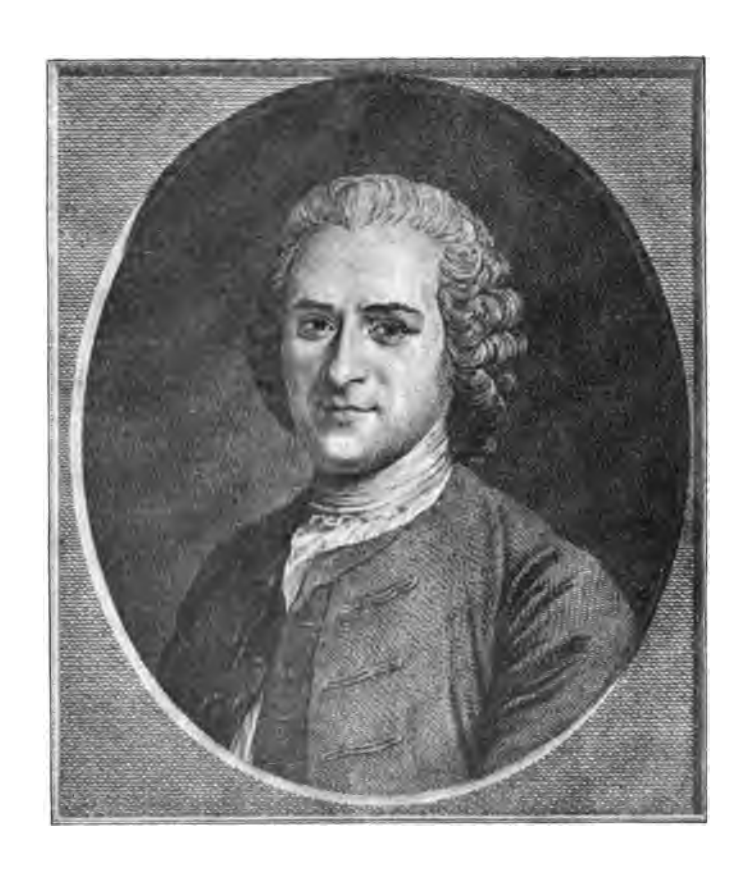
Voltaire schrieb am 30. August 1753 darüber an Rousseau:

»J'ai reçu, monsieur, votre nouveau livre contre le genre humain, je vous en remercie. Vous plairez aux hommes, à qui vous dites leurs vérités, mais vous ne les corrigerez pas . . . On n'a jamais employé tant d'esprit à vouloir nous rendre bêtes; il prend envie de marcher à quatre pattes.«

Worauf Jean Jacques antwortete:

». . . Je n'aspire pas à nous rétablir dans notre bêtise quoique je regrette beaucoup, pour ma part, le peu que j'en ai perdu.

»Le goût des lettres et des arts naît chez un peuple d'un vice intérieur qu'il augmente; et s'il est vrai que tous les progrès humains sont pernicieux à l'espèce, ceux de l'esprit et des connaissances qui augmentent notre orgueil et multiplient nos égarements,



Jean Jacques Rousseau.

accélèrent bientôt nos malheurs. Mais il vient un temps où le mal est tel que les causes mêmes qui l'ont fait naître sont nécessaires pour l'empêcher d'augmenter: c'est le fer qu'il faut laisser dans la plaie, de peur que le blessé n'expire en l'arrachant.

»Quant à moi si j'avais suivi ma première vocation et que je n'eusse ni lu ni écrit, j'en aurais sans doute été plus heureux. Cependant si les lettres étaient maintenant anéanties, je serais privé du seul plaisir qui nous reste.«

Demnach betrachtete Rousseau die Civilisation und Kultur wohl als ein Unglück und ein Übel, jedoch als ein Unglück und ein Übel, das heute nicht mehr zu ändern, das der Menschheit, gerade so wie der Alkohol dem Trinker, zur Gewohnheit geworden sei. Man versteht Rousseau demnach falsch, wenn man ihn für einen Feind der bestehenden Kultur erklärt: wie sein letzter Satz beweist, hatte auch er sich an dieses süſse Gift gewöhnt und lebte sogar von litterarischen Produktionen.

Das einzige, was er durch seine Angriffe gegen die Civilisation erreichen wollte, war, sie in ihrer damaligen Phase festzuhalten, ihre Entwickelung und Ausbreitung zu verhindern. In Augenblicken, wo Rousseau die bestehende Welt so recht verderbt erschien, pflegte er dann den glückseligen Urzustand der Menschen heraufzubeschwören, von dem man nicht weiſs, ob Rousseau wirklich an seine einstmalige Existenz geglaubt oder ihn nur zum Zwecke der Deklamation konstruiert hat. In Hinblick auf diesen glückseligen Urzustand predigte er dann in erleuchteten Augenblicken die Rückkehr zur Natur, obgleich er in ruhigen Momenten von deren Unmöglichkeit völlig überzeugt war.

Voltaire, welcher in der Einleitung zum »Essai sur les Mœurs« die Urzustände der Menschheit als Zustände der Roheit, Grausamkeit und Ungerechtigkeit geschildert, konnte weder Jean Jacques' Auffassung, noch seinen Wunsch, die Kultur aufzuhalten, teilen. Er hatte sich ja bereits 1736 im »Mondain« als ein Freund der Civilisation gezeigt.

Dieser Gegensatz zwischen beiden Männern trat bereits im August 1755 zu Tage. — Der Herbst desselben Jahres brachte Voltaire und Rousseau ein zweites Mal im Streit der Weltanschauungen aneinander. Unter den roten Reben, inmitten der blühenden Blumen seines Landsitzes, wurde Voltaire durch die Nachricht vom Erdbeben von Lissabon aufgeschreckt. Wir wissen, welchen Eindruck das fürchterliche Ereignis auf das Kind Wolfgang Goethe ausübte: die Wirkung auf den Greis Voltaire war keine geringere. — Wie soeben gesagt, blickte Voltaire mit hoffnungsfreudigen Augen in die Zukunft der Menschheit, die er sich unter dem Schutze einer gütigen Gottheit stehend dachte. Obgleich er sich die Mängel und Leiden der Welt nicht verhehlte, so durfte er sich doch, besonders im Vergleich zu Jean Jacques, einen Optimisten nennen. Zu Voltaires Optimismus gehörte es auch, dafs er in seinem Gott eine intelligente und gütige Macht sah, die keine unnötigen Grausamkeiten geschehen liefs. Nun vernichtete das schreckliche Erdbeben Tausende von Menschenleben, ohne dafs irgend ein intelligenter Zweck dadurch gefördert wurde.

Voltaire vermochte diese zwecklose Mörderei mit seinen Anschauungen von dem Wesen der Gottheit nicht zu vereinigen, und in den Versen des »Poème sur le désastre de Lisbonne« rang seine ge-

ängstigte Seele nach Klarheit, nach einem Ausweg aus den Widersprüchen, in denen sie sich abmühte.

Voltaire stellte sich darin folgende Fragen: Ist dieses fürchterliche Unglück mit der Annahme eines allgütigen Gottes zu vereinen? Ist Gott nicht mächtig genug, das Gute zu thun? Ist das Böse mächtiger als er? Ist dieses Unglück eine Strafe für menschliche Sünden? Aber Gott hat ja den Menschen selbst gemacht, warum liefs er ihn dann schuldig werden? Oder bekümmerte er sich um den einzelnen nicht? Voltaire kommt über diese Dinge nicht ins klare: in seinem Optimismus tief erschüttert, bleibt ihm nur die Hoffnung auf den Fortschritt aller Kenntnisse, alles Wissens, die eines Tages vielleicht eine Lösung dieser damals unlöslichen Widersprüche gestatten würden.

Das Gedicht, als ein Beweis von den geistigen Ängsten, in denen Voltaire gerungen, verdient wenigstens zum Teile citiert zu werden.

Tout est bien, dites-vous, et tout est nécessaire.
Quoi, l'univers entier, sans ce gouffre infernal,
Sans engloutir Lisbonne, eût-il été plus mal?
Ce malheur, dites vous, est le bien d'un autre être.
Ne me consolez point, vous aigrissez mes peines.
Eléments, animaux, humains, tout est en guerre.
Il le faut avouer, le mal est sur la terre.
Mais comment concevoir un Dieu, la bonté même,
Qui prodigua ses biens à ses enfants qu'il aime
Et qui versa sur eux les maux à pleines mains?
Quel œil peut pénétrer dans ses profonds desseins?
De l'Etre tout parfait le mal ne pouvait naître;
Il ne vient point d'autrui, puisque Dieu seul est maître;
Il existe pourtant. O tristes vérités!
O mélange étonnant de contrariétés!
Un Dieu vint consoler notre race affligée;
Il visite la terre, et ne l'a point changée!
Un sophiste arrogant nous dit qu'il ne l'a pu;
Il le pouvait, dit l'autre, et ne l'a point voulu:

»Il le voudra sans doute« et tandis qu'on raisonne
Des foudres souterraines engloutissent Lisbonne.
Ou l'homme est né coupable et Dieu punit sa race,
Ou ce maître absolu de l'être et de l'espace,
Sans courroux, sans pitié, tranquille, indifférent,
De ses premiers décrets suit l'éternel torrent;
Ou la matière informe, à son maître rebelle,
Porte en soi des défauts nécessaires comme elle.
Ou bien Dieu nous éprouve, et ce séjour mortel
N'est qu'un passage étroit vers un monde éternel.
Quelque parti qu'on prenne, on doit frémir sans doute.
Il n'est rien qu'on connaisse et rien qu'on ne redoute.
Je suis comme un docteur; hélas je ne sais rien.
Que peut donc de l'esprit la plus vaste étendue?
Rien: le livre du sort se ferme à notre vue.
L'homme étranger à soi, de l'homme est ignoré:
Que suis-je, où suis-je, où vais-je, et d'où suis-je tiré?
Atomes tourmentés sur cet amas de boue,
Que la mort engloutit, et dont le sort se joue,
Mais atomes pensants, atomes dont les yeux
Guidés par la pensée, ont mesuré les cieux,
Au sein de l'infini nous élançons notre être,
Sans pouvoir un moment nous voir et nous connaître.
Un jour tout sera bien, voilà notre espérance,
Tout est bien aujourd'hui, voilà l'illusion.

Jean Jacques im Gegensatz zu Voltaire fand in dem Erdbeben von Lissabon eine Bestätigung seiner bisherigen Weltanschauung, des Pessimismus. Die Menschen allein, die Kultur, sagte er, sind an diesem Unglück schuld, und er schrieb an Voltaire:

»... Convenez par exemple que la nature n'avait point rassemblé là 20 000 maisons à 6 et à 7 étages et que si les habitants de cette grande ville avaient été dispersés plus également et plus légèrement logés, le dégât eût été beaucoup moindre et peut-être nul.«

Das Einzelschicksal, meinte Rousseau, gehe den Schöpfer nichts an:

»Il n'est pas question de savoir si chacun de nous souffre ou non; mais s'il est bon que l'univers fût et

si nos maux étaient inévitables dans la constitution de l'univers . . au lieu de dire: tout est bien, il faut dire tout est bien pour le tout.«

»La Providence est donc facile à justifier et l'optimisme à défendre.«

So kommt in diesem zweiten Prinzipienstreit des Jahres 1755, der übrigens erst im Laufe von 1756 seine Erledigung fand, der Pessimist Rousseau zu einer weit optimistischeren Auffassung, als der bisherige Optimist Voltaire.

Im »Dictionnaire Philosophique« (1764) hat Voltaire sich dann noch einmal über diesen Gegenstand geäufsert: »Die Frage nach dem Ursprung des Übels in der Welt ist eine ebenso schwierige wie wich tige, handelt es sich dabei doch um das ganze Leben des Menschen.«

»Für Gott giebt es weder Gut noch Böse, in der Natur ist eben alles notwendig.«

»Während wir in unserem Ameisenhaufen um einen Strohhalm zanken, geht die Natur nach ewigen, ehernen Gesetzen ihren Gang, und wir Atome haben ihnen zu gehorchen.«

Voltaire teilt um jene Zeit also Rousseaus Auffassung, dafs die Gottheit, unbekümmert um das Einzelschicksal, ihre grofsen Ziele verfolgt, und sagt:

»Nous n'avons pas le front de dire tout est bien; nous disons tout est le moins mal que possible.«

»Dieu ayant agi pour le mieux, n'a pu agir mieux.«





Fünfzehntes Kapitel.

1756—1759.

D'Alembert besucht Voltaire in Les Délices. — Voltaire, Saurin und Haller. — De l'Esprit. — Die Encyklopädie verboten. — Les Philosophes. — Fréron. — Voltaire kauft Tournay und Ferney.

Auf diese Zeit intensiver, geistiger Thätigkeit folgte für Voltaire ein fröhlicher Winter in Monrion bei Lausanne. War in Lausanne der Reichtum auch geringer als in Genf, so der Charakter der Stadt doch ein heiterer und lebhafterer. Der Schatten Calvins fiel nicht auf alle Lustbarkeit, das Theaterspielen war dort erlaubt, eine Bühne wurde in Voltaires Hause errichtet, »Zaïre« ging dort mit Gepränge in Scene, Voltaire selbst spielte mit und schlüpfte oft des Morgens schon in sein Theaterkostüm. Madame Denis tragierte gleichfalls, Mesdames d'Aubonne und de Constant waren die schönen Frauen des Kreises, ein junges Ehepaar, de Brenles, intime Freunde des Hauses, und der berühmte Dichter, Naturforscher und Salinendirektor Haller, geruhte auch manchmal sein Antlitz in dieser weltlichen Gesellschaft leuchten zu lassen.



Der Arzt Tronchin.

Kaum war der Winter vorüber und Voltaire Anfang März 1756 wieder nach Les Délices zurückgekehrt, so begrüfsten ihn dort seine Genfer Freunde vollzählig. Zu ihnen zählten sämtliche Tronchin, der Arzt, der Staatsrat, der Bankier, der Staatsanwalt; Voltaires Verleger, die zwei Gebrüder Cramer, bei denen er eine neue Ausgabe seiner Werke vorbereitete; die zungenfertige und witzige Frau Cramer und andere mehr. Alle diese Gäste waren Leute von Bildung und Geschmack, zum Teil auch gute Schauspieler. Den Brüdern Cramer hatte man die Spitznamen der Marquis und der Prinz gegeben.

Auch ein Maler und Silhouettenkünstler, der später eine ganze Reihe Bilder aus Voltaires Privatleben entwarf, der Chevalier Jean Huber ging bei ihm ein und aus. Nachdem Voltaire Anfang Mai eine kleine Reise nach Bern gemacht, über deren Zweck wir nicht unterrichtet sind, kehrte er nach Les Délices zurück, wo ihn zuerst sein Sekretär Collini verliefs und dann sein Freund und Kollege d'Alembert besuchte. Collini ging, weil er sich einer groben Ungezogenheit und Bosheit gegen Madame Denis schuldig gemacht hatte, die mit ihrer Eitelkeit, ihrem Kokettieren und Theaterspielen, allerdings wohl Anlafs zum Spott gab. — Das Urteil, welches Collini über Voltaire fällt, in dessen nächster Umgebung er 4 Jahre gelebt, ist dem Brotherrn, dessen Charakter so häufig angegriffen, sehr günstig. Collini sagt, Voltaire sei allerdings gereizt und aufbräusend, aber im übrigen gütig und hilfsbereit gewesen:

»Voltaire avait un cœur humain et compatissant; il exerçait particulièrement cette disposition naturelle sur l'innocence opprimée, sur les victimes de la méchanceté, de l'imbécilité et du fanatisme des hommes . . . Il

pratiquait surtout . . . l'hospitalité, accordée sans orgueil et sans ostentation«.

Besonders verteidigte Collini Voltaire gegen den Vorwurf des Geizes. Er setzt hinzu: »Qui aurait secouru Voltaire dans sa vieillesse s'il eût été pauvre?« Eine treffende Bemerkung; hätte Voltaire nicht für sein weltliches Fortkommen gesorgt, seine Feinde hätten in seiner Armut eine Strafe des Himmels gesehen. »Il n'était avare que de son temps,« meint Collini, ein edler Geiz, ohne den Voltaire nicht geleistet hätte, was er geleistet.

Mit seinem Freunde d'Alembert brauchte Voltaire nun nicht zu fürchten, seine Zeit zu verlieren. Er stand seit Jahren in freundlichem Verkehr mit d'Alembert und Diderot, den beiden Leitern der Encyklopädie. Er hatte das grofse Unternehmen, in der Encyklopädie ein Lehrbuch der Aufklärung, der Philosophie und des Freidenkens zu geben, aufs eifrigste gebilligt. Der Gedanke, in einem Konversationslexion die ganze Welt in philosophischem Lichte erscheinen zu lassen, fand seinen freudigsten Beifall. Der erste Band der Encyklopädie erschien 1752, als Voltaire in Berlin war, aber er schrieb von da aus an d'Alembert:

»Vous et Monsieur Diderot vous faites un ouvrage qui sera la gloire de la France et l'opprobre de ceux qui vous ont persécutés. Paris abonde de barbouilleurs de papier; mais de philosophes éloquents, je ne connais que vous et lui.«

Voltaire trug selbst einige Artikel zu der Encyklopädie bei und schrieb darüber an die Redakteure:

»Ajoutez, retranchez, je vous donne mes cailloux pour fourrer dans quelques coins du mur.«

Vor d'Alemberts Charakter hatte Voltaire höchste Achtung und für den genialen Diderot lebhafte Sympathie. Voltaire hat diese Mitstrebenden nie beneidet,



D'Alembert.

sondern sich stets und auch in gefährlichen Zeiten mit ihnen für solidarisch erklärt.

In einem Gedicht hat Voltaire sich einmal über das stille Behagen seines Landgutes, auf dem er d'Alembert empfing, geäufsert. Er sagt:

O maison d'Aristippe, ô jardins d'Epicure,
Vous qui me présentez dans vos enclos divers,
Ce qui souvent manque à mes vers,
Le mérite de l'art soumis à la nature,
Empire de Pomone et de Flore, sa sœur,
Recevez votre possesseur.
Qu'il soit ainsi que vous, solitaire et tranquille!
Je ne me vante point d'avoir en cet asile,
Rencontré le parfait bonheur:
Il n'est point retiré dans le fond d'un bocage;
Il est encore moins chez les rois;
Il n'est pas même chez le sage:
De cette courte vie, il n'est point le partage,
Il y faut renoncer; mais on peut quelquefois
Embrasser au moins son image.

In solchen friedlichen und zugleich gehobenen Stimmungen haben wir uns also die beiden Philosophen Voltaire und d'Alembert am Ufer des Genfer Sees wandelnd zu denken. D'Alembert besuchte natürlich auch die Stadt Genf, und er scheint dort unter der Hand die protestantischen Pastoren und Magistratspersonen über ihre Glaubensansichten ausgeforscht zu haben. Dabei fand d'Alembert Voltaires Urteil: »Genève n'est plus la Genève de Calvin«, bestätigt und fafste seine Ansicht in die Worte zusammen:

»Le respect pour Jésus-Christ et pour les Ecritures sont peut-être la seule chose qui distingue d'un pur déisme le christianisme de Genève.«

D. h. auch er fand die Genfer Theologen sehr wenig strenggläubig, hingegen recht aufgeklärt und freidenkend. Das war in d'Alemberts Augen hohes Lob, und er nahm sich vor, in dem nächsten Bande

der Encyklopädie, beim Artikel Genf seinen dortigen Freunden dieses Lob coram publico zu erteilen.

Voltaire selbst schrieb in diesem Jahre, 1756, zwei kleine Flugschriften: »Dialogue entre un Jésuite et un Brachmane« und »Dialogue entre Lucrèce et Posidonius«, worin er sich über die Willensfreiheit und über die Mängel der Kirche äufsert und so die Reihe der kirchen- und dogmenfeindlichen Broschüren eröffnet, die seit 1756 ununterbrochen wie ein wilder Bienenhauf von Les Délices und später von Ferney ausgeschwärmt sind. Voltaire gab diese Flugschriften niemals unter seinem Namen heraus; da in Genf keine Zensur bestand, machte ihm der Druck dieser Broschüren keine Schwierigkeit.

Ein gemütlicher Winter folgte wieder in Lausanne, wo Voltaire jetzt ein Haus in der Stadt selbst bezog. Das folgende Frühjahr 1757 brachte um so mehr Aufregungen und zog die Blicke auch wieder auf das Theater der Weltgeschichte, wo seit dem Mai letzten Jahres der Siebenjährige Krieg entfesselt war. In diesem Kriege stand Frankreich auf Österreichs Seite gegen Preufsen.

Voltaire betrachtete diesen Krieg mit sehr gemischten Gefühlen. Mufste er seinem Vaterlande alles Heil, mufste er seinem Gönner Richelieu, der zum französischen Heerführer ernannt war, allen Erfolg wünschen, so vergafs er andererseits doch auch seinen Freund Fédéric nicht, mit dem er sich ja wieder ausgesöhnt, und Friedrichs Niederlagen bei Collin und Zorndorf (1757) erfüllten ihn mit Besorgnis.

Wufste Voltaire doch durch den Marquis d'Argens, dafs Friedrich entschlossen war, an der Spitze seiner Truppen den Tod zu suchen, falls das Kriegsglück ihm weiter abhold sein sollte. In folgenden Versen

hatte der König sich darüber an seinen alten Freund d'Argens ausgesprochen:

Ami, le sort en est jeté;
Las du destin qui m'importune,
Las de ployer dans l'infortune
Sous le poids de l'adversité,
J'accourcis le terme arrêté
Que la nature, notre mère,
A mes jours remplis de misère
A daigné départir par prodigalité.

Daraufhin konnte sich Voltaire nicht enthalten, an den König zu schreiben und mit den Gründen eines Philosophen und Privatmannes, mit den Überlegungen eines wohlmeinenden Patriarchen an den stahlharten Politiker und Preufsenkönig heranzutreten. Voltaires Brief lautete:

»Vous voulez mourir; je ne vous parle pas ici de l'horreur douloureuse que ce dessein m'inspire . . . . Écoutez contre ces sentiments votre raison supérieure, elle vous dit que vous n'êtes point humilié, et que vous ne pouvez l'être; elle vous dit qu'étant homme comme un autre, il vous restera (quelque chose qui arrive) tout ce qui peut rendre les autres hommes heureux: biens, dignités, amis. Un homme qui n'est que roi peut se croire très infortuné quand il perd ses États; mais un philosophe peut se passer d'États. . . .

»Je n'ai d'intérêt dans tout ce que je dis que le bien public et le vôtre«.

Friedrich antwortete darauf:

Je dois en affrontant l'orage
Penser, vivre et mourir en roi.

Dann gewann Friedrich im November 1757 die grofsen Schlachten bei Rofsbach und Leuthen, und vorläufig war nur von der Wiederbesetzung Schlesiens, nicht aber mehr vom Sterben die Rede. Während des Novembers hatte Voltaire übrigens einen sehr an-

mutigen Besuch in Les Délices. Es war die junge Frau d'Epinay, eine Beschützerin Rousseaus, eine Freundin des Baron Grimm, der uns bald beschäftigen wird. Sie kam nach Genf, um dort den berühmten Arzt Tronchin zu konsultieren. Bald siedelte sie von Genf nach Les Délices über. Madame Denis wird von ihr als ein dickes, rundes Dämchen geschildert, häſslich aber gutmütig, eitel, leicht begeistert und daher unwahr, ohne es zu wollen, ohne eigentlichen Geist, aber sich der geistreichen Umgebung recht geschickt anpassend; lebhaft, laut und lärmend, doch ohne zu verletzen und immer etwas verliebt, trotzdem sie sich's nicht merken lassen wollte. »Sie ist,« sagt Madame d'Epinay, »von ihrem Onkel entzückt, und der Onkel, über sie lachend, verehrt sie.« Die beiden folgenden Briefchen geben einen Begriff von Voltaires anmutiger Gastfreundschaft. Er schreibt an Madame d'Epinay:

»Je demande aujourd'hui la permission de la robe de chambre à Madame d'Epinay. Chacun doit être vêtu suivant son état. Madame d'Epinay doit être coiffée par les grâces, et il me faut un bonnet de nuit.«

Sie wiederum schildert in ihrem Tagebuch, wie Voltaire ihr den Hof machen kommt:

»Il m'a témoigné le désir de rester pour voir ce que disent mes yeux noirs quand j'écris; il est assis devant moi, il tisonne, il rit, il dit que je me moque de lui et que j'ai l'air de faire sa critique. Je lui réponds que j'écris tout ce qu'il dit parceque cela vaut bien tout ce que je pense.«

So tändelte man in Les Délices, als Anfang Dezember 1757 d'Alemberts Artikel Genf in der Encyklopädie herauskam. Er erregte in der protestantischen Geistlichkeit Genfs einen gewaltigen Sturm: Man wollte dort nicht als so freidenkend und aufgeklärt hingestellt werden, man widerrief, man klagte



Mme d'Epinay.

d'Alembert des Verrats an, versuchte ihn zum Widerruf zu bewegen. Umsonst; ohne die Namen seiner Gewährsmänner anzugeben, beharrte er auf seiner Erklärung, er habe das ihm in Genf von den protestantischen Pastoren Gesagte genau wiedergegeben.

Voltaire verlebte noch den ganzen Dezember in Les Délices und ging erst im Januar 1758 nach Lausanne, wo er sich in der Rue du Grand-Chêne niederliefs und das fröhliche Gesellschaftsleben und Theaterspielen wieder aufnahm, das ihm in der heiteren Stadt so viele Freunde machte. Im Frühjahr 1758 wieder nach Les Délices übergesiedelt, nahm er dorthin seinen »Essai sur les Mœurs« mit, an dem er, gleich einer Penelope, unaufhörlich arbeitete.

Eine Geschäftsreise führte Voltaire dann für einige Zeit nach Mannheim, wo er dem Kurfürsten Karl Theodor Geld lieh. Voltaire hatte seit Jahren sein beträchtliches Vermögen entweder in Lebensrenten für sich angelegt, wobei er, da man ihn für recht kränklich hielt, 15 bis 20 % Zinsen erhielt, oder er lieh sein Geld zum Zinsfufs von etwa 10 % an Fürsten und adlige Herren, die manchmal wohl säumige, nie aber unehrliche Schuldner waren. Die gröfsten, französischen Namen, die Richelieu, Bouillon, d'Orléans, Villars, Guise etc. standen in Voltaires Rechnungsbüchern, und Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz gehörte auch zu der Schar seiner Schuldner.

Voltaire gedachte den Herbst und Winter wieder nach alter Weise in Lausanne zu verbringen. In den fröhlichen Mummenschanz mischte sich aber diesmal ein Mifston. Voltaire ergriff in Lausanne Partei für den Pastor Saurin. Saurin war ein aus Lausanne gebürtiger, protestantischer Geistlicher, der in Frankreich zum Katholizismus übergetreten war. Als er nach Lausanne zurückkehrte, begann dort in orthodoxen

Kreisen eine Verfolgung gegen ihn. Sein Privatleben, seine Sittlichkeit wurden untersucht, und man wollte ihn seine Bekehrung entgelten lassen. Da trat Voltaire für den bekehrten Protestanten Saurin ein, predigte Duldung, sagte, man solle den Mann in Ruhe lassen und nicht eine unschuldige Familie ins Unglück stürzen. Er wandte sich in dieser Sache auch an den Salineninspektor Haller, dessen Ansehen er zu Gunsten Saurins zu verwenden wünschte. Doch blieb Haller ablehnend kühl. Er liebte Voltaire nicht, er veröffentlichte zuletzt den Briefwechsel, den er und Voltaire über den Fall Saurin geführt. Dadurch entstand Gereiztheit hüben wie drüben, Spaltung der Lausanner Gesellschaft in zwei Parteien und Trübung der fröhlichen Wintergeselligkeit. Der Winter 1758 war der letzte, den Voltaire in Lausanne verlebte. Ein anderes Ereignis beschäftigte Voltaire in dieser Zeit gleichfalls lebhaft und unerfreulich: das Erscheinen des Buches: »De l'Esprit«, von Adrien Helvétius.

Helvétius, der Sohn eines berühmten, französischen Arztes, gehörte auch zu den Philosophen, war seit langen Jahren mit Voltaire, der von dem jüngeren Kollegen die beste Meinung hegte, befreundet und stand mit Voltaire in eifrigem Briefwechsel.

Unter l'Esprit nun verstand Helvétius die Denk- oder Urteilskraft. Er setzte in seinem Werke auseinander, daſs alles Denken auf sinnlichen Eindrücken beruhe, daſs alle Menschen, da sie die gleichen Sinnesreize empfangen, die gleiche Urteilskraft besitzen. Er erklärte jedoch, daſs es keine allgemeingültige Moral gäbe, welche die Stimme des Gewissens der Menschheit verkünde, und daſs die Menschen das Gute oder was sie dafür halten, nur um ihrer selbst willen, nur weil sie selbst dabei ihre Befriedigung fänden, thäten.

Letztere Lehren hielt Voltaire, der stets an die



Helvétius.

Beherrschung der Massen dachte, für verderblich, da er sich sagte, dafs sie jede Autorität zerstören und der Menschheit Zügel zerreifsen müfsten.

Voltaire beklagte die Veröffentlichung von De l'Esprit um so mehr, als sie zu einer allgemeinen Verfolgung der Philosophen Anlafs gab.

Der geistreiche Baron Grimm, auch ein Philosoph, schrieb in seiner »Correspondance littéraire«, in welcher er die europäischen Fürstlichkeiten über die französische Litteratur unterrichtete:

»Le livre De l'Esprit a causé un soulèvement presqu'universel; il a porté un coup en France à la liberté de penser et d'écrire. Journalistes, Evêque de Paris, Parlement l'ont déchiré, condamné.«

Helvétius wurde sein Amt als Maître d'hôtel de la Reine entzogen. Voltaire, obgleich er von Helvétius' Buch nicht erbaut war, tadelte trotzdem diese Unduldsamkeit der Behörden, der Geistlichkeit und der öffentlichen Meinung: »Les livres,« sagte er »ne font ni bien ni mal; 5 ou 600 oisifs parmi 20 millions d'hommes les lisent, et les oublient.« Und er blieb dem Verfasser, trotzdem er dessen Werk mifsbilligte, aufrichtig zugethan: »Je n'aimais point,« sagte er nach Helvétius' Tode 1771, »son livre, mais j'aimais sa personne.«

Als ein heftiger und geschickter Gegner der Philosophen zeigte sich bei dieser Gelegenheit der Kritiker Fréron, der eine litterarische Zeitschrift, die »Année littéraire« herausgab. Er mufs besonders erwähnt werden, weil er auch Voltaire in den folgenden Jahren mehrfach angriff.

Kaum hatte sich das Gewitter über De l'Esprit entladen, so schlug ein Blitz im Hause der Encyklopädie ein. Die Regierung war über die aufklärenden Tendenzen dieses Freiheitswerkes unter-

richtet. Da sie es mit De l'Esprit für solidarisch hielt, erliefs sie im Herbst 1758 ein Verbot gegen die Weiterveröffentlichung der Encyklopädie, von der bis dahin sieben Bände erschienen waren. Diderot, der von der Encyklopädie lebte, glaubte sich dadurch in seiner Existenz getroffen, d'Alembert zog sich seitdem von der Veröffentlichung des Werkes zurück. Voltaire wütete über »die Pfaffen und Heuchler«, beklagte, dafs die Encyklopädie nicht in der freien Schweiz veröffentlicht werde, beschwor die Mitarbeiter, alle zusammen ihre Demission zu geben, statt Sklaven der Buchhändler zu sein und fafste seine Meinung in folgender charakteristischer Stelle zusammen:

»Des engagements avec des libraires! Est-ce bien à un grand homme tel que Diderot de dépendre des libraires? C'est aux libraires d'attendre ses ordres dans l'antichambre! Cette immense entreprise vaudra donc à Monsieur Diderot environ 30000 Livres. Elle devait lui en valoir 200000 et s'ils avaient voulu seulement honorer le petit trou de Lausanne de leurs travaux, je leur aurais fait mon billet de 200000 Livres.«

In dieser Stelle liegt der ganze Voltaire, der praktische Geist, der pekuniär unabhängig und selbständig dastehen wollte, sowohl um seiner selbst als wie um seiner Sache willen. Nie hat Voltaire die Macht, in welcher Form es sei, verachtet, und dieser weltliche, praktische Sinn unterscheidet ihn von den meisten der übrigen Philosophen im Guten wie im Bösen.

Die Verfolgungen, welche die französische Philosophenpartei im Jahre 1758 in Frankreich erdulden mufste, machte der Encyklopädie officiell den Garaus. Allerdings gestattete eine geheime und schweigend erteilte Erlaubnis der Regierung Diderot das Werk zu Ende zu führen, zu Ende zu drucken und dann im Jahre 1772 die übrigen 10 Bände Text auf einmal zu veröffent-

lichen. – Diese immerhin ungünstigen Nachrichten vom philosophischen Kampfplatz in Paris, die Erregung und Erbitterung, die sie erweckten, mufsten Voltaire immer mehr in seinem Entschlufs d'écraser l'infâme bestärken. Er wufste, es waren die Anschauungen der Kirche, welche den Anschauungen der Philosophen im Wege standen, wufste, es war die Kirche, die ihn und die Encyklopädisten verhindern wollte, einen Platz an der Sonne einzunehmen. Voltaire war nun fest davon überzeugt, dafs das Heil der Welt nicht von den engen Dogmen der Kirche, sondern von der weiten Forschung und Toleranz der Aufklärung kommen werde. So glühte, vom Sturm des Jahres 1758 angefacht, in dem über sechzigjährigen Voltaire eine ganz besondere Kampflust auf.

Gegen die Kirche schleuderte er in diesem Jahre die beiden Streitschriften: »Socrate« und »La Mort du Jésuite Berthier«. Philosophische Betrachtungen, die das Erdbeben von Lissabon in ihm angeregt, sprach er in seinem Roman »Candide ou l'Optimisme« aus. Man kann das glänzend geschriebene Büchlein tragisch nehmen, und dann ist die Welt furchtbar, unerträglich; man kann es komisch nehmen, und dann wird man einige fröhliche Stunden verleben. Man kann es endlich philosophisch auffassen und sich sagen, dafs hier in spielender Laune und mit spöttischer Übertreibung sehr ernste Wahrheiten gesagt werden. Voltaire hat absichtlich zu hoch gegriffen und seinen Personen die unmöglichsten und aufserordentlichsten Leiden widerfahren lassen, aber wir brauchen die Verhältnisse nur ein wenig zurechtzurücken, und die Weisheit des Schlusses tritt in ihr volles Licht: ein Spielball unbekannter Mächte, nicht im stande des Lebens Rätsel zu lösen, können wir nichts Besseres thun, als jedes Tages Pflicht er-

füllend, den Kohl in unserem Garten zu bauen und mit den wenigen Menschen zusammenzuhalten, die gemeinsame Erfahrungen und Prüfungen uns genähert.

Um Voltaire zu beweisen, dafs dieses Jahrhundert seinem Ideal noch nicht reif, wurde »Candide« sowohl in Paris von Katholiken, wie in Genf von Protestanten verbrannt. Am 11. Dezember 1758 hatte, Voltaire, der seinen Wohnsitz in Lausanne aufgegeben, die Grafschaft Tournay gekauft, die er auf Lebenszeit für 35000 Livres von ihrem damaligen Eigentümer dem Präsidenten de Brosses erstand. Er verpflichtete sich, den Besitz einst ohne Schädigung zurückzuerstatten und wurde so Eigentümer einer Herrschaft, die, eine Viertelmeile von Genf, aber auf französischem Gebiet gelegen, ihm den Titel Graf von Tournay zu führen erlaubte. Tournay war nicht gerade in sehr wohnlichem Zustande, daher begab sich Voltaire auch hier wieder an ein Bauen und Gärtnern.

Im Sommer 1759 kaufte er dann ein zweites Grundeigentum, die Grafschaft Ferney, welche, an die Grafschaft Tournay stofsend, gleichfalls auf französischem Gebiet (in dem heutigen Departement de l'Ain) gelegen, von Genf daher unabhängig war. Ferney lag an der Grenze des Canton de Vaud, der unter Berner Herrschaft stand, es gehörte unter die Gerichtsbarkeit des Burgundischen Parlaments und zum Kirchsprengel des Bischofs von Annecy. Auch diesen Besitz erwarb Voltaire nur auf Lebenszeit. Die Délices behielt er noch bis zum Jahre 1765. Hier in Ferney, zwar auf französischem Gebiet, doch jederzeit im stande auf Genfer oder Berner Boden hinüberzuflüchten, wurde Voltaire der eigentliche Patriarch. Hier hat sein vielbewegtes Lebensschiff den sicheren Hafen gefunden. Er war weit genug von Paris ent-



Gartenseite des Ferneyer Schlosses.



Vorderseite des Ferneyer Schlosses.

fernt, um keine plötzliche Überraschung zu fürchten; mit den Herren vom Parlament in Dijon stand er gut; und dem protestantischen Genf konnte er auf französischem Boden ein Schnippchen schlagen, was er auch that, indem er vor den Thoren der protestantischen Republik in Ferney ein Haustheater aufschlug, das bald glänzende Erfolge zu verzeichnen hatte.

Mit grofsem Gepränge ergriff Voltaire Besitz von seiner Herrschaft: unter Pauken und Trompetenschall näherte sich der Wagen, in dem Voltaire mit Madame Denis Platz genommen. Die Karosse war von blauer Farbe mit silbernen Sternen; Madame Denis trug ihr reichstes Kleid und alle ihre Diamanten, Voltaire ein rotes Wams mit Hermelinverzierungen. Unter Glockenklang, Hochrufen und Böllerschüssen hielt der Herr von Ferney seinen Einzug, die Bauernschaft und der benachbarte Adel waren zum Empfang versammelt, die jungen Mädchen überreichten Blumen, der Pfarrer von Ferney las die Messe in der Dorfkirche, begrüfste dann den künftigen Herrn mit einer Rede und wurde von Voltaire aufgefordert, eine Bitte für die Armen zu thun. Dann begaben sich »die Herrschaften« nach dem Schlofs, das in weifser Ruhe vor der glorreichen Alpenkette lag. Angenehme Gedanken mögen Voltaire durch das greise Haupt gezogen sein: War der einstige Springinsfeld, der leichte Jünger der Tempelrunde, der Bastillegefangene, der nach England Verbannte, der tolle Reimer der »Pucelle« und des »Akakia«, der in Frankfurt Verhaftete nun doch auf solch sichere Höhen des Besitzes und Ruhmes gestiegen, dafs er, wie ein Vertreter des alten Adels, der bevorrechtigten Stände des ancien régime, von seinen »Unterthanen« und Freunden umgeben, den Guts- und Patronatsherrn spielen konnte!

Denn als ein solcher und ganz im Stile eines alten

Grandseigneur trat Voltaire in Ferney auf. Er gedachte für das Ländchen Gex, dem sein Besitz Ferney angehörte, landesväterlich zu sorgen. Er wollte sein kleines Volk beglücken, den Wohlstand heben, die Erziehung bessern, Toleranz üben und mit Pfarrer und Bischof in Frieden leben, solange dieselben es ihm gestatteten.

»Ein religiöser Kultus, ein Priester,« sagte Voltaire, »sind an und für sich kein Übel. Ein guter, sanfter, und frommer, jedoch nicht abergläubischer Priester, der dazu mildthätig und duldsam ist, flößt Liebe und Achtung ein.«

Wie bereits öfters erwähnt, hielt Voltaire eine Religion schon in der kleinsten, menschlichen Gemeinschaft für nötig: »Il est très vrai que par tous pays la populace a besoin d'un grand frein.«

So besuchte Voltaire um des Beispiels willen selbst die Ferneyer Kirche.

Den Priestern jedoch irgend welche Übergriffe auf weltliches Gebiet zu gestatten, war er nicht gesonnen. Dieser Punkt wird noch eingehender besprochen werden.

So war es denn ein Preußen im Kleinen, das Voltaire in den folgenden Jahren in Ferney schuf, und er war dessen aufgeklärter, wohlmeinender Despot.





Sechzehntes Kapitel.

1760.

Voltaire und Le Franc de Pompignan. — Voltaire und Rousseau. — Voltaire und Fréron. — Marie Corneille. — Voltaire und das Pays de Gex.

Das Jahr 1760 begann mit litterarischen Fehden. Zuerst stritt sich Voltaire mit Fréron, dann mit Le Franc de Pompignan. Der Dichter und Marquis Le Franc de Pompignan, der Voltaire im Jahre 1736 gelegentlich seiner »Alzire« des Plagiats geziehen, sprach sich im März 1760 bei seiner Aufnahme in die französische Akademie dahin aus, dafs die Schriftsteller der Zeit weder Achtung vor der Religion und der Autorität, noch reine Sitten, sondern nur neidische Herzen und irregeleitetes Talent besäfsen.

Dafs der Marquis Le Franc mit dieser Kritik die »Philosophen« treffen wollte, war klar.

Da dauerte es nicht lange, und aus der »Fabrik von Ferney« ging zuerst eine, dann gingen nach und nach sieben, acht Antworten auf diesen Angriff hervor. Die erste, unter dem Namen die »Quand« bekannt, begann:

»Quand on a l'honneur d'être reçu dans une compagnie de gens de lettres, il ne faut pas que la harangue de réception soit une satire contre les gens de lettres: c'est insulter la compagnie et le public.

»Quand par hasard on est riche, il ne faut pas avoir la basse cruauté de reprocher aux gens de lettres leur pauvreté . . . Quand on ne fait pas honneur à son siècle par ses ouvrages, c'est une étrange témérité de décrier son siècle.

»Quand on est à peine un homme de lettres, et nullement philosophe, il ne sied pas de dire que notre nation n'a qu'une fausse littérature et une vaine philosophie.

»Quand on est admis dans un corps respectable, il faut dans sa harangue cacher sous le voile de la modestie l'insolent orgueil qui est le partage des têtes chaudes et des talents médiocres.

Den »Quand« liefs Voltaire die in dem gleichen Stil geschriebenen »Car«, »Ah«, »Pour« etc folgen, so dafs Le Franc, von aller Welt verlacht, merkte, es sei mit den Philosophen nicht gut Kirschen essen. Doch war es seit 1758 Mode, die Philosophen anzugreifen, und damit der Sturmlauf gegen sie nicht aufhöre, wurde am 2. Mai 1760 in Paris eine Komödie Palissots, »Les Philosophes«, aufgeführt, in welcher alle Aufklärer, Voltaire ausgenommen, lächerlich und verächtlich gemacht, ihre Moral angegriffen, ihr Patriotismus verdächtigt wurden, Jean Jacques auf allen Vieren zum Naturzustande zurückkehrte, das Publikum eine schöne Gelegenheit zur Medisance fand, und die Kritiker, unter ihnen auch Fréron, von den Aufklärern Böses sagen konnten.

Einzig Voltaire wurde von Palissot Lob gespendet. Ein niedriger und feiger Charakter hätte sich sein Kränzlein um die Stirn winden lassen und

den Genossen den Rücken gekehrt. Voltaire hingegen betonte nachdrücklich die Solidarität der kleinen Philosophenschar, trat für die Männer ein, die er liebte und achtete, trotzdem er ihre Meinungen nicht immer teilte, und erklärte in einem Schreiben an Palissot: «Je me tiens très coupable de philosophie. J'ai trempé de plus dans la cabale infernale de l'Encyclopédie.« Er beschwor Diderot, dessen dramatischen Erfolg mit dem »Fils Naturel« er 1757 neidlos gesehen, nun auch seinen »Père de famille« auf die Bühne zu bringen, um dem Publikum zu zeigen, wie rein die Sitten und die Gesinnungen eines Philosophen seien. Der klar sehende Grimm faſste die Sachlage wie folgt zusammen:

»Monsieur de Voltaire s'est déclaré attaqué et insulté comme les autres. En effet, s'il est un philosophe digne de la haine et de la persécution des sots, c'est lui: lui qui a fait aimer la raison au peuple, qui a mis la philosophie à la portée de tout le monde, et qui l'a rendue plus aimable et plus séduisante qu'aucun de nos philosophes modernes.«

Kaum war Voltaire aus dieser Sache, in der seine Haltung ihm alle Ehre macht, heraus, so geriet er in einen Privatstreit mit dem Präsidenten de Brosses, der ihn in weniger hellem Lichte zeigt. Von de Brosses hatte Voltaire die Grafschaft Tournay auf Lebenszeit gekauft. Er stritt sich nun mehr als ein geschlagenes Jahr mit de Brosses um die Bezahlung einiger Klafter Holz, die er in Tournay vorgefunden hatte, und die er behauptete, für sich verbrennen zu dürfen, während de Brosses erklärte, er habe sie vor Übergabe von Tournay an einen Holzhändler verkauft, und Voltaire müsse dafür zahlen. — Bei dieser Gelegenheit kam der kleinliche Voltaire, der Rechthaber, zum Vorschein, und der stritt sich um eine Lappalie von

281 Livres, als ob es ihm bei seiner Jahresrente von 100 000 Livres auf eine so geringfügige Summe angekommen wäre. Nach langem Prozessieren einigten Voltaire und de Brosses sich im Herbst 1761 dahin, dafs ersterer die betreffende Summe an die Armen von Tournay zahlte und letzterer den Händler abfand.

Voltaire war zu jener Zeit in einem eifrigen und erregten Gemütszustande. Er bereitete ein gepfeffertes Gericht für Fréron, seinen Kritiker, zu, und am 17. Juni 1760 brach ein Streit zwischen ihm und Jean Jacques aus. — Bisher waren die Beziehungen der beiden Männer höfliche und freundliche gewesen: Sie hatten Briefe und Bücher miteinander ausgetauscht; im Jahre 1755 hatte Voltaire Jean Jacques, allerdings vergeblich, zu sich eingeladen. Die Meinungsverschiedenheit bezüglich des Erdbebens von Lissabon im Jahre 1756 hatte sie nicht wirklich entzweit; als Rousseau mit d'Alembert 1758 über die Herrichtung eines Theaters in Genf zu streiten begann, hatte Voltaire sich nicht in diesen Streit gemischt. Er war aber über Rousseau stets unterrichtet, er wufste, dafs Jean Jacques sich in Paris seit 1758 mit seiner Gönnerin, Madame d'Epinay, mit Grimm und endlich auch mit Diderot gänzlich entzweit hatte, dafs er in verdüstertem Gemütszustande war. Er wufste wohl auch, dafs Rousseau ihm vorwarf: sein, Voltaires, Einflufs fördere den Fortschritt der Civilisation, d. h. in Rousseaus Augen die Korruption, in Genf. Und es dürfte Voltaire nicht unbekannt geblieben sein, dafs Rousseau sich dadurch verletzt fühlte, Voltaire gerade in Genf so mächtig zu wissen, während er, Rousseau, dort die Rolle des Propheten zu spielen glaubte, der im Vaterlande nichts gilt. Alle diese dunklen Gefühle, die damals in der Seele des unglücklichen und wohl schon pathologischen Rousseau gährten, kamen durch einen

äufseren Anlafs zum Ausbruch. — In Berlin erschien im Jahre 1760 der Brief in Druck, den Rousseau über das Erdbeben von Lissabon 1756 an Voltaire geschrieben, und von dem er behauptete, Voltaire habe ihn ihm, Rousseau, zum Druck nicht zurückerstatten wollen. — Ohne weiter zu untersuchen, nahm Rousseau an, Voltaire habe diesen Brief von 1756 veröffentlicht, und er schrieb ihm darauf folgendes:

»Je ne vous aime point, Monsieur; vous m'avez fait les maux qui pouvaient m'être les plus sensibles, à moi votre disciple et votre enthousiaste. Vous avez perdu Genève pour le prix de l'asile que vous y avec reçu; vous avez aliéné de moi mes concitoyens pour le prix des applaudissements que je vous ai prodigués parmi eux. C'est vous qui me rendez le séjour de mon pays insupportable, c'est vous qui me ferez mourir en terre étrangère . . . Je vous hais enfin, puisque vous l'avez voulu; mais je vous hais en homme encore plus digne de vous aimer si vous l'aviez voulu«.

Über das Schriftstück erstaunt, schrieb Voltaire an Thieriot:

»J'ai reçu une grande lettre de J. J. Rousseau; il est devenu tout à fait fou; c'est dommage.«

Rousseau selbst antwortete er nicht. Er unterliefs es, weil Rousseau ein Philosoph war, weil er zu der kleinen Schar zählte, mit der Voltaire sich für solidarisch erklärt hatte, und weil er Voltaire nur persönlich angriff. Einem anderen hätte er solche Sprache nicht ungestraft hingehen lassen.

Inzwischen hatte Voltaire seine gereimte Satire für Fréron hergerichtet. Es war eine Spielerei, die er zuerst ohne besondere Absicht geschrieben und dann mit einer persönlichen Spitze gegen den witzigen Kritiker versehen hatte. Das Gedicht hiefs »Le Pauvre Diable« und schildert die Schwierigkeiten

des Kampfs ums Dasein. Es ist heute noch ebenso lustig und lehrreich, wie im 18. Jahrhundert.

Die Bosheit gegen Fréron besteht darin, daſs Voltaire den »armen Teufel« als Litteraten bei Fréron arbeiten läſst, dessen kritisches Verfahren er wie folgt schildert:

Il (Fréron) m'enseigna comment on dépeçait
Un livre entier, comme on le recousait,
Comme on jugeait du tout par la préface
Comme on louait un sot auteur en place.
Quel fut le prix de ma plate manie?
Je fus connu, mais par mon infâmie.

In seinem Entsetzen über diese Erniedrigung läſst Voltaire den armen Litteraten zu seinem angeblichen Landsmann Le Franc de Pompignan eilen. Er sagt zu ihm:

»Mon cher pays, secourez-moi, (lui dis-je,)
Fréron me vole et pauvreté m'afflige.«
»De ce bourbier vos pas seront tirés,«
Dit Pompignan, »votre dur cas me touche:
Tenez, prenez mes Cantiques sacrés,
Sacrés ils sont, car personne n'y touche.
Avec le temps un jour vous les vendrez.«

Die Zeile: »Sacrés ils sont, car personne n'y touche« ist in Frankreich sprichwörtlich geworden. — Einige weitere Abenteuer läſst Voltaire noch folgen und schlieſst, indem er dem armen Teufel die Hausmeisterstelle bei sich anbietet, welche dieser freudig annimmt.

Kaum war das Gedicht etwa einen Monat in Paris bekannt, so rückte Voltaire mit schwererem Geschütz ins Feuer. Am 26. Juli 1760 lieſs er dort das Lustspiel »L'Ecossaise« aufführen, in dem Fréron unter dem Namen Frelon, die Wespe, als ein niedriger und gemeingefährlicher Charakter hingestellt wurde. — Es war die Wiedervergeltung für Palissots »Philo-



E. C. Fréron.

sophes«, die anbrechen sollte. — Voltaire liefs das Stück ohne seinen Namen als eine Übersetzung aus dem Englischen aufführen. Das Publikum wufste aber sehr wohl, was die Glocke geschlagen hatte. D'Alembert, Diderot, Helvétius und der ganze philosophische Anhang waren entschlossen, dem Stück zum Siege zu verhelfen. Fréron, der vielleicht ein Verbot der »Ecossaise« hätte erwirken können, liefs der Sache ihren Lauf, und so begann die denkwürdige Aufführung der »Ecossaise« im Théâtre français vor einem gedrängt vollen Saale.

Die Fabel des Stückes hatte Voltaire den Schicksalen der hübschen Suzanne Livri de Corsembleu entnommen, mit der er einst im Jahre 1716 in Schlofs Sully getändelt, die dann in England Schauspielerin gewesen, dort in ziemlichem Elend gelebt hatte und durch eine Heirat die stolze Madame du Gouvernet geworden war. Suzanne de Livris Elend und Glückswechsel brachte Voltaire in der »Ecossaise« auf die Bühne. Fréron spielte in der Komödie die Rolle des Intriguanten, welcher das junge Mädchen ins Verderben stürzen will. Voltaire liefs ihn ein Selbstgespräch über den Text halten: Böses reden hilft nicht vorwärts, man mufs, um heraufzukommen, Böses thun. — Das Stück liest sich ganz gut, es ist ein wenig Rührdrama, aber ganz gefällig und oft fein. Dank der Fäuste der Philosophen hatte es einen grofsen Erfolg; d'Alembert schreibt darüber:

»L'Ecossaise a eu un succès prodigieux: j'en fais mon compliment à l'auteur. Hier à la quatrième représentation il y avait plus de monde qu'à la première.

Fréron, der sich bei der ganzen Angelegenheit sehr geschickt benahm und sogar der Aufführung beiwohnte, schilderte den Triumph in seiner Zeitung, der »Année littéraire«, wie folgt:

»Un bal philosophique qui dura jusqu'à 8 heures du matin termina la fête. Les sénateurs en se retirant, ordonnèrent qu'on eût à s'assembler aux Tuileries sur les 6 heures du soir pour chanter un Te Voltarium.«

Er erklärte aber gleichzeitig, das Stück könne unmöglich von Voltaire herrühren:

»Monsieur de Voltaire a-t-il jamais osé traiter quelqu'un de fripon? Il connaît les égards: il sait trop ce qu'il doit à lui-même et ce qu'il doit aux autres.«

In der nächsten Nummer seiner Zeitschrift brachte Fréron dann eine eingehende, sachliche Kritik des Stücks, das er schlecht, zerfahren, kurz eines Voltaire unwürdig fand. Über die Rolle des Frelon sagte er:

»Enfin le gazetier qui joue un rôle postiche dans l'Ecossaise est appelé frelon. On lui donne les qualifications d'écrivain de feuilles, de fripon, de crapaud, de lézard, de couleuvre, d'araignée, de langue de vipère, d'esprit de travers, de cœur de boue, de méchant, de faquin, d'impudent, de lâche coquin, d'espion, de dogue etc. Il m'est revenu que quelques petits écrivailleurs prétendaient que c'était moi qu'on avait voulu désigner sous le nom de frelon.

»Mais alors sans doute la pièce n'est pas de Voltaire; car comment aurait-il repris une plaisanterie faite par Piron et par Chévrier?«

Kurz, Fréron war, wie man sagt, nicht totzukriegen, und Voltaire konnte sich gestehen, dafs er noch nie einen geschickteren Gegner gefunden habe.

Nachdem Voltaire alle diese Fehden ausgefochten, sollte er auch wieder ein Werk des Friedens und der Güte unternehmen: die Adoption eines jungen Mädchens, einer Seitenverwandten des grofsen Corneille. Die Sache trug sich so zu: In Paris lebte in Dürftigkeit die Tochter eines Neffen Pierre Corneilles, deren Vater weder begabt noch bemittelt war, daher für das

Mädchen auch nicht viel thun konnte. Einige Pariser Schriftsteller, der Odendichter Le Brun, der reiche Litteratur- und Bücherfreund Titon du Tillet und auch der Kritiker Fréron hatten sich des Mädchens bisher angenommen. Titon du Tillet hatte es seinen beiden Nichten zur Erziehung anvertraut, als Le Brun der Gedanke kam, das Schicksal des Mädchens in Voltaires Hände zu legen. Le Brun richtete seine Bitte, in poetische Form gekleidet an Voltaire, und dieser antwortete darauf:

»Il convient assez qu'un soldat du grand Corneille tâche d'être utile à la petite-fille de son général . . . Je suis vieux, j'ai une nièce qui aime tous les beaux-arts et qui réussit dans quelques-uns: si la personne dont vous me parlez et que vous connaissez sans doute, voulait accepter auprès de ma nièce l'éducation la plus honnête, elle en aurait soin comme de sa fille, je chercherais à lui servir de père; le sien n'aurait absolument rien à dépenser pour elle; on lui payerait son voyage jusqu'à Lyon« etc.

Nicht einen Augenblick zögerte Voltaire bei dieser Sache, er zog nicht einmal Erkundigungen darüber ein, ob das junge Mädchen wirklich eine Corneille sei. Marie Corneille selbst antwortete Voltaire auf sein grofsmütiges Anerbieten, und Voltaire schrieb ihr am 22. November 1760 einen Brief, der zu dem Liebenswürdigsten zählt, was Voltaire erdacht: im Grunde ist er es, der dem jungen Mädchen für ihr Kommen dankt.

»Votre nom, mademoiselle,« schreibt Voltaire, »votre mérite et la lettre dont vous m'honorez, augmentent de Madame Denis et moi le désir de vous recevoir et de mériter la préférence que vous voulez bien nous donner. Je dois vous dire que nous passons plusieurs mois de l'année dans une campagne auprès

de Genève; mais vous y aurez toutes les facilités et tous les secours possibles pour tous les devoirs de la religion; d'ailleurs notre principale habitation est en France, à une lieue de là, dans un château très logeable . . . Vous trouverez dans l'une et l'autre habitation, de quoi vous occuper, tant aux petits ouvrages de la main qui pourront vous plaire qu'à la musique et à la lecture. Si votre goût est de vous instruire de la géographie, nous ferons venir un maître qui sera très-honoré d'enseigner quelque chose à la petite-fille du grand Corneille; mais je le serai beaucop plus que lui de vous voir habiter chez moi.

»J'ai l'honneur d'être avec respect, Mademoiselle,

Votre

Voltaire.«

Am Ende Dezember des Jahres 1760 langte das junge Mädchen in Ferney an. — Obgleich sie nicht, wie Voltaire zuerst geglaubt, eine Enkelin Corneilles, sondern nur eine Seitenverwandte war, liefs der Empfang an Herzlichkeit nichts zu wünschen.

Voltaire begann mit grofsem Eifer Maries Erziehung. Er liefs sie viel lesen und recitieren — sie bestieg später sogar die kleine Bühne von Ferney, wo sie die Chimène im »Cid« tragierte; er wachte über ihre Rechtschreibung, die mangelhaft war, und liefs sie, so oft sie wollte, zur Messe und zur Beichte gehen, führte sie sogar selbst hin.

Dafs dem »gottlosen Manne von Ferney«, dem Feinde der Kirche, die Seele einer Katholikin anvertraut war, hatte übrigens bei manchen der Zeitgenossen Bedenken und Widerspruch erregt; so schrieb Fréron, der hier die Gelegenheit sah, sich für die »Ecossaise« zu rächen:

»Il faut avouer qu'en sortant du couvent Mademoiselle Corneille va tomber en de bonnes mains!«

Und er versuchte, Ferney als den Zufluchtsort zweideutiger Existenzen hinzustellen. — Dieser Angriff Frérons gab Anlafs zu einem neuen Streit, in dem Voltaire und seine Freunde litterarische Scheufslichkeiten, wie »Les anecdotes sur Fréron, l'Ane littéraire, la Wasperie«, zu Tage förderten, die am besten vergessen bleiben.

Waren Voltaires Besitztümer auch nicht der Sammelplatz zweideutiger Existenzen, so ging es dort doch gesellig und fröhlich zu. Die Nachbarn betrachteten Ferney, Tournay oder Les Délices als den Mittelpunkt des Vergnügens und als Quelle der Neuigkeiten. Sie kamen in Scharen, jung und alt, Männlein und Fräulein, und wenn die Lustbarkeiten lange dauerten, mufsten die Genfer auch über Nacht Voltaires Gäste bleiben, da die Genfer Statthore ja bei Sonnenuntergang geschlossen wurden. Bei solchen Anlässen kamen an hundert Personen zusammen, und diese alle unterzubringen, reichte Voltaires Wohngelafs nicht aus, so dafs er für seine Gäste die Gastfreundschaft seiner Nachbarn beanspruchen mufste. Eine fröhliche Geselligkeit zwischen jungen, schönen oder geistreichen Menschen in reichen Verhältnissen entwickelte sich daraus. Man spielte Theater, musizierte und sang, tanzte, unternahm Ausflüge. Madame Denis machte die Honneurs als Dame des Hauses; Voltaire, der seit langen Jahren sehr regelmäfsig und frugal lebte, liefs seine Nichte tagsüber den bunten Strom allein lenken; er tauchte erst des Abends mit hinein und liefs sich von seinen Arbeiten so wenig wie möglich ablenken.

Seit Voltaire nämlich in Ferney eingezogen, beschäftigte er sich eingehend mit der wirtschaftlichen Hebung des Pays de Gex, in dem Ferney eine Gemeinde bildete. Im Norden vom Waadtland, im

Westen von der Franche-Comté, im Süden von Savoyen begrenzt, war das Pays de Gex durch Gebirge von der Schweiz, Frankreich und Savoyen in gleicher Weise abgeschnitten. — Es hatte einen natürlichen Ausgang nur nach Osten nach Genf zu: dorthin strebten alle Wasserläufe und Verkehrsstrafsen des Ländchens.

Obgleich Gex seit 1601 politisch zu Frankreich gehörte, war ihm damals aus diesem Grunde der freie Handelsverkehr mit dem Kanton Genf, dem Auslande, belassen worden. — Seit 1727 hatte Gex diese Berechtigung, die seine Existenzbedingung bildete, verloren. Seitdem war das Ländchen rettungslos den französischen Steuer- und Zollbeamten ausgeliefert.

Das Gebiet von Gex, etwa vier deutsche Meilen lang und drei breit, obwohl von Natur fruchtbar, bedurfte immerhin der Kultur. Seit der Aufhebung des Edikts von Nantes von einer grofsen Zahl seiner vorwiegend protestantischen Bewohner verlassen, hatte es sich teilweise mit Sümpfen bedeckt.

Heute zählt das Arrondissement (Kreis) Gex 21 000 Bewohner; es dürfte zur Zeit von Voltaires Ansiedelung in Ferney kaum 5000 Bewohner besessen haben.

Etwa 80 Steuer- und Zollbeamte der Ferme générale*) waren damit beschäftigt, die indirekten Steuern von den ländlichen Produzenten, welche die Hauptbevölkerung von Gex bildeten, zu erheben, sowie ihre Ein- und Ausfuhr von und nach Genf zu bewachen.

Da das Pays de Gex damals ausschliefslich bäuerliche Bevölkerung hatte und ein ackerbautreibendes

---

*) Vergleiche für den ganzen Abschnitt Einleitung S. 19-23 u. S. 46-52.

Land ohne jede Industrie war, sah es sich darauf angewiesen, seine Ernten in Genf zu verkaufen und Industrieerzeugnisse von dort zu beziehen.

Seitdem die französischen Zollbeamten die Einfuhr und Ausfuhr von Gex an der Grenze kontrollierten und von jeder ausgeführten wie von jeder eingebrachten Ware Zoll erhoben, stiegen natürlich für die Bewohner von Gex alle Industrieerzeugnisse und alle nicht in Gex selbst erzeugten, sondern von Genf importierten Lebensmittel im Preise. Zugleich lag den Bauern von Gex nicht einmal viel daran, ihre Ernten in Genf zu verkaufen, weil sie auf die Ausfuhr ja wieder einen Ausgangszoll zu erlegen hatten, den sie nicht immer sicher waren, beim Verkauf ihrer Produkte vergütet zu erhalten. Sie bauten daher bald nur, was sie selbst verzehrten oder im Ländchen verkaufen konnten und liefsen ganze Strecken Landes brach liegen. Die direkten Steuern, die taille und die capitation, lasteten schwer auf ihnen, die Erhebung der indirekten Steuern auf Salz, Tabak, Wein gab zu fortwährender roher Chikane Anlafs. — Das Schmuggeln wurde im grofsen betrieben, und Voltaire sagt, dafs die Hälfte der Einwohner von Gex ruiniert, die andere wegen Zolldefraudationen im Gefängnis gewesen sei.

Mehrmals hatte der elende Zustand des schönen und bei guter Bebauung auch fruchtbaren Ländchens die Augen einsichtiger Verwalter auf sich gezogen, besonders die Familie de Brosses, die königliche Richter (baillis) in Gex gewesen, hatten sich gegen die dort geübte, widersinnige Wirtschaftspolitik erhoben, die durch folgenden Umstand noch thörichter wurde: Viele Waren, welche die Bewohner von Gex gegen Zoll von Genf importierten, waren französischen Ursprungs, hatten also beim Import nach Genf bereits Zoll bezahlt und wurden bei ihrer Wiedereinfuhr nach

Frankreich von neuem besteuert. — Niemals jedoch war in Sachen der Steuerfreiheit von Gex etwas ausgerichtet worden. — Da kam nun Voltaire in das Land und machte es sich zur Aufgabe, an der wirtschaftlichen Befreiung des Pays de Gex, dem Wiederaufblühen des Ackerbaues und der Begründung einer Industrie zu arbeiten.

Voltaire war nicht der erste und nicht der einzige, der sich in dieser Zeit lebhaft um das Schicksal des französischen Bauern kümmerte. — Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde in Frankreich ununterbrochen über landwirtschaftlichen Notstand geklagt. Fénélon, Vauban, Boisguilbert, später der Marquis d'Argenson, traten mit direkten Vorschlägen auf, wie dem Volke zu helfen sei.

Zahlreiche Schriftsteller brachten in einzelnen Schriften bis etwa 1755 hier und da verstreut die Gedanken auf, welche Jean Jacques in dem »Contrat social« 1759 zu einem Ganzen verarbeitete: Angriffe gegen die Ungleichheit des Eigentums und der Glücksgüter, Angriffe gegen die Civilisation, die diese Ungleichheit hervorgerufen hat.

Gegen diese sozialistische Schule, welche die ursprüngliche Gleichheit der Menschen und ihr gleiches Anrecht auf Leben, Arbeit und auf Glück verkündete, trat um 1750 die Schule der sogenannten Physiokraten auf, die, Vorläufer der heutigen Manchesterschule, welche die genannten Rechte im Prinzip wohl anerkannten, sie in der Praxis jedoch für unerreichbar erklärten. Die Gesellschaft ist ungerecht, sagten die Physiokraten, sie ist widernatürlich, aber sie existiert nun einmal so, sie kann nur durch das freie Spiel der Kräfte, durch Angebot und Nachfrage geregelt werden. Da die Massen sich stark anbieten und sich stark Konkurrenz machen, können sie nur einen stark

reduzierten Anteil am Fest des Lebens haben. Das ist, sagten die Physiokraten, unvermeidlich, und der Staat kann dagegen nichts thun.

Man sieht, wie scharf sich in der Praxis beide Schulen gegenüberstanden. — Die Philosophen Diderot und d'Alembert widersprachen sich in diesem Punkte häufig. In ihren nationalökonomischen Theorieen und Deklamationen waren sie sozialistisch, in der Praxis schlossen sie sich den Physiokraten an; der Encyklopädist Holbach zog die rein wirtschaftlichen Fragen nicht in Betracht; Helvétius war der einzige, welcher ruhig und verständig die wirtschaftliche Notlage der Massen anerkannte und, ohne eine absolute Gleichheit zu verlangen, langsame und gütige Reformen vorschlug, um das Dasein der Massen zu erleichtern und zu verschönern.

Noch weiser als Helvétius war Voltaire: während die anderen diskutierten, deklamierten und Bücher schrieben, handelte er zum Wohle des Pays des Gex. Voltaire war dabei in seinen Überzeugungen das volle Gegenstück eines Sozialisten. — Er war, wie bereits oft gesagt, als ein Bevorrechtigter im Schofse des ancien régime aufgewachsen, er war ein Grandseigneur, Grundbesitzer und Patronatsherr geworden; das alles gab ihm keine sozialistischen Tendenzen. Voltaire, welcher das französische Landvolk nur arm, verkommen, von täglicher Sorge und Arbeit erdrückt kannte, war aufserdem davon überzeugt, dafs es sich niemals geistig befreien können werde. Voltaire spricht sich ganz deutlich zu mehreren Malen darüber aus:

»Je doute que cet ordre de citoyens (das Volk) ait jamais le temps et la capacité de s'instruire; ils mourraient de faim avant de devenir philosophes . . . et ce n'est pas le manœuvre qu'il faut instruire, c'est

le bon bourgeois . . . cette entreprise est assez forte et assez grande.«

Und ein anderes Mal:

»Distinguons, dans ce que vous appellez peuple, les professions qui exigent une éducation honnête, et celles qui ne demandent que le travail des bras et une fatigue de tous les jours. Cette dernière classe est la plus nombreuse. Celle-là pour tout délassement et pour tout plaisir n'ira jamais qu'à la grand'messe et au cabaret parcequ'on y chante et qu'elle y chante elle-même; mais pour les artisans plus relevés qui sont forcés par leurs professions mêmes à réfléchir beaucoup, à perfectionner leur goût, à étendre leurs lumières, ceux-ci commencent à lire dans toute l'Europe.«

Voltaire, nichts weniger als ein Sozialist, betrachtete als sein Lebenswerk und als das einzig vernünftige Lebenswerk eines damaligen Philosophen die Aufklärung der ausschliefslich bürgerlichen Klassen. — Er fühlte sich aber für das Wohlergehen des Volkes, das er nicht aufklären konnte, verantwortlich, und in diesem Punkte weicht er von den Physiokraten ab. Voltaire war ein zu praktischer und zu klarer Kopf, um nicht zu erkennen, dafs jene untersten Volksklassen einen sehr wichtigen Bestandteil des Staates bilden; er wünschte nicht, dafs ihr Los ein hartes, ihr Gewinn ein karger sein solle. Er wollte den materiellen Wohlstand gerade des Volkes heben; er wollte dieses aber vom Standpunkte des wohlwollenden und seinen Vorteil verstehenden Herrschers thun, er wollte ein aufgeklärter, gütiger Despot sein. In diesem Sinne sagt Voltaire von sich:

»Voilà un homme qui veut être maître à Gex? — Oui, mais maître pour faire du bien.«

Voltaire begann seine wirtschaftlichen Reformen



Voltaire in Ferney.

(Nach Huber.)

in Gex, indem er der verarmten Bevölkerung bei dem Neubau des Ferneyer Schlosses und der Ferneyer Kirche Arbeit gab; er liefs auch für die damals kaum 80 Köpfe betragende Ferneyer Bevölkerung neue Wohnstätten auf seine Kosten bauen. Um den Verarmten das Heraufkommen zu erleichtern, zahlte er eine Zeit lang die dîme, die Kirchensteuer, für sie. — Voltaire lieh seinen Bauern auch Geld.

Von ihren Verpflichtungen gegen den Gutsherrn befreiten sie sich nach und nach durch Abzahlung.

Diese Mafsregeln Voltaires kamen in erster Linie Ferney zu gute.

Für das ganze Ländchen Gex suchte Voltaire beim Parlament in Dijon, zu dessen Verwaltungsbezirk Gex gehörte, und bei dem Finanzminister in Paris wirtschaftliche Reformen durchzusetzen: Er schlug vor, den Bewohnern von Gex ihren Freikauf von den indirekten Steuern zu gestatten. — Gex hätte alsdann jährlich eine bestimmte runde Summe an den königlichen Schatz gezahlt, wäre dafür von der Gegenwart und den Chikanen der Steuercommis der Ferme Générale befreit gewesen, hätte Salz, Tabak, Wein frei konsumieren und Industriewaren aus Genf frei importieren können.

Sechzehn Jahre mufste Voltaire in Dijon und Paris arbeiten, bitten, drängen, bis er im Jahre 1776 diese segensreiche, wirtschaftliche Reform, auf die wir noch zurückkommen werden, einführen sah.





Siebzehntes Kapitel.

1761—1762.

Voltaire im Kampf gegen die Nouvelle Héloïse. — Der Commentaire sur Corneille. — Voltaire und der Bischof von Annecy. — Die Vorgeschichte der Calas. — Jean Meslier. — Der Vicaire Savoyard. — Der Sermon des Cinquante.

Voltaire, obgleich nun 67 Jahre alt, war immer noch so streitbar, wie am ersten Tag. Er sagt in diesem Sinne selbst von sich: »Je ne suis pas un vieillard prudent et circonspect.« Bereits am Anfang dieses Jahres nahm Voltaire an dem Kampf um »La nouvelle Héloïse« von Rousseau teil. Sie war schon 1759 erschienen und hatte in Genf noch mehr als in Paris, einen Sturm des Entzückens hervorgerufen. Madame de Constant, eine Genferin, sagt darüber: »Tout le monde est transporté comme moi. Nous serions bien heureux si nous étions aussi vertueux que Julie et Saint-Preux quoi qu'ils aient fait une faute; ah, ils trouvent bien le le secret de la faire oublier.« Dieses uns heute befremdende Urteil, läfst sich vom Standpunkte des 18. Jahrhunderts aus völlig verstehen. Jene Zeit war in

Liebessachen so leichtsinnig und frivol geworden, daſs zwei Menschen, die wie Julie und Saint-Preux tiefen Gefühles fähig waren, ihr wohl als »vertueux« gelten konnten. Rousseaus Naturliebe, seine Naturschilderungen, sein überraschendes Französisch voll leidenschaftlich gepreſster Bilder, that dann das seine dazu, um den phantasie- und empfindungsvollen Teil der Leser in erregtes Entzücken zu versetzen. Der verständige Baron Grimm mochte immerhin die Fabel absurd, die Erzählung wirr, die Philosophie sophistisch, die Einzelheiten geschmacklos, sogar anstöſsig finden, er predigte im allgemeinen tauben Ohren.

Bei Voltaire allerdings fand Grimm volle Zustimmung. Voltaire konnte sich mit dem wirren Roman nicht befreunden: »Point de roman de Jean Jacques, s'il vous plaît,« schreibt er, »je l'ai lu pour mon malheur.« Er lehnte es auch ab, öffentlich sein Urteil über das Buch abzugeben, weil er zu beschäftigt sei. Er war allerdings sehr beschäftigt, aber gerade damit, Briefe über die neue Héloïse zu schreiben. Sein Urteil muſste aus mehreren Gründen sehr scharf ausfallen: für die Fehler des Buchs, seine Planlosigkeit, seine Halbbildung, seine Lächerlichkeiten, die Widersprüche zwischen den Reden und den Thaten der Helden, dafür hatte Voltaire ein Auge wie nur Einer; für die Schönheiten, für das romantisch-poetische Element, die Neuprägung der Sprache hatte er als standfester Klassiker der alten Schule nicht das geringste Organ. Jean Jacques' Naturschwärmerei und Neuwörter muſsten ihm ein Greuel sein. Dazu kam ein persönliches Motiv: der Brief vom 17. Juni 1760: »Je ne vous aime point, Monsieur . . .« Voltaire war also weit davon entfernt, ein unbestochener Richter zu sein. Ein letzter Umstand machte ihn vollends unbarmherzig: die neue Héloïse hatte eine Tendenz

und sollte erstens den Philosophen beweisen, dafs die Menschen ohne Heuchelei gläubig sein könnten, weswegen Rousseau seine philosophierende Heldin Julie aus reiner Überzeugung zum Christentum und zur Kirche zurückkehren liefs. Den Kirchengläubigen wiederum sollte das Buch zeigen, dafs ein Atheist, wie Rousseau ihn in Wolmar zeichnete, durchaus kein Schurke zu sein brauche.

Gegen letztere Ansicht hatten die Philosophen nichts einzuwenden. Dafs aber einer der Ihren zu Gunsten der bestehenden Kirche sprach, dafs er Julie, die Philosophin, in den Schofs der Kirche zurückkehren liefs, das vergaben sie ihm nicht. Sie konnten in dem Krieg, den sie der historischen Kirche erklärt hatten, deren etwaige Segnungen und Wohlthaten nicht anerkennen, konnten dieselben nicht von ihren Gebrechen und Sünden scheiden. Eine solche Konzession an die Kirche hätte die Hiebe der Philosophen gelähmt oder doch geschwächt. Sie konnten auch nicht zugeben, dafs einer der Ihren sich halbwegs ins kirchliche Lager begab, und obgleich Voltaire ebensowenig ein Atheist war, wie Rousseau, obgleich er die Religion als solche, von der Kirche getrennt, ebenso anerkannte und verehrte wie Rousseau, so konnte er dennoch dem Manne nicht vergeben, der ihm die fundamentale Unterscheidung von Religion und Kirche, deren Ausarbeitung und Verbreitung Voltaire als sein Lebenswerk betrachtete, zu verwischen drohte. Diese taktische Unklugheit Rousseaus gedachte Voltaire mit seinen »Lettres sur la nouvelle Héloïse« zu strafen und womöglich wieder gut zu machen. Die anderen Philosophen betrachteten Rousseau seit jener Zeit geradezu als einen Abtrünnigen.

Rousseau zog in dem Kampfe mit Voltaire den Kürzeren: Voltaires Kritik war unbarmherzig, und er

hatte die Lacher auf seiner Seite. Die Kritik der »Nouvelle Héloïse« erschien in Form von Briefen, deren Autorschaft vor der Welt der Voltaire befreundete Marquis de Ximenès vertrat. In dem ersten Briefe wurde Rousseaus Stil vor den Richterstuhl des guten Geschmackes citiert; im zweiten gab Voltaire eine derbe und boshafte Analyse des Romans; im dritten wurden die Urteile kritisiert, welche Rousseau in der Héloïse über Paris und den Adel gefällt hatte.

Der vierte Brief endlich erzählt mit der drolligsten Verve, dafs vier Geiger von der Oper Rousseau durchgeprügelt hätten, weil er die französische Musik schlecht gemacht. — Wenn Voltaire noch an Beauregard und an den Chevalier de Rohan gedacht hätte, so wäre ihm wohl eingefallen, dafs auch andere Leute in ihrem Leben Stockschläge eingeheimst, und dafs Prügel keine Argumente sind.

D'Alembert, der doch auch ein Philosoph war, schrieb daher über diese Kritiken an Voltaire: »Je n'approuve pas que vous vous déclariez contre lui (Rousseau) comme vous le faites, et je n'aurais sur cela qu'à vous répéter vos propres paroles: Que deviendra le petit troupeau s'il est ainsi désuni et dispersé.« Der verständige Grimm, obgleich sicher kein Freund Rousseaus, mifsbilligte gleichfalls Voltaires Angriffe gegen die Neue Héloïse und meinte: der Pfeil schnelle darin auf den Schützen zurück. Es ist jedoch zu bemerken, dafs Voltaire mit diesen Angriffen nicht Rousseau persönlich, sondern den ungeschickten Philosophen treffen wollte.

Im April 1761 begann Voltaire eine neue Ausgabe der dramatischen Werke Pierre Corneilles. Voltaire hatte die französische Akademie, welche die Klassiker Frankreichs neu herausgeben wollte, um diesen Auftrag gebeten. Er gedachte Kommentare zu

jedem Stücke zu schreiben, das Werk auf Subskription drucken zu lassen und den Erlöſs zu einer Mitgift für Marie Corneille zu bestimmen. Voltaire übernahm die groſse, litterarische Arbeit also ganz umsonst und begann mit schönem Eifer die Stücke wieder zu lesen, welche ihm in seiner Jugend als Muster gegolten.

Im Sommer 1761 finden wir Voltaire bereits wieder im Streit. Als er in Ferney einzog, bestand dort eine Kirche, die, wie es scheint, das Schloſs von Ferney verdeckte. Da kam Voltaire der Gedanke, die alte Kirche niederzureiſsen und eine neue an günstigerer Stelle zu errichten. Die Erlaubnis hierzu erhielt Voltaire von dem Bischof von Annecy. Nach Annecy war nach der Einführung der Reformation in Genf das frühere Erzbistum Genf verlegt worden. Ferney gehörte zu dieser französischen aber zum Teil auſserhalb Frankreichs liegenden Diöcese.

Von seinem Bischof, Monseigneur Biort, hatte Voltaire bei seinem Unternehmen daher keinen Widerstand zu erwarten. Ebensowenig von dem Pfarrer von Ferney, dem Curé Pierre Gros, der mit dem Patronatsherrn auf gutem Fuſse stand. Feindlich waren Voltaire bei diesem Bau jedoch die Jesuiten gesinnt, welche ein Hospiz in Ornex, an der Grenze von Gex, besaſsen, und der Pfarrer Ancian aus Moëns. Moëns gehörte zur Gemeinde Ferney, und da Ancian die Ferneyer Bauern öfters chikanierte und drangsalierte, war Voltaire, der in Ferney Gerichtsbarkeit ausübte, Ancian im Jahre 1758 entgegen getreten. Voltaire konnte also darauf rechnen, daſs Ancian ihm bei seinem Kirchenbau aufpassen würde. — Der Neubau der Kirche machte die Verlegung des Friedhofes und die Versetzung eines groſsen, hölzernen Kruzifixes notwendig. Voltaire soll bei dieser Gelegenheit zu den Arbeitern gesagt haben: »Otez-moi cette potence-

là.« Es ist möglich, dafs Voltaire dieses gesagt und »potence« wirklich im Sinne von »Galgen« gebraucht hat, obgleich er sich später dadurch aus der Affaire zu ziehen suchte, dafs »potence« ein bautechnischer Ausdruck sei, den er in letzterem Sinne angewendet habe. Das Wort nun fiel nicht in taube Ohren; der Pfarrer Ancian, der schon von vornherein jede von Voltaire erbaute Kirche für profaniert erklärt hatte, bekam es zu hören und machte eine Anklage gegen Voltaire daraus. Voltaire habe sich der Verlegung eines Gottesackers und der Antastung eines Kruzifixes, die beide Kirchengut seien, schuldig gemacht. Er beschuldigte ihn endlich der Gotteslästerung, weil er ein Kruzifix »potence« genannt. — Mit solchen Anklagen war selbst für den mächtigen und stark protegierten Voltaire nicht zu spafsen, standen doch Kerker und Todesstrafe auf Gotteslästerung. — Pfarrer Ancian trug seine Klage auf das Gericht erster Instanz (baillage) von Gex, von wo die Sache an das Burgundische Parlament in Dijon überwiesen wurde. Voltaire, der seiner Gemeinde das gute Beispiel gegeben, selbst die Kirche zu besuchen, die Seinen hinein zu schicken, und welcher der Gemeinde nun eine neue Kirche baute, fand, dafs die Geistlichkeit ihn hierfür schlecht belohne, indem sie ihm einen hochnotpeinlichen Prozefs anhängen wolle. Er schrieb daher nach allen Seiten, er gedachte sich an den Papst selbst zu wenden, dem er bereits seine Baupläne eingeschickt, und den er um Reliquien für seine Kirche gebeten. Vielleicht hätte ihm das aber alles nichts genützt, und das Burgundische Parlament, wie alle Parlamente in Glaubenssachen sehr streng, hätte Voltaire vielleicht doch aufheben, gefangen setzen und ihm den Prozefs machen lassen, wenn nicht in jenem kritischen Augenblick der Genfer Staatsrat François

Tronchin in Dijon gewesen wäre: auf dessen Vorstellungen hin liefsen die Herren vom grünen Tisch die Gotteslästerung Voltaires auf sich beruhen. So zog an des grofsen Herren Haupt ein Ungewitter vorüber, das einen Kleineren erschlagen hätte. Auf die neue Kirche in Ferney liefs Voltaire aber die Inschrift setzen: Deo erexit Voltaire.

Milder hatte diese Erfahrung mit dem Pfarrer Ancian Voltaire nicht gestimmt. Mit welcher Verve, mit welcher Wut schleuderte er während des Jahres 1761 seine gefiederten Büchlein in das kirchliche Lager: »Lettre de Monsieur Clocpitre à Eratou, et réponse si les juifs ont mangé de la chair humaine«, »Entretien d'un Sauvage et d'un Bachelier, Sermon du rabbin Akib«, »Entretien d'Ariste et d'Acrotal,« die alle in denselben Kerb schlagen: die Dogmen sind widersinnig, die natürliche Religion ist die einzig verständige, die Intoleranz ist das gröfste Übel und die Inquisition eine Schmach. — Voltaires Kampfesweise in diesen Schriften ist die aller Pamphletschreiber: im Zwiegespräch läfst er die Anhänger der Kirche und die der natürlichen Religion einander gegenüber treten, jeden seine Gründe und Beispiele herbeibringen, bald geht es scharf und ernst her, bald scherzend und drollig. Voltaire ist beifsend und schneidend, ganz wie Hutten in seinen Lucianischen Dialogen, dabei aber von einer vollendeten Zugänglichkeit und Allgemeinverständlichkeit. All sein gelehrtes Wissen, all seine geschichtlichen und philosophischen Argumente sind geschmeidig, er schmeichelt sie in das gewöhnliche Verständnis, kleidet sie in Bilder, die haften, in Worte, die brennen, in Sätze, die sich eingraben. Und diese Lebendigkeit des Tons! Dieses alla breve, dieses behende Hin und Her, diese unnach-

ahmliche Grazie und unnachahmliche Bosheit. So leicht Voltaires Waffe schien, das hiefs écraser l'infâme. Und wohl gemerkt, nur gegen l'infâme, nur gegen die Kirche, die kreuzigte und brannte, nur gegen die Kirche, die verfolgte und tötete, die Aberglauben und Verstandeswidriges lehrte, nur gegen diese richteten sich Voltaires Angriffe. Sein Schlufs war stets: Wir glauben all an einem Gott, und die Liebe vereinigt uns alle. Den Traum der grofsen Völkerverbrüderung und des allgemeinen Weltfriedens, dem wir heute in harter Arbeit zustreben, hat auch Voltaire gekannt, und er gedachte für sein Teil die zu seiner Zeit fast unübersteigliche Mauer des Religionshasses niederzuwerfen. Wenn wir heute über Religionsunterschiede so viel leichter hinwegkommen, so hat ein grofses, vielleicht das gröfste Verdienst daran der Patriarch von Ferney.

Seine unerschöpfliche Lebenskraft erlaubte ihm, sich aufser mit Prozessen, Kirchenbau, Broschüren und Corneilles Dramen auch noch mit eigener Dichtung zu beschäftigen. War es das Studium Pierre Corneilles, welches in ihm das dramatische Feuer weckte? Vielleicht; er schreibt im Oktober darüber:

»La rage s'empara de moi un dimanche et ne me quitta que le samedi suivant. J'allai toujours rimant, toujours barbouillant; le sujet me portait à pleines voiles.«

Und was den 67jährigen in solche jugendliche Begeisterung versetzte, war Olympie, die heute mit gutem Recht Vergessene, an der Voltaire und auch das Publikum bei der Aufführung aber doch ihre Freude hatten. So ging der Winter 1761 hin, und während die kleine Corneille, bereits Heiratsgedanken im hübschen Köpfchen, durch Schlofs Ferney tanzte und sang, während die rundliche Madame Denis Gäste

empfing, bei Tisch präsidierte, auf der Bühne noch jugendliche Rollen spielte und der »bonhomme« Voltaire, stets sauber und adrett gekleidet, in einem Wägelchen durch sein Gebiet fuhr, nach den Baumpflanzungen sah, die Bauarbeiten überwachte oder, eine Bibel zum kritischen Studium in der Tasche, durch seine Gärten wandelte, während dessen trug sich in Toulouse das grausige Ereignis zu, welches Voltaire zum offenen Entscheidungskampf gegen l'infâme auf die Bresche rufen und das Beste in ihm wecken sollte: der Justizmord des Kaufmanns Jean Calas.

Am 13. Oktober 1761 fand der 60jährige Baumwollenkaufmann Jean Calas, ein in Toulouse ansässiger Protestant, als er des Abends einen Gast an die Hausthür begleitete, seinen ältesten Sohn, Marc Antoine Calas, erhängt und tot im Hausflur der Wohnung vor. Im Hause waren an jenem Abend nur der Vater Jean Calas, die Mutter, Marc Antoine selbst, ein anderer Sohn, Pierre, und eine katholische, aber der protestantischen Herrschaft treu ergebene Magd, Jeanne Viguier, und der Gast Lavaysse anwesend gewesen. Alle zusammen hatten das Abendessen verzehrt, Marc Antoine allein dann das Zimmer verlassen, und nun fand man ihn erhängt vor. Es gab nur eine Erklärung: Selbstmord. Da einem Selbstmörder das ehrliche Begräbnis verweigert, sein Leichnam durch die Strafsen geschleift wurde und seine Familie als entehrt, als verfehmt galt, gebot Jean Calas den Seinen und dem Hausfreund Lavaysse, den Selbstmord zu verschweigen, ein gefährliches Unternehmen bei den eigenartigen Toulouser Verhältnissen.

Toulouse war nämlich eine vorwiegend katholische Stadt, eine Hochburg der Inquisition, in der eine Minderzahl protestantischer Bürger einem

aus der Zeit der Albigenser und Waldenser vererbten Hasse begegneten. Der Süden Frankreichs *) hatte im 12. Jahrhundert Kriegszüge und Vernichtungskriege gegen diese Albigenser und Waldenser, die Vorläufer des Protestantismus, gesehen. Er war im 17. Jahrhundert unter Ludwig XIII. Zeuge der Kriegszüge gegen die Hugenotten gewesen. In Toulouse, dem Sitze eines Parlaments, hatte der Freidenker Vanini 1617 seinen Tod durch Verbrennen gefunden. Im Languedoc, dessen Hauptstadt Toulouse ist, hatten seit 1660 unaufhörlich Protestantenverfolgungen gewütet, die letzte noch im Jahre 1754. An solche Schauspiele gewöhnt, von einem starrkatholischen Parlament in Atem gehalten, kam die Bevölkerung aus der Ketzerriecherei nie heraus und der Glaubenshafs in den erregten Köpfen nie zur Ruhe. Da war es denn kein leichtes Stück, in Toulouse als Protestant unangefochten seines Wegs zu gehen, selbst wenn man ein so ruhiger und geachteter Bürger war wie Jean Calas. Calas hatte das in seiner eigenen Familie bereits bemerkt; war doch eines seiner Kinder, Louis, von katholischen Proselytenmachern in die alleinseligmachende Kirche hinübergezogen worden, und wie in der Einleitung **) erwähnt, mufste der Vater in solchen Fällen dem Kinde, welches das Elternhaus nicht mehr betrat, eine Pension zahlen. Die anderen Kinder Jean Calas' waren dem protestantischen Glauben treu geblieben. Es waren aufser den bereits genannten, Marc Antoine und Pierre, noch ein Sohn, Donat, der in Nîmes in der Lehre war, und zwei Töchter, Marie und Nanette, die sich zur Zeit der Katastrophe bei Freunden auf dem Lande befanden.

*) Vgl. Einleitung S. 8.
**) Vgl. Einleitung S. 6.

Marc Antoine, der damals etwa 29 Jahre, begabt, strebsam und ehrgeizig war, der die Rechte studiert und Advokat werden wollte, hatte seinen Protestantismus bereits teuer genug bezahlt. Waren einem Protestanten die liberalen Berufe doch sämtlich untersagt.*) So konnte er denn Advokat nur dann werden, wenn er ein certificat de catholicité aufwies, bestätigend, dafs er sich allen Ceremonieen der katholischen Kirche unterziehe. Marc Antoine hatte wohl gehofft, durch Verwendung und Protektion auch als Protestant den Zutritt zur Advokatenlaufbahn zu erhalten. Jedoch vergebens. In seinem Lieblingswunsch getroffen, beschlofs er darauf, Kaufmann zu werden, den Beruf zu ergreifen, in welchen man die Protestanten, wie einst die Juden, geradezu hineindrängte. Seine Unternehmungen glückten nicht, und als der Vater dem ältesten Sohne nicht mehr Geld geben wollte, als ihm an der einstigen Erbschaft zukam, verlor Marc Antoine alle Lebenslust, wurde traurig und mifsmutig, ging müfsig, spielte Theater und begann sich mit Selbstmordgedanken zu tragen. — Einem Religionswechsel soll er jedoch abgeneigt gewesen sein und sich tadelnd über den abtrünnigen Bruder Louis ausgesprochen haben. — Trotz dieser traurigen Verhältnisse war Streit zwischen Sohn und Eltern bisher nicht entstanden.

Unter diesen Verhältnissen durfte man wohl annehmen, der unglückliche Marc Antoine, durch eine unverständige Gesetzgebung in seinem wahren Beruf gehindert, durch l'infâme in seiner natürlichen Entwickelung aufgehalten, habe, die Furcht vor dem Jenseits überwindend, seinem Leben ein Ende gemacht. — Die Tolosaner dachten anders. Als die Bevölkerung

*) Vgl. Einleitung S. 6.

erfuhr, Marc Antoine Calas sei »gestorben«, begann sie sofort zu flüstern, das sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, sondern Marc Antoine, im Begriff zum Katholicismus überzutreten, sei von seinem Vater, der nicht noch eine zweite Pension zahlen gewollt, erdrosselt worden.

Auf das Gerücht hin liefs das Stadtgericht, ein Tribunal erster Instanz, den Leichnam abholen und die Familie Calas ohne weiteres Verhör festnehmen, liefs durch die katholischen Pfarrer in Monitorien*) von der Kanzel Zeugen gegen sie aufbieten, behandelte endlich den Toten wie jemanden, welcher der katholischen Kirche angehört hatte, liefs ihn auf dem katholischen Kirchhof begraben und begann die Untersuchung gegen die in Toulouse anwesenden Mitglieder der Familie Calas, die Magd und den Gast, die im Stadtgefängnis eingekerkert wurden. Am 18. November 1761 erklärten die Stadtrichter (Capitoule) von Toulouse, die Institutionen Calvins befählen dem protestantischen Vater, einen abtrünnigen Sohn zu töten. Calas habe diese That vollbracht, er, Calas, Frau Calas und Pierre sollten daher gefoltert werden.

Die Angeklagten leugneten einstimmig, an Marc Antoine das Verbrechen verübt zu haben, was sie um so eher konnten, als der Leichnam keine Spuren vorhergegangenen Kampfes getragen. Leider hatten sie jedoch gleich anfangs keinen geschickten Anwalt gewählt und waren aufserdem vorläufig ganz in der Gewalt der Capitoule von Toulouse, da es den Angeklagten erst nach Beendigung der richterlichen Untersuchung gestattet war, Entlastungszeugen zu stellen. Als das ebengenannte Urteil der Capitoule, dem nur ein Richter widersprach, am 18. November

*) Vgl. Einleitung S. 58.

1761 verkündet wurde, appellierten die Calas an das Tribunal zweiter Instanz, das Toulouser Parlament. Dieses hiefs die Gefangenen vom Stadtgefängnis in den Justizpalast überführen und nahm seinerseits die Untersuchung auf. Dieselbe dauerte bis zum 9. März 1762. Dann fällten von 13 katholischen Richtern 7 das Todesurteil über Jean Calas; drei wollten es bei der Folter bewenden lassen, zwei die Untersuchung auf Selbstmord wieder aufnehmen, einer war für Freisprechung. Der Präsident des Parlaments gab dem Urteil auf Tod den Ausschlag, mit 8 gegen 6 Stimmen wurde es angenommen. Jean Calas, der Vater, galt demnach als der Schuldige, der aus protestantischem Fanatismus den Sohn getötet, dem jedoch Pierre dabei geholfen habe, denn der alte Mann, sagte man sich, wäre mit dem kräftigen Marc Antoine allein nicht fertig geworden. Daher sollte nicht nur Jean Calas gefoltert und dann getötet, sondern Pierre Calas auf ewige Zeiten aus Toulouse verbannt werden; die Mutter, die Magd und der Gast wurden freigesprochen, die Töchter einzeln in katholischen Klöstern untergebracht.

Auf den Vater, den angeblichen Mörder, fiel die Hauptstrafe, und zwar in einer so rohen, barbarischen Form, dafs die Seelenpein, die Freiheitsberaubung, die gewaltsame Katholisierung, die Verbannung der anderen Familienmitglieder davor verblafst. — Es waren fanatische Richter, welche folgendes Urteil an Jean Calas vollstrecken liefsen: zuerst gefoltert, mufste er im Büfserhemd mit nackten Füfsen vor dem Dom Abbitte thun, ward dann auf das Schaffot geführt, wo ihm die Glieder zerschlagen, er auf ein Rad geflochten und langsam hinsterben gelassen wurde. Der Leichnam ward verbrannt, die Asche in die Winde gestreut. — Am 10. März 1762 wurde dieses Urteil an



Die Kirche in Ferney.



Abschied der Familie Calas von Jean Calas.

Jean Calas vollstreckt, der ohne Klage, mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit und mit den Worten: «Je meurs innocent« verschied.

Viele solcher Justizmorde haben sich im Frankreich des 18. Jahrhunderts zugetragen, ohne dafs sie den Abscheu der Welt erregt. Der Prozefs der Calas beim Parlament von Toulouse in einer Zeit, wo die öffentliche Meinung seit mehr als 40 Jahren Voltaires Einflufs und seit mehr als zehn Jahren den Einflufs der Encyklopädisten erfahren hatte, der Prozefs der Calas erregte Aufsehen und Abscheu. — Im Frühjahr 1762 hörte Voltaire zuerst davon, und am 22. März, als das Urteil an Calas also bereits vollstreckt war, schrieb er dem Parlamentsrat Le Bault in Dijon:

»Pour l'amour de Dieu, rendez aussi exécrable que vous le pourrez le fanatisme qui a fait perdre un fils par son père ou qui a fait rouer un innocent par huit conseillers du roi.«

Demnach wufste Voltaire damals noch nicht, wen er in der Sache für schuldig halten sollte; er war jedoch ebenso bereit, den protestantischen Fanatiker Jean Calas wie die katholischen Fanatiker vom Toulouser Parlament zu brandmarken. Es ist zu betonen, dafs Voltaire nicht etwa von vornherein den Protestanten gegen die Katholiken verteidigen, sondern gegen den Fanatismus im allgemeinen und für die Duldung jeder Religion, welche es auch sei, eintreten wollte. Mit voller Unparteilichkeit ist Voltaire in den Streit gegangen. In jedem Falle, sagte er sich, hatte dort in Toulouse eine Religion des Hasses, nicht der Liebe ihr Spiel getrieben, und gegen erstere wollte der alte Kämpe noch einmal zu Felde ziehen. Wie viele Tage und Nächte dieser Kampf ihm kosten, wie viel Lorbeeren er ihm bringen würde, der Patriarch von Ferney hat es nicht geahnt.

Welch tragische Schatten der Prozefs Calas auch in

Voltaires Leben werfen sollte, vorläufig tanzte und tragierte man in Schloſs Ferney munter weiter. — Der Genfer Rat hatte Voltaire die Theateraufführungen in Les Délices allerdings verboten und auch der Genfer Gesellschaft zu verstehen gegeben, er fände ihre Teilnahme an Voltaires verderblichem Musenkultus anstöſsig. Seitdem waren die Genfer Theaterfreunde allerdings ein wenig seltener gekommen. Doch als Voltaire seine Theateraufführungen in Ferney fortsetzte, wo das hohe Konsistorium ihm nichts zu verbieten hatte, kehrten auch die Genfer Freunde wieder.

Manchmal that sich Voltaire in diesem anregenden und anstrengenden Leben wohl auch zu viel, und Krankheit hielt ihn dann an sein Zimmer gefesselt. Der rege Geist blieb jedoch auch dann unablässig thätig, und während Voltaire sich mit dem Calasprozeſs zu beschäftigen begann, hatte er bereits ein anderes Werk vollendet: »Extraits des Sentiments de Jean Meslier«.*)

Das Buch war bereits am 4. Februar 1762 gedruckt und in den Händen der Pariser Freunde, die es wegen seiner auſserordentlichen Kühnheit und Schärfe zu verbreiten zögerten.

Der Ursprung dieses Werkes ist folgender: Seit 1755 befand sich eine Abschrift des »Testament«, welches der 1733 verstorbene, katholische Pfarrer Jean Meslier verfaſst, in Voltaires Händen. — Jean Meslier, einem armen Pfarrer in Etrépigny in der Champagne, der von dürftigem Gehalt inmitten einer dürftigen Bevölkerung lebte, der die hohe Geistlichkeit und den Adel schwelgen, die niedere Geistlichkeit und das Volk darben sah, hatte das Elend des Volkes so tief in die Seele geschnitten, daſs er, welcher im Leben

*) Vgl. Einleitung S. 57.

seine Meinung nicht zu sagen gewagt, ein »Testament« schrieb und dann freiwillig Hungers starb.

Jean Meslier verlangte in seinem »Testament« Abschaffung des Privateigentums, Kommunismus. — Diesen Teil des »Testament« fand Voltaire »révoltant« und liefs ihn beiseite. Was er aus dem Ganzen, das er »trop long, trop ennuyeux« nannte, herausnahm und in seine eigene, leichte Form umgofs, war folgendes: die bestehende Religion ist eine menschliche Erfindung, voll von Irrtümern und Absurditäten, die Wunder sind Lügen; die Heiden erzählten auch solche Dinge, die Christen haben das nur nachgemacht; die Visionen und Offenbarungen sind gleichfalls Lügen, die Prophezeiungen über Christus, seinen Sieg, sein Reich sind nicht eingetroffen, die Christen sind Vielgötteranbeter, denn sie haben drei Götter statt eines; die christliche Moral ist dieselbe, wie die aller anderen Religionen, sie trägt also keinen besonders göttlichen Stempel und hat keine Ausnahmestellung zu beanspruchen.

Zur gleichen Zeit wie Voltaire, übte nun auch Rousseau an der selben Kirche Kritik, in deren Schofs er vor vier Jahren Julie, die Philosophin, die Heldin der »Nouvelle Héloise«, hatte zurückkehren lassen.

Erschien Voltaires »Extrait des Sentiments de Jean Meslier« im Februar 1762, so Rousseaus »Emile« und mit ihm der »Contral Social« im Mai 1762.

Am 8. Juni 1762 wurden diese beiden Bücher vom Pariser Parlament verboten und zum Verbrennen verurteilt.

Rousseau selbst ergriff, ehe die französische Regierung ihn einkerkern konnte, die Flucht und begab sich nach Iverdun, auf Berner Gebiet, mit der Absicht, womöglich in Genf ein Asyl zu suchen.

Diese Verfolgung war für Rousseau deshalb besonders gefährlich, weil er beide Bücher mit seinem Namen gezeichnet hatte, was Voltaire bei seinen Angriffsschriften gegen die Kirche nie that.

Obgleich Regierung und Publikum wohl selten darüber im unklaren blieben, welche Werke aus der Ferneyer Officin stammten, sicherte der Umstand, dafs sie nicht Voltaires Namen trugen, den Verfasser vor direkter persönlicher Verfolgung.

Rousseau wurde, trotzdem ein Teil der Genfer Bürger für ihn eintrat, die Freistatt in Genf versagt.

Friedrich von Preufsen war es, der dem Verfolgten gestattete, sich in dem damals preufsischen Neufchâtel niederzulassen. In Motiers-Travers siedelte Rousseau sich an.

Ein anderes Asyl bot ihm Voltaire, der um jene Zeit eine Einladung an Rousseau ergehen liefs, er möge nach Ferney kommen.

Diesen Umschwung in Voltaires Gesinnungen gegen Rousseau hatte der »Emile« bewirkt.

Eingeschoben zwischen das vierte und fünfte Buch desselben stand die »Profession de foi d'un Vicaire Savoyard«. In ihr fand Voltaire alle die religiösen Anschauungen wieder, welche er seit Jahrzehnten vertrat.

Da vergafs er seinen Groll gegen den Rousseau der »Nouvelle Héloise« und lud ihn zu sich ein.

Rousseau, auf der Flucht, ohne feste Wohnung, soll diese Einladung Voltaires nie erhalten haben.

Was Voltaire an der »Profession de foi« so begeisterte, war folgendes: »Je crois,« sagte Rousseau darin, »que le monde est gouverné par une volonté puissante et sage; je le vois ou plutôt je le sens, et cela seul m'importe à savoir«.

Er sagte: »La conscience est la voix de l'âme;

il est donc au fond des âmes un principe de justice et de vertu sur lequel, malgré nos propres maximes nous jugeons nos actions et celles d'autrui comme bonnes au mauvaises, et c'est à ce principe que je donne le nom de conscience.«

Rousseau lehrte dort die natürliche Religion: »Vous ne voyez dans mon exposé que de la religion naturelle, il est bien étrange qu'il en faille une autre.« Und er schliefst daraus: »Si l'on n'eût écouté que ce que Dieu dit au cœur de l'homme il n'y aurait jamais eu qu'une religion sur la terre.« Endlich ermahnt er zur Toleranz.

Während in Frankreich noch der Streit um den »Emile« tobte, war Voltaire an einer Lungenentzündung erkrankt. Als er sich von derselben erholt, begab er sich mit einem wahren Feuereifer wieder an die Arbeit. Corneille beschäftigte ihn dauernd, und Voltaire fand für seine Ausgabe fürstliche Subskribenten. Daneben schrieb er an einer »Geschichte Peters des Grofsen«, bekümmerte sich eingehend um den Prozefs der Calas und veröffentlichte eine neue Angriffsschrift gegen die Kirche: »Le Sermon des Cinquante«.

Der Titel des Werkes erklärt sich folgendermafsen: »50 personnes instruites, pieuses et raisonnables« pflegten sich, wie Voltaire erzählt, jeden Sonntag in einer Stadt zusammenzufinden, ihre Gebete zu sprechen, eine Rede zu hören, ein Mahl zu halten und für die Armen zu sammeln. — Dieser »Sermon« ist typisch für Voltaires Kampfweise. Wer ihn aufmerksam durchliest, wird in allen anderen Pamphleten Voltaires nur Variationen desselben Themas finden. Voltaire beginnt den »Sermon« mit folgendem Gebet:

»Dieu de tous les globes et de tous les êtres, la seule prière qui puisse vous convenir, est la sou-

mission: car que demander à celui qui a tout ordonné, tout prévu, tout enchaîné, depuis l'origine des choses? . . . écartez de nous toute superstition: si l'on peut vous insulter par des sacrifices indignes, abolissez ces infâmes mystères; si l'on peut déshonorer la Divinité par des fables absurdes, périssent ces fables à jamais . . .« d. h. erlöse uns von dem Übel der positiven Religion.

Ihr gegenüber wird die natürliche, die dogmenlose Religion wie folgt definiert:

»Elle est en principe celle de l'Univers entier, car nous adorons un Etre suprême comme toutes les nations l'adorent, nous pratiquons la justice que toutes les nations enseignent, et nous rejetons tous les mensonges, que les peuples se reprochent les uns aux autres.«

Den Hauptkampf ficht Voltaire nun darum, zu beweisen, dafs besonders das alte Testament eine Unzahl Dinge enthält, die sowohl im Widerspruch mit der Moral wie mit der Vernunft stehen, Dinge, die einer Religion unwürdig sind. Indem er stets die Texte der Bibel citiert, führt Voltaire folgendes aus: Es ist unmoralisch und unvernünftig, zu behaupten, Gott habe eine Schlange mit Rede begabt, damit sie sein eigenes Geschöpf, dessen Schwäche Gottes Werk war, in Versuchung führen könne. — Unmoralisch ist die ganze Familie des Loth; Isaak, der Vater der Gerechten, sagt, seine Frau sei seine Schwester, was abscheulich ist; Jakob betrügt den Bruder um die Erstgeburt und lügt dem Vater etwas vor. Überall im alten Testament wimmelt es von Widersprüchen, Beweis, dafs dieses Buch nicht von Gott inspiriert. Die Wunder Moses' sind thöricht; das Hinschlachten von 23000 Menschen, die das goldene Kalb angebetet, und von 24000, die mit heidnischen Frauen Verkehr

gepflogen, ist das unwürdige Vorspiel des späteren christlichen Glaubensfanatismus. — Die Besitzergreifung des gelobten Landes ist ein Akt wilder Barbarei gewesen. — Saul, sagt die Bibel, ward von Gott gestraft, weil er den gefangenen König Agag zu töten verweigert. Welch eine Lästerung des höchsten Wesens! König David, der Gesalbte des Herrn, beginnt als Räuber und Mörder, als König bemächtigt er sich der Frau des Uria und läſst den Mann töten: »Et c'est de cet adultère homicide que vient le Messie, fils de Dieu lui même, ô blasphème!« ruft Voltaire.

Die Entstehung der christlichen Kirche beleuchtet Voltaire mit dem gleichen, scharfen Lichte. Zuerst, sagt er, wagte man nicht, aus dem Gekreuzigten einen Gott zu machen, dann ward man kühner, »on imagina la Trinité, et pour la faire croire, on falsifia des évangiles . . . on supposa des canons des apôtres, des Constitutions des apôtres, un Symbole des apôtres.« Nach 300 Jahren gelang es, die Gottheit Christi zum Dogma zu erheben. Man erfand die Absurdität und die Lästerung des Abendmahls, das Gott in ein Bröckchen Brot einsperrt. Dann spaltete sich die christliche Sekte in eine Menge anderer Sekten, »dans tous les temps on se bat, on s'égorge, on s'assassine«. Und Gott ist als Erlöser auf die Erde bemüht worden »pour livrer l'Europe pendant des siècles au meurtre et au brigandage«.

Sollten alle diese Abscheu erregenden und widersinnigen Mysterien, fährt Voltaire fort, nötig gewesen sein, dem Volk die Religion ehrwürdig zu machen? »Nein,« antwortet er, »le peuple n'est pas si imbécile qu'on le pense; il recevra sans peine un culte sage et simple d'un Dieu unique.« Und er schlieſst den »Sermon«: »Puisse ce grand Dieu qui m'écoute, ce Dieu, qui assurément ne peut ni être né d'une fille, ni être

mort à une potence; ni être mangé dans un morceau de pâte, ni avoir inspiré ces livres remplis de contradictions, de démence et d'horreur; puisse ce Dieu, créateur de tous les mondes, avoir pitié de cette secte de chrétiens qui le blasphème. Puisse-t-il les ramener à la religion sainte et naturelle, et répandre ses bénédictions sur les efforts que nous faisons pour le faire adorer. Amen.«

Damit war Voltaires Standpunkt klar und genau gegeben; es war noch derselbe, den er einst im Temple eingenommen. Doch war Voltaires Beweisführung eine durch geschichtliche Studien und eingehendes Bibelstudium weit gediegenere geworden.

Betont soll werden, dafs Voltaire durchaus kein Gegner eines religiösen Kultus war, ihn sogar für nötig und nützlich hielt.

Er wünschte denselben jedoch einfach und verständig — sage et simple. Voltaire sagte auch nichts gegen das Bestehen einer Priesterschaft, die diesen Kultus vertreten und geleitet hätte.

Was er jedoch selbst dieser aufgeklärten Priesterschaft nicht zugestehen wollte, war irgendwelche weltliche Macht.

Er erklärte, das Reich der Kirche sei nicht von dieser Welt. Sie dürfe weder Reichtümer ansammeln, noch eine politische Rolle im Staate spielen, noch Einflufs auf die weltliche Gerechtigkeit haben, noch den Herrscher zu Glaubenskriegen und Vertilgung der Ketzer antreiben.

In diesem Punkte war Voltaire für absolute Auseinanderhaltung der weltlichen und geistlichen Gewalt. Der Staat stand für ihn über der Kirche, der König in allen weltlichen Dingen über dem Papste.

Voltaire ist hier, wie sonst, der vollendete An-



Voltaire in Ferney.

(Nach Huber.)

hänger aufgeklärter Autorität, der homme de gouvernement wie er im Buche steht.

Er dachte damals jedoch nicht nur an Metaphysik, Philosophie und Kirchengeschichte, sondern auch an sehr weltliche Dinge. Er war beschäftigt, seine Pflegetochter zu verheiraten, beschäftigt, den Streit um den »Emile« zu verfolgen, gegen den im August 1762 Christophe de Beaumont, Erzbischof von Paris, einen Hirtenbrief erliefs*). Er verfolgte endlich auch die Schicksale seines königlichen Freundes Fédéric, der sich nach dem Überfall bei Hochkirch 1758 mit Anspannung aller Kräfte bis Anfang Januar 1762 über Wasser gehalten hatte, dann, nach dem Tode seiner Feindin, der russischen Kaiserin Elisabeth, mit dem Zaren Peter, dem Gemahl der späteren Katharina II., Frieden geschlossen, Österreich geschlagen hatte und Ende des Jahres 1762 sich bereits in Friedensverhandlungen befand.

So von allen Seiten angeregt, im vollen Tagesleben stehend, achtunggebietend durch seine gewaltige Thätigkeit, für Freund und Feind eine Gestalt, die sie nicht übersehen konnten, der Mittelpunkt der Aufklärung, der höchste Gipfel der zeitgenössischen Litteratur, feierte Voltaire am 22. November 1762 seinen 68sten Geburtstag. Das Werk, das sein Leben krönen sollte, die Reform der französischen Strafjustiz, lag noch vor ihm.

---

*) Siehe S. 407 u. 416.





Achtzehntes Kapitel.

1763.

Voltaire unternimmt die Rehabilitierung der Calas. — Marie Corneilles Heirat. — Voltaire und Katharina von Rufsland. — Voltaire und der Bischof von Puy. — Beginn der Genfer Unruhen.

Seit März 1762 beschäftigte Voltaire sich unablässig damit, Erkundigungen über den Calasprozefs einzuziehen.

Er wandte sich in dieser Absicht an den Kardinal und früheren Minister Bernis, an den Herzog von Richelieu, premier Gentilhomme de la Chambre du roi, seinen langjährigen Freund und Gönner, an den Präsidenten de Brosses vom Parlament in Dijon, an den Grafen Saint-Florentin, Staatssekretär de la Maison du roi, zu dessen Ressort die protestantischen Angelegenheiten gehörten*).

Andererseits setzte er sich mit Freunden und Bekannten der Familie Calas, mit Kaufleuten aus Marseille und Montauban in Verbindung. Als Donat Calas sich im Frühjahr 1762 aus Nîmes nach Genf flüchtete, suchte Voltaire ihn auf, desgleichen Pierre

*) Vgl. Einleitung S. 14.

Calas, der im Frühjahr 1763 dem Beispiel seines Bruders folgte.

Im Sommer 1762 hatte Voltaire die Überzeugung erlangt, Jean Calas sei das Opfer fanatischer Richter, und in dem Calasprozefs sei ein Justizmord begangen.

Damit stand bei Voltaire der Entschlufs fest, die Rehabilitierung der Familie Calas bei der zuständigen Behörde, dem Conseil des Partis*), einer Abteilung des Königlichen Staatsrates, nachzusuchen.

Die Calas waren Protestanten.

Noch immer bestanden hinsichtlich der französischen Protestanten**) die barbarischen Ausnahmegesetze, deren in der Einleitung erwähnt wurde. Noch immer hatten die französischen Protestanten keinen Civilstand. Verfolgungen gegen sie hatten zu Voltaires Lebzeiten mehrfach stattgefunden, so 1724, 1745, 1754. Ja, 1762 selbst, 18 Tage vor der Hinrichtung Jean Calas', war in Toulouse der protestantische Pastor Rochette hingerichtet worden, weil er gewagt, sein Ministerium auszuüben.

Darüber, dafs der religiöse Fanatismus in Frankreich noch lebendig, konnte bei Voltaire also kein Zweifel bestehen.

Als eine Frucht dieses Fanatismus betrachtete Voltaire Prozesse wie den der Calas.

Diesem religiösen Fanatismus wollte er das Schwert der irdischen Gerechtigkeit entreifsen.

Und um dieses zu thun, mufste er seine aufklärende Thätigkeit, die er in Dichtung und Litteratur, in Philosophie, Naturwissenschaften und Geschichte ausgeübt, nun auch auf das Gebiet des Rechts, des Strafrechts ausdehnen.

---

*) Vgl. Einleitung S. 15.
**) Vgl. Einleitung S. 3–9.

Das französische Strafrecht war — wir haben es bei dem an Jean Calas vollzogenen Urteile gesehen — ein sehr hartes, ein geradezu barbarisches. Ganz allgemein kann man sagen, dafs die von den damaligen französischen Richtern diktierten Strafen nicht im richtigen Verhältnis zu den Vergehen, die sie ahnden sollten, standen.

Wir werden ein typisches Beispiel davon etwas später in dem Prozefs gegen La Barre (1766) finden.

Die Anwendung der Folter, teils zur Erpressung von Geständnissen, teils zur Bestrafung von Vergehen, war gesetzlich gestattet und alltäglich.

Hängen, Köpfen, Rädern, Brennen wurde selbst bei geringeren Verschuldungen schon angewendet.

Am bedenklichsten war bei dem damaligen französischen Strafrecht, dafs es sich direkt in den Dienst der katholischen Kirche stellte; es lag hier eine höchst gefährliche Verquickung der geistlichen und der weltlichen Macht vor, eine Verquickung, als deren energischer Gegner Voltaire sich ein für allemal erklärt hatte.

Vom Standpunkt der französischen Juristen, welche das zu Voltaires Zeit noch bestehende Strafrecht kodifiziert hatten, vom Standpunkte dieser Männer aus sollte die weltliche Gerechtigkeit dazu dienen, die Gottheit, die Religion und die Kirche, deren Namen, Lehren und Ceremonieen in Ansehen zu erhalten, Zweifler, Freidenker und Ungläubige zu schrecken, unorthodoxe Meinungen, unehrerbietige Handlungen derselben strenge zu bestrafen.

Unter den damaligen französischen Gerichtshöfen waren besonders die Parlamente*) wegen der Schärfe bekannt, mit der sie in Glaubenssachen urteilten.

Die Mitglieder dieser Parlamente waren sämtlich

*) Vgl. Einleitung S. 26.

katholisch, ihre Stellung machte ihnen die Vertretung orthodoxer Anschauungen zur Pflicht.

Ein Angeklagter, der nicht Katholik, oder der nicht orthodoxer Katholik war, galt ihnen von vornherein als verdächtig.

Ein Vergehen, dessen man nicht katholische oder nicht orthodox-katholische Franzosen anklagte, waren sie von vornherein geneigt, aus religiösen Motiven zu erklären, auf kirchliches Gebiet hinüberzuspielen.

Diese auf Glaubenshafs beruhende, jedoch oft ganz unbewufste Parteilichkeit der französischen Richter schien Voltaire Ehre, Besitz, Freiheit und Leben der französischen Staatsbürger in unerträglicher Weise zu bedrohen und der Kirche eine Macht zu geben, die er ihr nie und nimmer zugestehen konnte.

Wie liefs es sich mit Voltaires Auffassung der Gottheit vereinen, dafs Gottes Geschöpfe gerädert, gehängt, verbrannt wurden, weil sie ein leichtfertiges Lied gesungen, eine Prozession nicht gegrüfst, ein Kruzifix verstümmelt hatten?

Wie konnte Voltaire zugeben, es sei ein todeswürdiges Verbrechen, nicht an die Gegenwart der Gottheit in der Hostie des Abendmahls zu glauben, gewisse Dogmen der Kirche für verstandeswidrig, gewisse Erzählungen der Bibel für unsittlich zu halten?

Sah er doch in der Aufklärung über diese Punkte den Fortschritt der Menschheit.

Ebensowenig wie die Härte der Richter gegen Freidenker, konnte Voltaire ihren Fanatismus gegen Andersgläubige billigen.

Kam es denn darauf an, ob man Gott als Protestant oder als Katholik verehrte? Die Unterschiede der Kirchen waren nebensächlich, wenn nur die Religion im Herzen der Menschen lebendig blieb.

Nun stellte die katholische Kirche sich bei Kriminal-

fällen den Gerichten geradezu zur Verfügung. Es wurde bereits in der Einleitung erwähnt, dafs jeder Pfarrer nach dem Kirchendienst von der Kanzel herab seine Pfarrkinder zur Zeugenschaft in Kriminalfällen auffordern durfte*). Diese, Monitorien genannten Aufforderungen der Geistlichkeit waren eine fürchterliche Waffe gegen den Angeklagten, besonders gegen den Protestanten und den Freidenker. Sie erregten den Fanatismus gegen ihn, sie setzten die Einbildungskraft in Bewegung, sie liehen den Anklagen der weltlichen Behörden die Autorität der Kirche.

Die allbekannte Voreingenommenheit der französischen Gerichte gegen Protestanten und Freidenker wirkte auch auf die Hilfsbeamten dieser Gerichte, wie z. B. Gerichtsärzte.

Statt alle Mittel ihrer Wissenschaft aufzubieten, um die Wahrheit über den ihnen vorgelegten Fall zu erkennen, begnügten sie sich oft mit einer oberflächlichen Leichenschau, die sich dem Fanatismus der Richter gefällig anpafste.

Die Kirche, welche solche Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten hervorrief, förderte und sanktionierte, diese Kirche nannte Voltaire l'Infâme. Diese und deren fanatische Vertreter hat er glühend gehafst. Gegen deren Intoleranz war er selbst intolerant.

Reich, unabhängig, in Verbindung mit den Machthabern des französischen Hofes, Führer der öffentlichen Meinung in Europa, erschüttert von dem jammervollen Schicksal der Calas, die nur die Vertreter einer ganzen Klasse ähnlich mifshandelter, französischer Staatsbürger waren — sagte Voltaire sich, nun sei die Zeit zu handeln gekommen und der Punkt gefunden, auf dem er nach langjähriger, theoretischer

---

*) Vgl. Einleitung S. 58.

Aufklärung der Massen den Hebel ansetzen, die Kirche im praktischen Leben in ihre Schranken zurückweisen, ihrer verhängnisvolle Einmischung auf dem Gebiete des französischen Strafrechtes gegenübertreten könne.

Es war in den Annalen Frankreichs noch nicht dagewesen, dafs ein Schriftsteller, ein Litterat, eine Privatperson, den Rechtsstreit ihm ganz fremder Leute gegen ein ganzes Heer gewappneter Traditionen, gegen einen obersten, französischen Gerichtshof aufnahm.

Diderot, der so empfindsame Diderot, schrieb darüber ganz erstaunt: »Que lui (Voltaire) sont les Calas, qu'est-ce qui peut l'intéresser pour eux? Quelle raison a-t-il de suspendre des travaux qu'il aime pour s'occuper de leur défense?«

Nun, Voltaire übernahm die Verteidigung der Calas, weil die Logik seines Lebens es so wollte, und weil Voltaire den moralischen Mut besafs, sich dieser letzten, gefährlichen Konsequenz seiner Mission nicht zu entziehen.

Noch andere Männer als Voltaire arbeiteten an dem gleichen Werke wie er: Rousseau, Diderot, d'Alembert, Helvétius, d'Holbach waren ebenfalls Aufklärer.

Keiner von ihnen hat, gleich Voltaire, eine Familie Calas, einen La Barre verteidigt, die Rehabilitierung unschuldig verurteilter Protestanten oder die Verteidigung barbarisch bestrafter Freidenker unternommen.

Das darf besonders bei dem Protestanten Jean Jacques Rousseau wunder nehmen.

Um so mehr, als bereits im Jahre 1761 Rousseau von Montauban aus darum angegangen worden, sich des verfolgten protestantischen Pastors Rochette anzunehmen, der 1762 in Toulouse hingerichtet wurde.

Rousseau blieb gegen diese Bitte taub.

Und im Jahre 1764, als die Untersuchungen zur Rehabilitierung der Calas bereits in vollem Gange waren, erklärte er, sein Äufserstes für die verfolgten Protestanten gethan zu haben, indem er einen Brief an Christophe de Beaumont, den Erzbischof von Paris, geschrieben*). Mehr könne niemand von ihm verlangen.

Voltaire hatte eine andere Auffassung von dem, was ein Aufklärer von sich und was die Welt von ihren Aufklärern verlangen durfte. Daher unternahm er den Kampf gegen den Fanatismus der Kirche nun auch auf dem Gebiete des französischen Strafrechtes.

Das Gefühl seiner Macht hat ihn dabei allgewaltig getrieben.

Es war Voltaire, der gegen den Fanatismus und die Barbarei, welche im französischen Strafrecht herrschten, Sturm lief, weil er diesen Sturmlauf am besten durchzuführen imstande war.

Dazu bedurfte es eines reichen, unabhängigen und mit der grofsen Welt doch eng verwachsenen Menschen.

Von allen Philosophen war Voltaire am ehesten in der Lage, in dieser Sache durch seine hohen Verbindungen Auskunft, Rat und Warnung, ja sogar Unterstützung gegen die oft widerwilligen, dem gewöhnlichen Sterblichen gegenüber abweisenden Behörden zu erhalten.

Nur die Hand des Hofmannes Voltaire reichte durch Richelieu, durch den Premierminister Choiseul bis an den Thürgriff des Staatsrats.

Nur der Schriftsteller Voltaire konnte durch Appell

*) Siehe S. 416.



Voltaire in Ferney.

an fürstliche Gönner und an die öffentliche Meinung ein gewaltiges Echo in Europa wachrufen.

Der reiche Besitzer Voltaire vermochte auch, ohne zu zählen, in seinen Säckel zu greifen, Prozefskosten für seine Schützlinge zu zahlen, oder die unglücklichen Opfer der französischen Strafjustiz zu unterstützen.

Hätte Voltaire nicht von Jugend auf gestrebt, sich ein Vermögen zu erwerben, hätte er nicht mit höfischer Gewandtheit hohe Verbindungen erworben, gehegt und bewahrt, hätte er durch seine Feder nicht europäischen Ruf gewonnen, er wäre aufser stande gewesen, diese drei mächtigen Hebel, Geld, sozialen und litterarischen Einflufs, in den Dienst der gerechten Sache zu stellen. Und die gerechte Sache allein wäre nie mit Parlament, Kirche und Strafrecht fertig geworden.

Dafs aber gerade Voltaire sich der Opfer einer barbarischen Strafjustiz annahm, war auch eine Temperamentssache.

Mehr als seine Genossen liebte er Händel, Prozessieren und Kampf. Diese nervöse Natur verausgabte sich nicht im Streit, sie zog neue Lebenskraft aus ihm.

Voltaires Macht, Voltaires Temperament erklären es jedoch nicht allein, warum vor allen Philosophen er die Reform des französischen Strafrechtes anbahnte.

Seine Menschenliebe sprach ein grofses Wort dabei.

Schon als Kind hatte Voltaire für jede Art Leid Mitgefühl gehabt. In dem Greis war der Wunsch zu helfen noch ebenso lebendig.

»Cette aventure,« sagte Voltaire über den Fall Calas, »me tient à cœur, elle m'attriste dans mes plaisirs, elle les corrompt«.

Als Voltaire sich im Sommer 1762 von der Unschuld Jean Calas' überzeugt, gelang es ihm nicht gleich, die unglückliche Witwe, die sich mit der treuen

Magd Viguier auf das Land in der Nähe von Montauban zurückgezogen hatte, zur Berufung gegen das Urteil des Toulouser Parlaments zu bewegen.

Im Juni 1762 jedoch begab sie sich nach Paris, um bei dem Conseil des Partis, einer Abteilung des Staatsrates, die Kassation des in Toulouse gegen Jean Calas gefällten Urteiles zu beantragen.

Von Urteilen der Parlamente konnte nur an den Conseil des Partis appelliert und die Kassation eines Urteils nur dann verlangt werden, wenn bei den Richtern, die das Urteil gefällt, vorgefaſste Meinung, Parteilichkeit zu konstatieren war. — Dieses glaubte Voltaire für den Fall Calas konstatieren zu können.

Jeder, der Kassation eines Urteils nachsuchte, muſste bei dem Conseil des Partis eine gewisse Geldsumme hinterlegen.

Frau Calas, deren Hab und Gut beschlagnahmt, konnte die Summe nicht zahlen. Voltaire und Pariser Finanzmänner brachten sie auf. — Zugleich empfahl Voltaire Frau Calas an d'Argental, d'Alembert und an den Advokaten Mariette.

Um die öffentliche Meinung über den Fall Calas aufzuklären und dadurch einen Druck auf den Conseil des Partis auszuüben, der sehr ungern Urteile der Parlamente kassierte, warf Voltaire damals sein erstes Pamphlet zu Gunsten der Calas in die Massen: »L'histoire d'Elisabeth Canning et des Calas«.

Es war die mit glänzender Klarheit geschriebene Darstellung des Calasprozesses. Ihr folgen die Denkschriften dreier Advokaten, die Voltaire gewonnen, Mariette, Beaumont und Loyseau de Mauléon. — Durch diese Angriffe gegen das Toulouser Parlament hoffte Voltaire gegen dasselbe Stimmung zu machen. — Gleichzeitig schrieb der unermüdliche Mann seinen berühmten »Traité sur la

Tolérance«. — Er begann mit der Erzählung der Thatsachen und der Folgen des Calasprozesses, zeigte das unsägliche Leid, welches er über eine unschuldige Familie gebracht und faſste dann die Absicht seiner Schrift in die Worte zusammen:

»Je ne parle ici que de l'intérêt des nations, et en respectant, comme je le dois, la théologie, je n'envisage dans cet article que le bien physique et moral de la société.«

Dieses äuſsere und innere Heil der Menschheit sah Voltaire in der Einführung der religiösen Toleranz.

In gedrängter Folge stellte er die Fragen: Wie kann die Toleranz eingeführt werden? Ist Intoleranz dem Menschen natürlich? Ist sie nicht vielmehr eine Eigenheit des Christentums? Ist sie von vielen Christen nicht miſsbilligt worden? Ist sie mit der christlichen Religion untrennbar verbunden?

Voltaires Antwort auf diese Fragen läſst sich etwa folgendermaſsen zusammenfassen: Wenn ihr den Menschen die schlichte, die dogmenlose, die natürliche Religion gebt, wenn ihr sie vom Aberglauben befreit, so werden sie einander auch nicht mehr verfolgen. Klärt sie auf, um sie tolerant zu machen, und ihr sichert eurem Staate Frieden und Gedeihen, le bien physique et moral. —

Als Einzelheit in Voltaires historischer Beweisführung verdient hervorgehoben zu werden, daſs er den Tod des Sokrates und die Christenverfolgungen in Rom auf politische Ursachen zurückführte, in ihnen also keine Beispiele heidnischer Intoleranz sah.

Voltaire schloſs den »Traité«, wie einst den »Sermon des Cinquante« mit einer »Prière à Dieu«, worin er um baldige Herrschaft der Toleranz auf Erden bat:

»Ce n'est donc plus aux hommes que je m'adresse; c'est à toi, Dieu de tous les êtres, de tous les mondes et de tous les temps ... Tu ne nous as pas donné un cœur pour nous haïr, ni des mains pour nous égorger; fais que nous nous aidions mutuellement à supporter le fardeau d'une vie pénible et passagère ... que toutes les petites nuances qui distinguent les atomes appelés hommes, ne soient pas des signaux de haine et de persécution; que ceux qui allument des cierges en plain midi pour te célébrer, supportent ceux qui se contentent de la lumière de ton soleil; que ceux dont l'habit est teint de rouge ou de violet ... jouissent sans orgueil de ce qu'ils appellent grandeur et richesse, et que les autres les voient sans envie; car tu sais qu'il n'y a dans ces vanités ni de quoi envier, ni de quoi s'en orgueillir.«

Diese Schrift, die Denkschriften der Advokaten und Bittschriften der Familie Calas, die Voltaire für sie aufgesetzt, bewegten die öffentliche Meinung so gewaltig, dafs der Conseil des Partis davon beeinflufst wurde. So feindlich der Minister Saint-Florentin der Rehabilitierung der Calas auch war, andere Mitglieder des Conseil des Partis, wie der Herzog von Praslin, in dessen Familie der alte Herr Arouet einst Notar gewesen, wie der Premierminister, Herzog von Choiseul, Voltaire persönlich gewogen, waren für die Wiederaufnahme des Calasprozesses.

Daher wurde dieselbe am 8. März 1763 in geheimer Sitzung des Conseil des Partis genehmigt.

Um sich über die Zulässigkeit der von der Witwe Calas verlangten Kassation des gegen Jean Calas gefällten Urteils aussprechen zu können, mufste der Conseil des Partis von den betreffenden Akten des Toulouser Parlaments Kenntnis nehmen.

Der König befahl zu diesem Zwecke dem Parlament deren Aushändigung. Voltaire war glücklich.

Da weigerte sich das Toulouser Parlament, dem Conseil des Partis die Akten auszuliefern.

Es erklärte sich jedoch bereit, von denselben Abschrift nehmen zu lassen.

Dieselbe sollte 800 Livres Kopiergeld kosten.

Der König, in Geldangelegenheiten von dem Toulouser Parlament abhängig, war ganz bereit, vor diesem Hindernise Kehrt zu machen und die Witwe Calas sich allein aus der Sache ziehen zu lassen.

Die Frau, deren Habe beschlagnahmt war, konnte die 800 Livres natürlich nicht zahlen.

Voltaire, obgleich er erklärte, die Besorgung jener Abschrift sei des Königs Sache, sagte sich, dafs Majestät auf diesem Ohre taub sein würden. Er und Pariser Freunde holten daher zum zweitenmal die nötigen Obolen aus der Tasche. Das Kopieren begann, und Ende Juli 1763 liefen die Abschriften der Toulouser Akten bei dem Conseil des Partis ein, der sie, um sich über die Zulässigkeit der Kassation des Urteils auszusprechen, fast ein Jahr lang studierte.

Zu jener Zeit wird davon weiter gesprochen werden.

Die Calas waren übrigens, während des Jahres 1763 durchaus nicht Voltaires einzige Beschäftigung. Im Februar hatte er Marie Corneille mit einem jungen Dragoneroffizier, Dupuits de la Chaux, verheiratet, worüber er schreibt:

»Ils s'aiment passionnément . . . Je voudrais que le bonhomme Pierre (Corneille) revînt au monde pour être témoin de tout cela, et qu'il vît le bonhomme Voltaire menant à l'église la seule personne qui reste de son nom.«

Das junge Paar erhielt dicht neben Ferney ein Grundstück und jährlich 8000 Livres Renten.

Als der Hochzeitsjubel in Ferney verklungen war, veröffentlichte Voltaire — stets mit den Calas beschäftigt, den zweiten Teil seiner »Histoire de Pierre le Grand«. Dieses Geschichtswerk reicht nicht an das »Siècle de Louis XIV.«, nicht an den »Essai sur les Mœurs« heran. Es hatte jedoch den Vorzug, Voltaire mit Katharina von Rufsland in direkte Beziehung zu setzen.

Seit Katharina sich am 9. Juli 1762 durch Mord von ihrem Manne, dem Zaren Peter III., befreit, war sie Selbstherrscherin aller Reufsen geworden.

Voltaire hatte anfangs den Abscheu geteilt, den dieser Mord in ganz Europa hervorrief.

Als er jedoch sah, dafs Katharina doch nicht nur ein brutales Temperament sei, als er die weitsehende Herrschernatur und vor allem die der Aufklärung und religiösen Toleranz geneigte Fürstin in ihr erkannte, schrieb er an den ihm befreundeten Grafen Schuwaloff:

»J'avoue que je crains d'avoir le cœur assez corrompu pour n'être pas aussi scandalisé de cette scène (der Mord Peters III.) qu'un bon chrétien devrait l'être. Il peut résulter un très grand bien de ce petit mal.

Er wufste, dafs dieses Urteil Katharina bei passender Gelegenheit wiederholt werden würde und bereitete sich derart eine neue, fürstliche Freundschaft vor.

Seine Beziehungen zu Friedrich von Preufsen waren seit 1760, wo den König seine Kriege mit Österreich, Frankreich und Rufsland, Voltaire seine Rousseaufehden völlig in Anspruch nahmen, fast gänzlich unterbrochen.

Erst 1765 beginnt wieder eine direkte und lebhafte Korrespondenz.

An Beschäftigung sollte es dem Patriarchen trotzdem nicht fehlen.



Katharina II.

Seine fortwährenden Angriffe gegen die Kirche zogen ihm von kirchlicher Seite eine Entgegnung zu.

Der Bischof von Puy im Velay, Monseigneur Jean George Lefranc de Pompignan, ein Bruder des Dichters Lefranc de Pompignan, über den Voltaire im Jahre 1758 mit den Quand, den Si etc. so spöttisch hergezogen war — veröffentlichte 1763 eine »Instruction Pastorale«, einen Hirtenbrief, an die Bewohner seiner Diözese, der thatsächlich eine Anklageschrift gegen die Philosophen war. — Der Titel hiefs wohl »Instruction Pastorale aux laboreurs du Puy«, aber was gingen die Acker- und Weinbauer von Puy die Arbeiten der Encyklopädisten und der Philosophen, Rousseaus Emile und Voltaires «Poème sur la Loi naturelle«, an? Der Bischof von Puy warf den Philosophen blinde Voreingenommenheit für die Naturwissenschaften, die Sucht zu zweifeln und zu verneinen, ihre dogmenlose Religion und ihre Dulderei (»le tolérantisme«, nicht »la tolérance«) vor.

Voltaire entgegnete darauf mit der »Lettre d'un Quaker à J. G. Lefranc de Pompignan« und dann mit einem »Hirtenbrief des demütigen Bischofs von Wahrheitstadt (Aléthopolis)«, worin er wieder mit seinem Witz die Lacher auf seine Seite zog und sich aufserdem mit vollem Recht gegen den Vorwurf verteidigte, ein Atheist zu sein: »Mes chers frères,« beginnt er, »Ce n'est pas que nous voulions contester à Jean-George les prétentions épiscopales au bel esprit . . . nous convenons de son éloquence abondante, qui n'est jamais étouffée sous les pensées; nous admirons sa charité chrétienne qui devine les plus secrets sentiments de tous ses contemporains, et qui les empoisonne, de peur que leurs sentiments n'empoisonment le siécle.

Mais en rendant justice à toutes les grandes qualités de Jean-George, nous tremblons . . . qu'il n'ait fait une bévue dans son instruction pastorale . . . de regarder tous les grands génies comme des incrédules.

C'est une entreprise un peu forte d'écrire contre tout son siècle, et ce n'est pas avoir un zèle selon la science que de dire: Mes frères, tous les gens d'esprit et tous les savants pensent autrement que moi, tous se moquent de moi; croyez donc tout ce que je vais vous dire.

On a dit aussi qu'il y a dans l'inquarto de mon confrère Jean-George un long chapitre contre la tolérance, malgré la parole du Christ et des apôtres . . . Mes frères, je vous exhorte, selon cette parole, à supporter Jean-George Vous avez beau dire que son livre est insupportable; ce n'est pas une raison pour rompre les liens de la charité. Si son ouvrage vous a paru trop gros, je dois vous dire, que mon relieur m'a promis qu'il serait fort plat quand il aurait été battu« und so fort, die beifsendste Satire in fliefsendster Form.

Seiner Gewohnheit treu, liefs Voltaire auch im Jahre 1763 wieder Pamphlete gegen die Kirche in die Welt fliegen. So den »Dialogue du Chapon et de la Poularde«, den »Dialogue du Docteur et de l'Adorateur«, endlich das Drama »Saül«.

Alle diese Schriften stehen im Dienste der Aufklärung, in allen finden wir das Feuer, die Lebendigkeit eines Jünglings, in dem »Saül« sogar eine dunkle Glut, etwas Grausiges, so gewaltig steigert sich darin der Hafs des greisen Voltaire gegen die »Infâme«.

Während dieser Zeit zog auch Jean Jacques die öffentliche Aufmerksamkeit von neuem auf sich. Wir müssen diese Vorfälle hier näher besprechen, weil sie eine Reflexwirkung auf Voltaire geübt haben.

Von seinem Asyl Motier aus, veröffentlichte Rousseau eine Antwort auf einen Brief des Erzbischofs von Paris, in welchem dieser den »Emile« ein gottloses Buch genannt.

Es ist diese Antwort, von welcher Rousseau 1764 erklärte, er habe mit ihr sein möglichstes für die Protestanten gethan.

Ruhig und würdig gehalten, machte Rousseaus Entgegnung selbst in Genf einen guten Eindruck, und der Flüchtling begann zu hoffen, die Vaterstadt werde ihm, von seinem wahren Christentume endlich überzeugt, ihre Thore öffnen.

Vergebene Hoffnung. Genf rief ihn nicht zurück.

Darauf erklärte Rousseau am 12. Mai 1763, er verzichte auf sein Genfer Bürgerrecht.

Nun gab es in Genf zwei Volksparteien, aus dem Kleinbürgerstande und den in Genf Neueingewanderten bestehend, die bei der Verwaltung der Republik wenig oder gar nichts zu sagen hatten und von den reichen, eingeborenen Geschlechtern majorisiert wurden.

Diese zwei Parteien, »les Représentants« und »les Natifs« genannt, waren ganz bereit, auf den Boden des Rousseauschen »Contrat Social« zu treten und den ihnen auf Grund der Menschenrechte gebührenden Anteil an der Genfer Verwaltung zu verlangen.

Ihnen gegenüber bildeten die Genfer Aristokraten die Partei der »Négatifs«. Sie beauftragten den Staatsanwalt Tronchin, die Lehren des »Contrat Social« und des »Emile« als Irrlehren zu erklären.

Dieses geschah in den fünf »Lettres de la Campagne«, auf die Rousseau im gleichen Jahre 1764, wir greifen da etwas vor — mit den »Lettres de la Montagne antwortete.

Rousseau bewies darin, dafs sein »Emile« die wahre, die natürliche Religion lehre; wenn die Genfer diese nicht anerkennen wollten, meinte er, seien sie orthodoxe Fanatiker.

Voltaire, der nun bereits aus eigener Erfahrung wufste, dafs die Genfer Protestanten nicht duldsamer waren als die französischen Katholiken, billigte diese Ausführungen Rousseaus vollständig.

Weniger erfreut war er darüber, dafs Rousseau, noch immer gegen ihn gereizt, Voltaire in den »Lettres de la Montagne« als den Verfasser des früher ausführlich besprochenen, anonym erschienenen »Sermon des Cinquante« nannte.

Er beschlofs, ihm darauf mit der Broschüre: »Sentiments d'un Citoyen« zu antworten. —

Übersieht man die Schriften, die Voltaire in diesem Jahre verfafst, die »Histoire d'Elisabeth Canning et des Calas«, den »Traité de la Tolérance, die zwei Antworten auf die »Instruction Pastorale« des Bischofs von Puy, die drei Streitschriften in ecclesiam — rechnet man dazu die hundertfältigen Schritte und Schreibereien, welche der Calasprozefs nötig machte, so steht man staunend vor der Leistungsfähigkeit dieses genialen Mannes, dem das Alter nichts anhaben zu können schien.





Neunzehntes Kapitel.

1764—1766.

Die Calas an die Requêtes de l'hôtel verwiesen. — Das Dictionnaire Philosophique. — Die Sentiments d'un Citoyen. — Die Calas rehabilitiert. — Die Vorgeschichte der Sirven. — Voltaire übernimmt ihre Verteidigung. — Genf sucht französische Intervention nach. — Der Prozefs La Barre. — Voltaires Befürchtungen.

Zu Voltaires Hausgenossen in Ferney gehörte seit einiger Zeit ein früherer Jesuit, der Père Adam, welcher aus dem Orden ausgetreten war. D'Alembert, scheint es, hatte ihn bei Voltaire untergebracht. Der Père Adam war es, der in Ferney Marie Corneilles Ehebund eingesegnet; zu seinen täglichen Aufgaben gehörte es, mit Voltaire Schach zu spielen. Wenn Voltaire verlor, so konnte er sehr ärgerlich werden, warf dann wohl das Schachbrett zusammen und dem Pater die Bauern an den Kopf, so dafs dieser schleunigst entwich. Hatte sich Voltaire beruhigt, so ging er den Mitspieler suchen, indem er — wie einst der Schöpfer im Paradiese: »Adam, wo bist du?« rief. Dann erschien der Pater, und man machte Frieden. Voltaire sagte lachend von ihm »qu'il n'était pas le premier des hommes«. Bis zum Januar 1776 blieb er ein Ferneyer Hausgenosse.

Zu den Gästen, welche Ferney längere oder kürzere Zeit beherbergte, gehörten auch Kinder; sie waren Voltaire besonders lieb.

Voltaires jüngere Nichte, die sich zum zweitenmal mit dem Marquis de Florian, dem älteren Bruder des bekannten Fabeldichters verheiratet hatte, liefs einmal ihren kleinen Stiefsohn, Florianet genannt, eine Zeitlang in Ferney zum Besuch.

Florianet erzählt von seinem Ferneyer Aufenthalt folgendes: »Je n'avais qui dix ans ... et le respect que j'avais pour Monsieur de Voltaire était mêlé de beaucoup de crainte, mais Voltaire me fit tant de caresses que bientôt il devint celui de la maison que j'aimais le mieux.« — Der Pater Adam war ersucht worden, den Kleinen im Lateinischen zu unterrichten und ihm Arbeiten zu geben.

Darüber berichtet Florianet: »Je m'en allais par la garderobe de Voltaire le prier de me faire ma phrase; ce grand homme que j'interrompais quelquefois au milieu d'une tragédie, ne se fâchait jamais, il me faisait ma phrase avec tant de bonté que je m'en retournais toujours croyant que je l'avais faite moi-même.« —

Nicht nur Florianet, das Kind, empfand Voltaires Güte.

Erwachsene Besucher Ferneys haben das Urteil Florianets bestätigt. So der junge Herzog von Boufflers, mit dessen Mutter Voltaire am Hofe von Lunéville bekannt geworden. Er schreibt:

»Vous ne pouvez point vous faire d'idée de la dépense et du bien qu'il fait. Il est le roi et le père du pays qu'il habite; il fait le bonheur de ce qui l'entoure et il est aussi bon père de famille que bon poète ... La maison est charmante, la situation superbe, la chère délicate, mon appartement délicieux.



Voltaire.

Der Prince de Ligne wiederum, welcher Voltaire 1763 in Ferney besuchte, schildert uns zuerst Voltaires Äußeres:

»Le dimanche il mettait parfois un bel habit mordoré uni, veste et culotte de même, mais la veste à grandes basques et galonnée en or, à la bourgogne ... avec de grandes manchettes à dentelles jusqu' au bout des doigts car avec cela, disait-il, — natürlich scherzend — on a l'air noble«.

Dann zeichnet er den bedeutenden Mann und den gütigen Menschen:

»Monsieur de Voltaire était bon pour tous ses alentours et les faisait rire. Il fallait le voir, animé par sa belle et brillante imagination, distribuant, jetant l'esprit, la saillie à pleines mains, en prêtant à tout le monde; porté à voir et à croire le beau et le bien ... rapportant tout à ce qu'il écrivait, à ce qu'il pensait ... donnant des secours à tous les malheureux, bâtissant pour de pauvres familles et bon homme dans la sienne bon homme dans son village, bon homme et grand homme tout à la fois, réunion, sans laquelle on n'est jamais complètement ni l'un, ni l'autre.« —

Aber es kamen auch Gäste nach Ferney, von denen Voltaire sagte, »sie gefallen mir nicht«. Besonders zudringlich waren die reisenden Engländer. Von einem derselben, der sich durchaus nicht abweisen lassen wollte, erzählt man folgende Geschichte: »Dites-lui que je suis mourant«, sagte Voltaire; der Neugierige bestand auf seinem Stück. »Dites-lui que je suis mort«, rief Voltaire. Der Britte ging nicht. »Dites-lui que le diable m'a emporté«, lachte Voltaire am Ende, und erst das wirkte.

Derselbe Mann, welcher so scherzte, hatte inzwischen ohne Ruhe und Rast den Calasprozeſs verfolgt und nichts versäumt, um die Mitglieder des

Conseil des Partis der Kassation des Urteils, welches das Toulouser Parlament gefällt, günstig zu stimmen.

Am 4. Juni 1764 sah er seinen Wunsch erfüllt: der Conseil der Partis kassierte den Richtspruch, welcher gegen Jean Calas und seine Familie in Toulouse gefällt worden, und übertrug die Wiederaufnahme des Verfahrens den sogenannten Requêtes de l'hôtel. Dieser höchste Gerichtshof hatte die Untersuchung von Prozessen wieder aufzunehmen, bei denen der Conseil des Partis auf Kassation oder Revision erkannt hatte.

Er bestand aus einer bestimmten Anzahl Requêtenmeistern (Maîtres des Requêtes) und funktionierte unter Leitung eines für jeden Fall eigens ernannten Präsidenten.

Daſs Voltaire die Kassation eines Parlamentsurteils bei dem Conseil des Partis durchgesetzt, konnte er bereits als einen Erfolg betrachten. — Einschlafen durfte er jedoch auf seinen Lorbeeren nicht, denn es war durchaus nicht sicher, daſs die Requêtes de l'hôtel geneigt wären, den Toulouser Parlamentsräten in dem Fall Calas Unrecht zu geben. Spielten politische und religiöse Motive doch fortdauernd in die französische Rechtspflege hinein, waren politische und religiöse Rücksichten doch im stande, auf den Gang des im Prinzip ausschlieſslich richterlichen Verfahrens bestimmend einzuwirken.

Daher sagte sich Voltaire, daſs er nun erst recht seinen weltlichen Einfluſs aufbieten und um der gerechten Sache zum Siege zu verhelfen, durch Denkschriften der von ihm gewonnenen Advokaten die öffentliche Meinung aufklären müsse.

Litterarische Arbeiten beschäftigten ihn auch während des Jahres 1764.

Im Anfange desselben erschienen, wiederum ano-



Baron Grimm.

nym, Voltaires: »Sentiments d'un Citoyen, deren am Ende des vorhergehenden Kapitels erwähnt worden. Voltaire antwortete mit der Anklage, Rousseau habe seine Kinder in das Findelhaus gegeben, auf Rousseaus Anklage, er, Voltaire, habe den »Sermon des Cinquante« verfaſst. Grimm, in seiner »Correspondance littéraire«, nennt Voltaires Schrift »une horreur«, ein Greuel. — Er hat recht.

Im diesem Jahre, 1764, gab Voltaire auch seinen »Commentaire sur Corneille« heraus. — Seit lange schon seufzte er unter dieser Arbeit, die er einst so gerne übernommen.

»C'est une terrible entreprise,« schrieb er bereits 1761 an d'Argental, »de commenter 32 pièces dont 22 ne sont pas supportables et ne méritent pas d'être lues.«

Anfang 1763 sagte er:

»Ce Pierre me fait passer de mauvais quarts d'heure je suis outré contre lui . . .«

Und einen Monat darauf hieſs es:

»Je vous confie qu'en commentant Corneille je deviens idolâtre de Racine. Je ne peus plus souffrir le boursoufflé et une grandeur hors de nature.« —

D. h. Voltaire fand Corneille unnatürlich und übertrieben.

Er vergaſs mit der Zeit völlig, daſs Corneille nicht nur Stücke wie »Rodogune«, sondern auch »Polyeucte« und den »Cid« geschrieben, vergaſs, daſs Corneille ein Ruhmestitel Frankreichs war, an dem nicht gerührt werden durfte, und korrigierte des groſsen Mannes Stücke durch, als ob er eine Schülerarbeit vor sich gehabt hätte.

Hatte Voltaire sich während des Kommentierens bereits in den Ärger hineingeschrieben, so sollte die Veröffentlichung der Arbeit ihm noch weitere Unannehmlichkeiten bringen: die Kritik fiel über Voltaire

her, weil er gewagt, einen der geheiligten Namen der französischen Litteratur anzugreifen.

Der pekuniäre Erfolg der Veröffentlichung war jedoch ein befriedigender. Nach Abzug aller Kosten erhielt die junge Frau Dupuits-Corneille 40000 Livres ausgehändigt.

Die Streitschriften Voltaires aus dem Jahre 1764 sind »Macaire et Thélème« und die »Contes de Guillaume Vadé«.

Voltaires bedeutendste Veröffentlichung aus dem Jahre 1764 war jedoch das »Dictionnaire Philosophique« oder »Dictionnaire Portatif«.

Dieses Buch sollte ein Handwörterbuch der Aufklärung sein, wozu es sich durch sein damaliges, kleines Format gut eignete.

Die Idee dazu hatte Voltaire bereits 1751, 1752 in Preufsen gefafst.

Seit im Jahre 1759 die Encyklopädie vorläufig nicht mehr erschien, hatte er sich an die Ausführung seines alten Planes begeben.

Mit seinem Witz und Humor, seiner Bosheit und Gewandtheit, seinem reichen Wissen und seiner geistreichen Polemik ist das Buch heute noch eine der lebendigsten Schöpfungen Voltaires.

Voltaire giebt darin einen Überblick seiner philosophischen Anschauungen.

Er nennt Gott »un être«, »un être intelligent«, »une admirable intelligence«, »un bon machiniste«, »l'éternel géomètre«. —

Man hüte sich jedoch, daraus zu schliefsen, dafs Voltaire an einen persönlichen Gott geglaubt habe. — Diese Ausdrücke sind bildlich gemeint, und Voltaire sagt ausdrücklich: »Es steht uns nicht zu, Gott menschliche Eigenschaften beizulegen«. Er nennt denjenigen »impie«, der sich Gott mit einem weifsen Bart,

mit Füfsen und Händen versehen, vorstellt. Voltaire erfafste Gott als eine Macht, welche die Natur nach ewigen Gesetzen regiert, »l'intelligence éternelle par laquelle la nature est gouvernée«. —

Er neigte jedoch dazu, sich diese intelligente und gütige Macht als einen »Dieu rémunérateur et vengeur« vorzustellen, als einen Gott, der belohnt und straft.

Er that dieses aus sozialen Gründen: »Si vous avez une bourgade à gouverner il faut une religion.« — »An Gott glauben,« sagte er, »tröstet und zügelt die Menschen«. —

Man sieht nun nicht recht, wie Voltaire sich Lohn und Strafe seines unpersönlichen Gottes dachte. Himmel und Hölle im Sinne der Bibel liefs er nicht gelten; die Unsterblichkeit schien ihm wenig sicher. — Dafs die göttliche Gerechtigkeit bereits hier auf Erden die Guten durch Wohlergehen belohnt, die Schlechten durch Leiden straft, wurde durch die Erfahrung täglich widerlegt. — Dafs die eigentliche Vergeltung, abgesehen von äufserem Glück und Unglück, im Herzen des Menschen stattfindet, war eine Lehre, die sich zum Massenerziehungsmittel wenig eignete.

Voltaire hat sich über seinen »Dieu rémunérateur et vengeur« nie ganz klar ausgedrückt und hat dieses Gemisch biblischer und rationalistischer Anschauungen festgehalten. —

Mit ungemeiner Bescheidenheit behandelt Voltaire die Fragen nach dem Wesen der Seele und der Materie.

Er sagt im Grunde etwa: Als ich jung war, habe ich Definitionen von grofser Kraft gegeben, mit kecker Stirne, kühner Brust, und hab' davon, will ich recht ins Innre gehen, genau so viel als von des Herrn Schwertlein Tod gewufst.

»Die Seele ist Geist. sagen die einen. Was ist aber Geist?«

»Die Seele ist Materie, sagen die anderen. Was aber ist Materie?«

»Worte sind es,« fährt Voltaire fort, »qui expriment un principe inconnu d'effets connus que nous sentons en nous.«

»Man hat,« meinte Voltaire, »mit diesen Worten nie eine klare Vorstellung verbunden.« —

»Uns fehlt ein Schmelztiegel für die Seele.«

»Wenn man mir erklärt haben wird, wie die Schöpfung geschah, dann werde ich die Zeugung erklären.«

»Die Kombination der Elemente erzeugt das Denken? Beweist es mir.«

»Was ist der Raum, die Unendlichkeit? Ich weiſs es nicht« u. s. f.

In betreff unserer Kenntnis von Gott, der Moral und der Willensfreiheit glaubt Voltaire einige bescheidene Behauptungen wagen zu können. Sie alle stehen unter dem Einfluſs seiner geschichtlichen Studien. Gelegentlich des »Essai sur les Mœurs« (1753) sind die beiden ersteren besprochen worden.*)

In Bezug auf die Willensfreiheit stellt Voltaire sich jetzt als ein direkter Anhänger Lockes hin, eine Sinnesänderung, die er in der Philosophie de Newton« von 1741 erst angedeutet hatte. —

Hatte er früher geglaubt, daſs unser Wille frei und daſs ohne Willensfreiheit der Mensch für seine Thaten nicht verantwortlich sei, so giebt er jetzt zu, unsere Willensakte seien ebenso ursächlich bedingt, wie alle anderen physischen und psychischen Erscheinungen der Welt. Ein freier Wille erscheint Voltaire jetzt unvereinbar mit dem Wirken der Naturgesetze und der Allmacht Gottes.

---

*) Vgl. S. 334.

Die einzige Freiheit, die den Menschen bleibt, sagt Voltaire nun mit Locke, besteht darin, das thun zu können, was wir wollen müssen.

Trotz unserer theoretischen Unfreiheit, haben wir jedoch praktisch das Gefühl der Freiheit, und da wir — gleichviel ob frei, ob unfrei — die Thäter unserer Thaten sind, müssen wir praktisch auch die Verantwortlichkeit für dieselben tragen.

Das »Dictionnaire Philosophique« wurde in Genf verbrannt, eine Mafsregel, die Voltaire auf Anstiften Rousseaus zurückführen wollte.

Im ganzen genommen verging das Jahr 1764 für Voltaire jedoch verhältnismäfsig ruhig.

Im Jahre 1765 nahm Voltaire seine Korrespondenz mit Friedrich von Preufsen wieder auf und begann einen regelmäfsigen Briefwechsel mit Katharina von Rufsland.

Inzwischen war von den Maîtres des Requêtes die Untersuchung des Calasprozesses beendet.

Nach fünf vierstündigen und einer achtstündigen Sitzung erklärten die Maîtres des Requêtes am 9. März 1765:

Jean Calas, seine Witwe, Pierre, die Magd und den Gast für nicht schuldig.

Die Rehabilitation der Familie Calas sollte dadurch eine vollständige werden, dafs ihre Namen aus dem Gefangenenregister des Toulouser Parlamentes gestrichen würden.

Das Toulouser Parlament der Witwe gegenüber zu Schadensersatz zu verurteilen, lehnten die Maîtres des Requêtes ab, gestatteten jedoch der Witwe, ihn dort selbst zu verlangen.

Immerhin: bereits die Freisprechung der Calas hatte eine hohe geistige Bedeutung:

Die Aufklärung hatte den Fanatismus der Kirche

besiegt, ein Philosoph die irrende Gerechtigkeit auf den geraden Weg zurückgeführt, ein genialer Privatmann begann auf die Gesetzgebung des Staates zu wirken, denn Jean Calas ist einer der letzten protestantischen Märtyrer in Frankreich gewesen.

Dieser Erfolg war des Schweifses der Edlen wert. Die Familie Calas gewann dabei, dafs sie ihr Haupt wieder erheben, sich wieder vereinigen durfte. Dafs ihre Namen aus dem Toulouser Gefangenenregister gestrichen wurden, setzte jedoch selbst Voltaire nicht durch.

Dafs vom Toulouser Parlament Schadensersatz zu erhalten sei, bezweifelte er stark.

Doch war es der König selbst, der den Schadensersatz gewährte, zu dem seine obersten Gerichte das Parlament nicht zu verurteilen wagten.

Die Witwe erhielt von ihm eine Summe von 12000 Livres, jede der beiden Töchter 6000, jeder Sohn und die Magd je 3000 Livres, dazu alle zusammen noch 6000 Livres für Reisen und Gerichtskosten. Unbeschreibliche Aufregung und Erbitterung herrschte in Toulouse über diesen Ausgang des Calasprozesses, in Ferney dankte man Gott dafür, Jean Calas aber schlief den Todesschlaf des Märtyrers weiter.

Voltaires Ruhm flog mit der Nachricht von der Freisprechung der Calas durch ganz Europa. Wie dicht aber Ruhm und Schmach in dieser Zeit der Gegensätze und der Willkür nebeneinander lagen, beweist, dafs, wenn am 9. März 1765 dank Voltaires unermüdlicher Thätigkeit die Calas freigesprochen wurden, am 19. März desselben Jahres Voltaires »Dictionnaire Philosophique« in Paris verbrannt ward. —

Davon unangefochten vertiefte Voltaire sich in das Studium eines neuen, des Sirvenprozesses. —

Noch ehe der Calasprozefs entschieden war, hatten sich bereits neue Opfer des Fanatismus an Voltaire gewendet, es war die Familie Sirven, deren Voltaire am 27. Februar 1765 zum erstenmal in seiner Korrespondenz erwähnt.

Voltaire sagte sich, dafs dieser Fall das Publikum weit weniger interessieren würde, als es der Fall Calas gethan: »Il n'y a malheureusement personne de roué« — meinte er in seiner originellen, immer etwas spöttischen Art. —

Aber es handelte sich um Opfer des Fanatismus — und Aufklärer, Philosoph sein, hiefs gewisse Verantwortlichkeiten haben. Aus den Erregungen und der unablässigen Thätigkeit des Calasprozesses ging der 71jährige Voltaire daher schnurstracks in die Vorarbeiten für den Sirvenprozefs hinein.

Die Thatsachen, auf denen sich der Prozefs Sirven aufbaute, hatten bereits im Jahre 1760 stattgefunden. Sirven, ein Protestant aus Castres, einer Stadt, die zum Gerichtsbezirk des Parlaments von Toulouse gehörte, war daselbst Feldmesser und Katasterbeamter. Er hatte drei Töchter, von denen die ältere, Marie Anne, verheiratet war, Elisabeth, die zweite, etwas blödsinnig, lebte mit Jeanne, der jüngsten, normal veranlagten Tochter zusammen im Elternhause. Elisabeth wurde von allen Familienangehörigen sehr liebevoll behandelt. — Am 6. März 1760 verschwand die 22jährige Elisabeth nun aus dem Hause; man suchte sie vergebens. — Am 7. ward der Vater zum Bischof von Castres berufen und ihm mitgeteilt, Elisabeth habe erklärt, zum katholischen Glauben übertreten zu wollen. — Das war sehr unwahrscheinlich, denn Elisabeth wufste schwerlich etwas von den Unterschieden der beiden Kirchen. Sirven befand sich also in Gegen-

wart der in der Einleitung erwähnten, gesetzlich erlaubten Proselytenmacherei, die es gestattete, Protestantenkinder, die das siebente Jahr überschritten hatten, ihren Eltern zu entreifsen und sie im katholischen Glauben aufzuziehen, wofür die protestantischen Angehörigen dann eine Pension zahlen mufsten. — Man denke sich Sirvens Gefühle angesichts dieser Vergewaltigung. — Doch er war Protestant, d. h. wehr- und machtlos; er liefs Elisabeth also in dem Kloster der Dames Noires, wo man sie untergebracht. Dort blieb sie bis zum 9. Oktober 1760, wurde dann aber, weil sie sich ungebärdig zeigte und Anfälle von Tobsucht hatte, ihren Eltern zurückgeschickt.

Im Juli 1761 siedelte Sirven mit seiner Familie, darunter auch die verheiratete Tochter, nach dem Dorf Saint-Alby über, wo er Feldmefsarbeiten vorzunehmen hatte. Dort lebten die Sirven einige Monate in Frieden, dann verlangte auch hier der Vikar, Elisabeth solle dem katholischen Gottesdienst beiwohnen.

Die Nacht des 15. November verbrachte Sirven in dem Schlofs Espérandieu bei Saint-Alby, wo er dienstlich zu thun hatte. — Am Morgen kam ein Bote aus Saint-Alby ihm melden, dafs Elisabeth, des Nachts aufstehend, das Haus verlassen habe und nicht wieder gekommen sei. — Nachdem die bestürzte Familie sie tagelang überall gesucht, begann sie an eine neue Entführung Elisabeths durch die katholische Geistlichkeit zu glauben. Schweren Herzens ging der Vater wieder an seine Arbeit, die ihn am 3. Januar 1762 nach Burlats rief. Die Familie blieb in Saint-Alby. —

Da, in der Nacht vom 3. zum 4. Januar 1762 entdeckten Kinder aus Saint-Alby, die mit brennendem

Stroh in einen Brunnen leuchteten, dort eine Leiche: es war die Elisabeth Sirvens.

Da man Elisabeths gestörten Zustand kannte und wufste, dafs sie gerne in Brunnen sah, glaubte die Bevölkerung anfangs allgemein, sie habe sich selbst dort hinein gestürzt. Ein Verbrechen schien völlig ausgeschlossen: der Vater war in der Nacht, wo Elisabeth verschwand, abwesend gewesen, die Mutter eine kranke Frau von dreiundsechzig Jahren, die ältere Schwester im vierten Monat einer Schwangerschaft, Elisabeth selbst ein robustes Mädchen und Jeanne viel schwächer als sie.

Es scheint, dafs von Castres aus zuerst angedeutet wurde, die Sirven hätten sich der dem Katholizismus geneigten Elisabeth entledigen wollen. —

Trinquier, der Richter von Mazamet, eines Tribunals erster Instanz, in dessen Gebiet Saint-Alby lag, nahm diese Spur mit Eifer auf; in Toulouse spielte damals bereits der Calasprozefs, er wirkte geradezu fascinierend auf Trinquier, und es steht fest, dafs dieser von Toulouse aus zum Vorgehen gegen die Sirven aufgemuntert worden. Er verhörte ganze Dorfschaften, die allerdings meist zu Gunsten der Sirven, als einer geachteten Familie, aussagten. Die Zeugen jedoch, welche das Alibi des Vaters in der Nacht vom 15. November feststellen konnten, wurden von Trinquier nicht vernommen, und in dem Augenblick, wo Sirven, der einen Verteidiger gewonnen, die Vernehmung dieser Zeugen beim Gericht in Castres verlangen wollte, wurde gegen die gesamte Familie Sirven ein Haftbefehl erlassen. Zugleich wurden auch von der Kanzel herab Zeugen gegen die Sirven aufgeboten.

Ehe der Verhaftbefehl ausgeführt werden konnte, hatten die Sirven nun die Flucht ergriffen. Voneinander getrennt, um weniger Aufsehen zu erregen, begaben

sie sich unter unendlichen Mühsalen nach der Schweiz, dem gelobten Lande des Protestantismus.

Sirven erreichte Anfang April 1762 Lausanne, die drei Frauen langten dort im Juni 1762 an. Grofse Angst und Entbehrungen hatten sie gelitten, und unbekannt war ihnen, da Voltaire damals den Calasprozefs noch nicht in Händen hatte, dafs sie in nächster Nähe einen Retter finden sollten. — Inzwischen führte Trinquier seine Untersuchung fort: Auf Grund einer oberflächlichen Leichenschau *) liefs er feststellen, dafs Elisabeth Sirven, obgleich ihr Leichnam keine Spuren von Kampf trug, erdrosselt und dann in den Brunnen gestürzt sei; er vernahm, gerade wie es bei dem Calasprozefs geschah, nur Belastungszeugen und liefs am 29. März 1764 folgendes Urteil gegen die Sirven fällen: die Eltern, des Kindesmordes überführt, sollten gehängt werden, die Schwestern, weil Mithelfer, der Urteilsvollstreckung beiwohnen und dann auf immer verbannt werden. Der Besitz der Sirven wurde konfisziert, und das Urteil, nachdem es in Toulouse bestätigt, am 11. September 1764 in Mazamet an den Verurteilten in effigie vollführt.

Da viele solcher Greuel in Frankreich geschahen, und, wie Voltaire sich ironisch ausdrückte, »in diesem Prozesse leider niemand gerädert war«, so machte man selbst in der Schweiz kein besonderes Aufhebens von diesem Falle. Ein Kläger gegen solche Unbill war vor Beginn des Jahres 1763 noch nicht aufgestanden. Die Berner Regierung nahm sich jedoch der verfolgten Protestanten an und zahlte der in Lausanne lebenden Frau und den Töchtern eine Pension. Sirven lebte von seiner Hände Arbeit in Genf.

---

*) Vgl. S. 406.

Der Genfer Pastor, Moultou, führte Voltaire die Familie Sirven zu. Voltaire schrieb darüber:

»Figurez-vous quatre moutons que les bouchers accusent d'avoir mangé un agneau . . il m'est impossible de vous peindre tant d'innocence et tant de malheur! — Und wie einst über die Sache der Calas, schreibt er am 7. November 1765:

»L'affaire des Sirven me tient au cœur.«

Schwer genug, ja verzweifelt schien die Sache zu liegen: das Urteil gegen die Sirven war im Gerichtsbezirk des Toulouser Parlaments gefällt, und wie das Parlament von Toulouse Voltaire, der nun der Mann der Calas »l'homme aux Calas« war, hafste, kann jeder sich leicht ausmalen. — Freund d'Argental beschwor Voltaire, den Fall Sirven auf sich beruhen zu lassen. — Wer ihn aufnehmen wollte, mufste die Abschrift des Urteils erster Instanz vom Richter Trinquier in Mazamet und Abschrift der Bestätigung, welche dieses Urteil beim Parlament in Toulouse gefunden, erhalten; er mufste Appell gegen dieses Urteil beim Toulouser Parlament einlegen, und da das Toulouser Parlament in seinem Fanatismus und in seinem Hafs gegen Voltaire schwerlich ein günstiges Urteil über den Fall Sirven zu fällen geneigt war, mufste das Ungeheuere erreicht: der Fall Sirven der zuständigen Gerichtsbarkeit des Toulouser Parlaments entrissen und durch sogenannte »Evocation« direkt an den Conseil des Partis überwiesen werden. — Das schien unmöglich, und wenn Voltaire nicht einen Glauben an die Gerechtigkeit gehabt hätte, der Berge versetzen konnte, er hätte sich an diesen Berg von fanatischem Widerstand, Hafs, böswilliger Verschleppung nicht herangewagt. — Dazu machten die Sirven selbst ihm das Unternehmen schwer: dem Manne hatte das Unglück den Verstand gestört, die älteste Tochter war sehr

krank; ein wichtiger Zeuge, die Mutter, starb im Frühjahr 1765. So hatte Voltaire denn grofse Mühe, der Familie die nötige Auskunft abzufragen. Aber er liefs sich nicht abschrecken und begann mit einer nicht zu brechenden Energie, die Herbeischaffung einer Abschrift des Urteils von Mazamet und der Bestätigung von Toulouse zu betreiben.

Mehr als ein Jahr sollte Voltaire daran arbeiten; doch immer regsam und glühend, schien ihm das nicht zu viel.

Im Jahre 1766 werden wir uns mit dieser Sache weiter zu beschäftigen haben.

In diesen ernsten, aufreibenden Arbeiten empfing Voltaire einen erfreulichen Besuch: M[lle] Clairon, vom Théâtre français, kam nach Genf, um den Arzt Tronchin zu konsultieren. Seit 17 Jahren hatte Voltaire diese Schauspielerin, welche seine Heldinnen gab, nicht gesehen, daher war die Freude über dieses Zusammentreffen grofs. Wenn auch beide damals leidend waren, brannte der dramatische Funke in ihnen wieder auf: Clairon in Ferney und kein Theater? Unmöglich, obgleich das Ferneyer Haustheater seit 1762 geschlossen war — Voltaire fühlte sich seit der damals überstandenen Lungenentzündung leicht angegriffen, und obgleich Tronchin der Schauspielerin Ruhe geboten hatte, wurde die Bühne in Ferney wieder hergerichtet, und Clairon tragierte meisterhaft, während »Bonhomme Voltaire« mit grofsen, glänzenden Augen auf »Alzire«, »Zaïre«, die Schöpfungen in seiner Jugend, blickte.

Er liefs auch dieses Jahr den Wespenschwarm seiner antikirchlichen Pamphlete wieder ausfliegen. Seine »Questions sur les Miracles« und sechs kleine Flugschriften, die mit der beispiellosen Gewandtheit Voltaires die alten Argumente wieder von einer neuen Seite zeigten. Damit bei dem Federkrieg auch



M[lle] Clairon's Besuch in Ferney.

(Nach Huber.)

die wirkliche politische Aktion nicht fehle, nahm Voltaire noch Anteil an den Genfer Unruhen, deren am Ende des vorhergehenden Kapitels erwähnt wurde.

Die Genfer Volkspartei der Représentants und der Natifs, die sich 1763 auf Rousseaus Seite gestellt und Protestversammlungen zu seinen Gunsten abgehalten, hatte sich mit den Négatifs vorläufig wieder ausgesöhnt. Als aber am 8. September 1765 Rousseau durch die fanatische Bevölkerung von Motiers, welche die »Lettres de la Montagne« mifsbilligte, aus seinem Asyl vertrieben wurde und nach Strafsburg flüchtete, da begann die Gährung auch wieder in Genf. Der Genfer Rat — der Beschwichtigung der Unruhen nicht gewachsen, sah sich genötigt, Frankreich um seine Vermittelung zwischen den streitenden Parteien zu bitten und die Absendung eines französischen Bevollmächtigten nach Genf nachzusuchen. Voltaire hoffte, dieser Bevollmächtigte würde sein Freund d'Argental sein, doch wurde statt d'Argentals Monsieur de Beauteville geschickt. Inzwischen war übrigens Voltaire selbst als Vermittler von dem Genfer Rat in Anspruch genommen worden, und er schrieb darüber am 13. November an den Conseiller Tronchin:

»Il ne m'appartient pas d'être conciliateur, je me borne seulement à prendre la liberté d'offrir un repas où l'on pourrait s'entendre. Ce dîner n'aurait pas l'air prémédité; personne ne serait compromis.«

Voltaire spielte in diesen Genfer Zwistigkeiten eine ganz eigenartige Rolle: er, der Aristokrat, wurde hier zum Volkstribunen.

Voltaire, der, wie wir gesehen*), davon überzeugt

*) Vgl. S. 377. 378.

war, das eigentliche Volk, der Bauer, werde sich schon allein aus Zeitmangel niemals bilden und geistig befreien können, der es aber für seine Lebensaufgabe hielt, »d'instruire le bon bourgeois, l'artisan, l'habitant des villes«, Voltaire unterstützte die Représentants und die Natifs, den Genfer Kleinbürgerstand, ganz energisch. — Er beriet mit ihnen, unterrichtete sich über ihre Verhältnisse, schrieb ihre Broschüren, vertrat sie gegen den Genfer Rat und die Négatifs, zog sich jedoch nach einer zwölfmonatlichen Vermittelung, ohne etwas erreicht zu haben, zurück.

Er hatte die Überzeugung erlangt, daſs es der Kleinbürger- und Handwerkerpartei niemals gelingen werde, ihre Ansprüche gegen die festverbündete Genfer Aristokratie durchzusetzen.

Da bot er ihren Mitgliedern an, wenn sie den Druck in Genf einmal unerträglich fänden, auf sein Ferneyer Gebiet auszuwandern. Der Rat fiel, wie wir bald sehen werden, nicht in taube Ohren.

Es war nicht Voltaires Begeisterung für soziale Gerechtigkeit allein, die ihn zum Führer der Représentants und Natifs machte.

Bei dem ganzen Streit hatte er die Freude, den Genfer Rat, welcher ihm »Candide«, die »Pucelle« und das »Dictionnaire Philosophique« verbrannt, der ihm das Theaterspielen in Les Délices verboten, tüchtig ärgern zu können. Zugleich benutzte er die Anwesenheit des französischen Bevollmächtigten in Genf, um einen Hauptstreich gegen den Rat der Stadt und auch gegen Jean Jacques zu führen. Er sorgte nämlich dafür, daſs die französische Gesandtschaft die Errichtung eines Musentempels verlangte, ein Wunsch, dem sich Genf, da es von Frankreich damals abhängig war, murrend fügte.

Die Errichtung des Theaters und Voltaires Vermittlerthätigkeit fallen bereits in das Jahr 1766.

Voltaire war inzwischen 72 Jahre alt geworden. Das hinderte ihn jedoch nicht, neben all den Genfer Plänkeleien, die wir hier nur ganz summarisch behandeln konnten, mit täglichem, wöchentlichem und monatlichem Aufwande von Zähigkeit an der Einleitung des Sirvenprozesses zu arbeiten.

Zwei Dinge konnten ihm das Eintreten für die Sirven erschweren: erstens dafs er seit Ende 1765 nicht mehr seinen bisherigen Arzt Tronchin zur Seite hatte; dieser war nach Paris übergesiedelt. Zweitens dafs im Juli 1766 auch über seinem Haupt das Damoklesschwert der Verfolgung nur noch an einem Haare hing.

Die Sachen lagen so: in der Nacht vom 8. zum 9. August 1765 war in Abbeville, in dem heutigen Departement der Somme, ein Kruzifix verstümmelt und ein anderes beschmutzt worden. Als daraufhin in den Kirchen durch ein Monitorium zur Angabe der Übelthäter aufgefordert wurde, lenkte sich der Verdacht bald auf drei junge Leute, den Chevalier La Barre, seinen Freund d'Etallonde und einen Jüngling Moinel, alle drei im Alter von 16 bis 20 Jahren stehend. La Barre und d'Etallonde, aus guter Familie, waren junge Lebemänner und Offiziere, die nicht gläubiger und nicht sittenstrenger, aber auch nicht frivoler und unsittlicher waren als andere junge Männer ihrer Stellung und ihres Alters. Es war jedoch bekannt, dafs Moinel und La Barre einmal eine Prozession, ohne sie zu grüfsen, an sich hatten vorbeiziehen lassen. Das genügte dem Tribunal erster Instanz in Abbeville (la Sénéchaussée), um am 26. September 1765 einen Verhaftsbefehl gegen die drei Jünglinge ergehen zu

lassen. Doch wurden nur La Barre und Moinel gefangen genommen, d'Etallonde hatte das Weite und in Preufsen Asyl gesucht.

Die beiden Gefangenen, La Barre und Moinel, benahmen sich sehr ungleich; Moinel, erschreckt, klagte zuerst La Barre der Kruzifixschändung an, nahm dann, von Reue erfafst, sein Zeugnis jedoch wieder zurück. — La Barre leugnete von Anfang an jeden Anteil an dem Vergehen ab. Dafs er freie Reden gegen die Kirche geführt, könne sein; doch sei er dann entschieden betrunken gewesen, habe aufserdem sicher nur gesagt, was alle jungen Leute damals zu sagen pflegten. — Am 20. Februar 1766 erliefsen die Richter der Abbeviller Sénéchaussée folgendes Urteil:

D'Etallonde, der Hauptschuldige, sollte enthauptet und verbrannt, La Barre gestäupt, gebrandmarkt und zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, Moinel ermahnt und mit Geld gebüfst, La Barres Bibliothek verbrannt werden. Das Verhör hatte nämlich ergeben, dafs diese Bibliothek des Chevalier der Herd seiner unkirchlichen Gesinnung sei.

Neben schlüpfrigen Moderomanen hatten die Untersuchungsrichter dort Werke der Encyklopädisten und das »Dictionnaire Philosophique« des Herrn von Voltaire gefunden. — Dieser Umstand ward La Barre verhängnisvoll. Da Abbeville in dem Gerichtsbezirk des Pariser Parlaments lag, mufste das Urteil zur Bestätigung an diese Behörde gehen. — Als dieser oberste Gerichtshof nun milder als die Sénéchaussée von Abbeville sein und die Angeklagten in Anbetracht ihrer Jugend freisprechen wollte, erhob sich in dem Parlament ein Richter, Pasquier, um auf den wachsenden Unglauben, auf das Umsichgreifen der Philosophie, auf die geistige Macht des verhafsten Voltaire hinzuweisen und diesen als den indirekten Urheber

der Abbeviller »Greuel« hinzustellen. — Damit war La Barres Geschick entschieden. — Das Pariser Parlament fühlte sich bei seiner Ehre gefaſst, sah sich aufgerufen, den »Glauben« zu verteidigen. Vielleicht war es auch aus Corpsgeist dazu geneigt, Voltaire, der dem Toulouser Parlament die Calas entrissen, eine Lehre zu geben, kurz es fand den traurigen Mut, statt La Barre freizusprechen, ihn am 4. Juni 1766 auf Pasquiers Betreiben zum Tode zu verurteilen. — Man glaubt, die meisten Richter hätten dem Todesurteil zugestimmt, weil sie auf Begnadigung durch den König hofften. Sie erwarteten dieselbe vergebens. La Barre, der ihren Optimismus teilte, hatte sich durch einen falschen Ratgeber dazu verleiten lassen, in seiner Sache keine Denkschriften zu veröffentlichen. So erfuhr das groſse Publikum denn fast nichts von den Abbeviller Vorgängen, keine Broschüre drang aufklärend und aufrüttelnd in die Massen, und am 1. Juli 1766 starb La Barre, nachdem er gestanden, das eine Kruzifix beschmutzt zu haben, mutig und gefaſst auf dem Schaffot. Seinen Körper und das »Dictionnaire Philosophique« verbrannte man.

Am 1. Juli 1766 äuſserte sich Voltaire zum erstenmal in seiner Korrespondenz über die Abbeviller Vorgänge; er schrieb an Damilaville, sein damaliges Faktotum, das ihm den gar zu saumseligen Freund Thieriot ersetzte:

»On me mande, cher frère, une étrange nouvelle. Les deux insensés, dit-on, qui ont profané une église en Picardie, ont répondu dans leurs interrogatoires qu'ils avaient puisé leur aversion pour nos saints mystères dans les livres des encyclopédistes et de plusieurs philosophes de nos jours.«

D. h. Voltaire war oder stellte sich damals sehr schlecht unterrichtet.

Nicht lange jedoch, und er wuſste alles, ja mehr, er sah, ahnte, kombinierte und fürchtete alles, was aus diesen Vorfällen für ihn folgen könne. Und zwar in einem Maſse, daſs er sich in Ferney oder Tournay, d. h. auf französischem Gebiet nicht sicher wähnte, sondern schleunigst, schon am 14. Juli 1766, nach dem Bad Rolle im Waadtland ging und von dort aus seine Freunde bestürmte, ihn über alle weiteren Vorgänge am Parlament zu unterrichten. Wenn wir Diderot glauben dürfen, so ist das Pariser Parlament damals wirklich mit der Absicht umgegangen, Voltaire aufheben und einstecken zu lassen. Der alte Herr hatte also eine gar feine Nase und kannte seine Pappenheimer. — Für wie gefährlich Voltaire seine Lage erachtete, geht daraus hervor, daſs er bereits ganz im Anfang des Juli folgende Frage an Friedrich von Preuſsen gerichtet hatte: »Würde der König Voltaire und den französischen Encyklopädisten gestatten, sich auf preuſsischem Gebiet, z. B. in Cleve, niederzulassen und dort eine philosophische Ansiedelung zu gründen?« — Worauf Friedrich ihm zwar erstaunt, aber bereitwillig die Erlaubnis dazu erteilte. — So tief also erregte und bekümmerte den alten Kämpfer die Nachricht von dem Urteile des Pariser Parlaments, daſs er ernstlich daran dachte, seine Besitztümer zu verlassen. — Zugleich schrieb er allen seinen Freunden, daſs er dieses Urteil abscheulich finde:

»Est-ce là ce peuple si doux, si léger, si gai!« schreibt er am 16. Juli an d'Argental, »Arlequins anthropophages! je ne veux plus entendre parler de vous. Courez du bûcher au bal, et de la Grève à l'Opéra Comique; rouez Calas, pendez Sirveu, brûlez

trois pauvres, jeunes gens . . . je ne veux pas respirer le même air que vous.« — Er beschwor gleichzeitig d'Alembert, Helvétius, Holbach, Damilaville Paris zu verlassen, Diderot, die Encyklopädie in Cleve fortzusetzen, jedoch vergebens. Die Kollegen waren in jenem Augenblicke weniger bedroht, sie hatten zum Teil auch nicht Voltaires aufbrausendes Temperament und Selbstgefühl, welches Anerkennung der geleisteten Kulturthaten, nicht nur eine karge Duldung forderte. — So blieben die Encyklopädisten in Paris, und Voltaire kehrte in seine »Staaten« zurück, nachdem die Wogen seiner Furcht und Erregung sich gelegt. — Selbst im Augenblick seiner gröfsten, persönlichen Besorgnis hatte er aber seine Rolle als Rächer der Opfer des religiösen Fanatismus nicht verleugnet und bereits im Juli 1766 eine Broschüre: »La Relation de la Mort du Chevalier La Barre« veröffentlicht.

Er klärte darin das Publikum über die Abbeviller Ereignisse auf, zeigte, wie unverhältnismäfsig bereits die von der Sénéchaussie von Abbeville diktierte Strafe gewesen sei, wie über alles fanatisch aber erst die Pariser Parlamentsräte gehandelt hätten.

Er betonte auch noch, dafs Spottlieder gegen die Kirche und gotteslästerliche Reden schon lange vor den »Philosophen« bekannt gewesen wären.

Voltaire versuchte auch damals bereits, die Rehabilitierung d'Etallondes durchzusetzen. Trotz jahrelanger Bemühungen gelang ihm dieses jedoch nicht.

Während dieser ganzen bangsamen Zeit liefs Voltaire auch den Prozefs der Sirven nicht los. Und wenn er damals auch an Damilaville, seinen philosophischen Kollegen in Paris schrieb: »C'est l'infâme

qui nous écrase,« so gab er Ende 1766, trotz seines Schreckens, die Partie doch nicht verloren.

Im September 1766 gelang es Voltaire, die Abschriften der Urteile von Mazamet und Toulouse zu erhalten.

Das war eine Kraftprobe. Nun sollte auf Grund dieser Abschriften das weitere Verfahren gegen die Sirven den Gerichten von Mazamet und Toulouse entrissen werden.

Was Voltaire hierbei in Bewegung gesetzt, welche Truppen er ins Treffen geführt, welche Künste er gebraucht, an welchen Fäden er gezogen, wir wissen es nicht. Geld, gute Worte, Protektion, direkte Befehle durch den Premierminister Choiseul, alles, alles mufs Voltaire benutzt haben, weil er sein Stück mit zäher Energie durchsetzen wollte.

Neben den antikirchlichen Broschüren, die er alljährlich von Ferney ausschickte, verfafste er im Jahre 1766 noch eine Broschüre eigens für die Sirven: »Avis au public sur les parricides imputés aux Calas et aux Sirven, in der er unter anderem sagte: »On ne sait point combien de misérables ont été livrés aux bourreaux par des juges ignorants qui les condamnèrent aux flammes . . . Il n'y a point de tribunal dans l'Europe chrétienne qui ne se soit souillé très souvent par de tels assassinats juridiques . . .«

Diese Schrift mufste von 18 Pariser Advokaten unterzeichnet werden, damit Voltaire in ihrem Namen die Evokation des Sirvenprozesses beim Conseil des Partis beantragen konnte.

Da der Advokat Beaumont, der Voltaire im Calasprozefs gute Dienste geleistet hatte, aus persönlichen

Gründen zögerte, die Denkschrift zu unterzeichnen, ging mit diesen vorbereitenden Schritten mehr als das ganze Jahr 1766 hin.

Nichtsdestoweniger sollte Voltaires Ausdauer alle Hindernisse überwinden, die ihm die Rehabilitierung der Sirven unmöglich zu machen schienen.





Zwanzigstes Kapitel.

1767—1769.

La Guerre de Genève. — Die Sirven wenden sich an den Conseil des Partis. — Voltaire betreibt die Gründung von Versoix. — Madame Denis verläſst Ferney. — Das Dîner du Comte de Boulainvilliers. — Voltaire kommuniziert zum erstenmal. — Briefwechsel mit dem Bischof von Annecy. — Der homme aux 40 écus. — Voltaire kommuniziert zum zweitenmal. — Die Sirven in Mazamet; in Toulouse. — Die Histoire du Parlement de Paris. — Madame Denis kehrt zurück.

Obgleich Voltaire nach Tronchins Abreise von Genf behauptet hatte, ohne ihn nicht sechs Monate mehr leben zu können, war er all seinen wirklichen und eingebildeten Leiden zum Trotz im Jahre 1767 geistig ebenso leistungsfähig wie je zuvor. — Ueberlegte er doch jetzt gerade wieder ein Schelmenstückchen: Während die Unruhen in Genf einen ernsten Charakter annahmen, Frankreich Truppen anrücken und die Stadt blockieren lieſs, um die unteren Volksschichten zum Gehorsam zu zwingen, während Voltaire die französischen Soldaten und Offiziere in Ferney aufs gastfreiste einquartierte und bewirtete, schrieb er an einem Spottgedicht über Genf und die Genfer, genannt »La Guerre de Genève«, worin er die Streitigkeiten der Republik



Herzog von Choiseul.

schilderte und sich über alle daran Beteiligten lustig machte.

Er fürchtete — durch den Cordon, der um Genf gezogen worden, von seinem Ernährungsmarkte abgeschnitten — allerdings eine Zeitlang, mitsamt seiner Einquartierung verhungern zu müssen, und das, ehe sein satirisches Epos noch das Licht der Welt erblickt. Er schrieb deswegen an den Herzog von Choiseul, seinen Deus ex machina:

»Permettez-moi la liberté grande de vous dire que vous avez le diable au corps. Maman Denis et moi, nous nous jetons à vos pieds. Ce n'est pas les Genevois que vous punissez, c'est nous . . . Nous sommes 100 personnes à Ferney qui manquons de tout, et les Genevois ne manquent de rien.«

Darauf wurde dem Herrn von Ferney gestattet, sich und die Seinen in Genf zu verproviantieren, und Voltaire konnte sich nun für sein Rachewerk um so reichlicher nähren. Am 26. März 1767 liefs er ein Drama, »Les Scythes« in Paris aufführen. Voltaire predigte darin die Toleranz und geifselte die französischen Religionsverhältnisse. Das Publikum fand dieses Stück im allgemeinen schwach.

Mit alter Hartnäckigkeit betrieb Voltaire inzwischen die Sirvenaffaire: im März 1767 erhielt er endlich sein »Mémoire« mit den Unterschriften der 18 Pariser Advokaten zurück. Die Sirven konnten sich nun im Appell an den Conseil des Partis wenden und folgendes verlangen: der Richter Trinquier aus Mazamet sei als parteilich in dieser Sache als inkompetent zu betrachten; das Parlament von Toulouse, das soeben die Calas verurteilt, dürfe, obgleich die Sirven von Rechts wegen ihren Appell dorthin zu richten hätten, diesen Fall nicht beurteilen, er solle durch Evokation von dem königlichen Staatsrat an sich gezogen werden.

Obgleich der Anwalt, Elie de Beaumont, welcher Voltaire bei dem Calasprozefs so wohl gedient, ihn in dieser Sache im Stiche liefs, verlor Voltaire den Mut nicht. — Er gewann einen anderen Anwalt, Cassen; der für den Fall Sirven beim Conseil des Partis ernannte Referent Chardon wär Voltaire gewogen: Friedrich, Katharina, die Könige von Dänemark und Schweden gaben auf Voltaires Bitte Geld, um den Sirven die Wiederaufnahme des Verfahrens zu ermöglichen.

Voltaire wufste diese Beweise fürstlichen Interesses natürlich geschickt zu benutzen, um für die Sirven Stimmung zu machen, und so schob er die oft widerstrebende Last dieses zweiten Rehabilitierungsprozesses langsam, aber sicher zum Ziele, d. h. vorläufig bis an die Thür des Conseil des Partis.

Hatte Voltaire Denkschriften und Dramen verfafst, so griff er auch wieder zu Spaten und Mauerkelle, d. h. er pflanzte, baute und kolonisierte. Die Zeiten waren gekommen, wo die Genfer Kleinbürger und Handwerker sich der Einladung erinnerten, welche der Patriarch im Jahre 1766 an sie ergehen lassen. Sehend, dafs sie in Genf Bürgerrecht nicht erringen konnten, kamen sie aus der blockierten Stadt nach Ferney, um auf Voltaires Scholle ein neues Heimwesen zu gründen. Voltaire sagt, dafs mehr als 100 Genfer mit ihren Familien bei ihm eine Zuflucht gefunden. Mit ihnen zog die Industrie in Ferney ein: das Pays de Gex, bis dahin nur ackerbautreibend, begann sich mit der Fabrikation von Uhren zu beschäftigen, die Voltaire bald — wie ein Handlungsreisender — bei all seinen gekrönten Freunden anzubringen suchte. Er führte später auch die Seidenweberei in Ferney ein. Vorläufig jedoch baute er seinen Leuten Häuser, lehrte sie, sich trotz verschiedener Religion — es lebten Calvinisten

und Katholiken in Ferney — vertragen und den Wohlstand des Landes durch ihre Arbeit heben. — Um so verdrieſslicher war es Voltaire, daſs verkehrte Steuerverhältnisse, die wir bereits besprochen *), Gex von seinem natürlichen Ein- und Ausfuhrlande, der Schweiz, abschnitten und den Wohlstand von Gex in seinem natürlichen Wachstum hinderten. — Voltaire sah deutlich die groſsen Linien der Wirtschaftspolitik vor sich, die in diesem Falle zu befolgen war: Solange Frankreich Genf blockierte, bestrafte es nicht Genf, das sich von der Schweiz aus allen Cordons zum Trotz versorgen konnte, sondern das Pays de Gex. Der einzig wirksame Krieg gegen Genf war die Eröffnung einer groſsen und bequemen Fahrstraſse, die das Ländchen Gex mit Frankreich selbst verband und von Genf unabhängig machte, war die Begründung eines groſsen, französischen Handelsplatzes am Genfer See. Voltaire sprach sich Anfangs 1767 über diesen Plan zu dem französischen Bevollmächtigten, Monsieur de Beauteville, offen aus. Der Gedanke, Genf durch eine französische Handelsstadt Konkurrenz zu machen, stammt von Voltaire.

Zeigte Voltaire hierin seinen praktischen und zugleich weiten Blick, so vernachlässigte er darüber auch die Einzelheiten seiner Wirtschaftsreformen nicht.

Neues Land unter den Pflug bringen und Bäume pflanzen waren in dieser Hinsicht sein Hauptaugenmerk.

Neben Obst- und Feldfrüchten baute Voltaire dann auch seine gewohnten, etwas stacheligen Geistesfrüchte. »La Guerre de Genève« lief im Manuskript um, und 21 Broschüren gingen in die Welt, Broschüren, unter denen der »Zapata«, das »Examen impor-

*) Vgl. S. 374. 375.

tant de Lord Bolingbroke«, »La Défense de mon Oncle« und »Le Dîner du Comte de Boulainvilliers« die bedeutendsten, bekanntesten und auch die lesenswertesten sind.

Der »Zapata«, angeblich eine Disputation zwischen einem Baccalaureus aus Valladolid und der gelehrten Runde der dortigen Theologen, rafft von neuem alle Argumente Voltaires gegen die Kirche und ihre Dogmen zusammen, und trotzdem Voltaire diese Sachen schon oft wiederholt, wufste er sie doch immer wieder geistvoll zu machen. — In der »Défense de mon Oncle« wurde der »Essai sur les Mœurs« mit seiner rein menschlichen Geschichtsphilosophie verteidigt. Grimm sagte darüber:

»On étouffe de rire à chaque page. Il est impossible de rien lire de plus gai, de plus sage, de plus érudit, de plus philosophique, de plus profond, de plus puissant . . il faut convenir qu'un jeune homme de 73 ans comme notre »neveu« (Voltaire gab in dieser Schrift vor, der Neffe eines angeblichen Gelehrten Bazin zu sein, unter dessen Namen er den »Essai sur les Mœurs« herausgegeben) »sujet à ces saillies de jeunesse, est un rare exemple.« Und in der That, das Pamphlet ist mit einer geistfunkelnden Verve geschrieben.

Über das »Dîner du Comte de Boulainvilliers« schreibt Grimm selbst geistreich:

»Ceux qui ont du palais, prétendent que ce dîner sort tout fraîchement de la casserolle du grand-maître des cuisines de Ferney . . . . Dans le fait le livre a des longueurs: c'est une répétition de tout ce qui a été réchauffé bien souvent dans cette cuisine; mais cela fourmille de traits gais, brillants et plaisants. Le but du cuisinier est de prouver que la religion est de dure digestion pour les philosophes et les gens

sensés et de mauvaise digestion pour les citoyens et les bonnes âmes.«

Das »Dîner du Comte de Boulainvilliers« sollte Voltaire noch böse Stunden verursachen. Der Pariser Parlamentsrat Pasquier hatte erklärt: wenn das Buch hm in die Hände falle, werde er Voltaire ganz direkt als Feind der Kirche anklagen. Also ein Prozefs auf Gotteslästerung, Unglauben? Voltaire gelüstete es wenig danach. Und einen solchen Prozefs beim Pariser Parlament? Ein Grausen befiel Voltaire, und er begann in stillen Stunden darüber nachzudenken, wie er sich dieses Parlament vom Leibe halten könne. Das Resultat seiner Wachen werden wir bald sehen.

Zu Anfang 1768 trat der Sirvenprozefs wieder in den Vordergrund von Voltaires Aufmerksamkeit: am 29. Januar kam der Fall zur Beratung vor den Conseil des Partis, und dieser erklärte — entgegen der Erwartung Voltaires —, dafs die Sirven sich in dieser Sache an die zuständige Behörde, an das Toulouser Parlament zu wenden hätten. Voltaire traute seinen Augen nicht, als er den Bescheid las. Er erfuhr jedoch bald, weshalb der Conseil des Partis auf die Evokation des Sirvenprozesses verzichtet hatte. Politische Gründe gaben den Ausschlag: der Präsident des Toulouser Parlaments, zur Zeit der Verhandlungen im Staatsrat persönlich in Paris anwesend, hatte dort zu verstehen gegeben, dafs der Süden — bereits wegen der Calasaffaire in Gährung begriffen — zu offener Empörung übergehen würde, wenn man das Toulouser Parlament durch diese Evokation beschimpfe. — Die Sirven mufste ihren Appell gegen das Urteil von Mazamet also an das Parlament in Toulouse richten. Lange wollte Voltaire dieses nicht zugeben, er zögerte, sann und sann, das ganze Jahr 1768 liefs er damit hingehen, sich über den Stand der öffentlichen Mei-

nung in Toulouse zu unterrichten, den Sirven dort einen Schutzherrn zu suchen, der für ihre persönliche Sicherheit bürgen solle, in Toulouse Advokaten für sie zu werben. — Er mifstraute aus tiefstem Herzensgrunde dem Fanatismus, der sich dort an Jean Calas noch soeben gütlich gethan.

In dieser Zeit schwerer Sorgen war Voltaire in Ferney allein. Der Grund war dieser: Ein junger französischer Dichter, La Harpe, den Voltaire seit Ende 1766 mit seiner jungen Frau, einer vorzüglichen Schauspielerin, bei sich aufgenommen, hatte sich zu einer groben Indiskretion verleiten lassen und eine Abschrift des zweiten Gesangs der »Guerre de Genève«, den Voltaire nur in der Handschrift bei seinen intimsten Freunden herumgehen liefs, an Fernerstehende nach Paris gesandt. Voltaire erfuhr dieses, er zog La Harpe zur Verantwortung, und als Madame Denis sich für den jungen Dramatiker ins Mittel legte, gab es auch eine Auseinandersetzung mit ihr. — Anfangs März des Jahres 1768 erfolgte darauf eine zeitweilige Trennung von Onkel und Nichte. Madame Denis, in Begleitung der jungen Madame Dupuis, ging nach Paris, wohin das Ehepaar La Harpe ihnen bereits vorausgegangen war.

Voltaire, darauf bedacht, der Bosheit und dem Klatsch nicht zu viel Stoff zu bieten, erklärte, seine Nichte gehe in geschäftlichen Angelegenheiten für ihn nach Paris, er gab ihr eigens die Mittel, in der Hauptstadt ein beträchtliches Haus zu machen, und da er wirklich in Paris eine Zahl erlauchter Schuldner hatte, die manchmal gemahnt werden mufsten, nahm sich diese kleine Geschäftsreise der beiden Ferneyer Damen vor der Welt ganz gut aus. — Gesprochen wurde aber trotzdem nach Kräften darüber.

So war Voltaire seit dem 3. März 1768 denn allein

Schloſsherr von Ferney. Er fühlte sich in der relativen Einsamkeit seines schönen Besitzes ganz zufrieden. Besuch kam noch immer genug; an Beschäftigung fehlte es nicht: der Acker muſste bestellt, Bäume gepflanzt, die Kolonie geleitet, Uhren fabriziert und verkauft werden. Bei Tisch, wo Voltaire häufig allein war, lieſs er sich vorlesen, und mit dem Père Adam spielte er nach wie vor Schach.

Da der Pariser Parlamentsrat Pasquier Voltaire von neuem wegen Veröffentlichung des »Dîner du Comte de Boulainvilliers« mit Verfolgung bedroht und Voltaires frühere Befürchtung, der Prozeſs La Barre von 1766 könne üble Folgen für ihn haben, sich noch nicht ganz gelegt hatte, beschloſs er, einen sichtbaren Beweis seiner Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zu geben und zu Ostern 1768 das Abendmahl zu nehmen. Der Pfarrer von Ferney reichte es ihm ohne vorhergehende Beichte in der Ferneyer Kirche, und nach der Ceremonie hielt Voltaire, als Gerichtsherr von Ferney, wegen eines in der Gemeinde begangenen Diebstahls eine Ansprache an die Dorfbewohner, in welcher er ihnen einschärfte, den Unterschied zwischen mein und dein in Zukunft gebührend zu beobachten. Dann zog er sich zurück und glaubte etwas sehr Gescheites gethan zu haben. Er hatte sich verrechnet. — Wie Grimm berichtet, wurde Voltaires Kommunion, die überall das gröſste Aufsehen erregte, nur in Versailles von Ludwig XV. und Maria Leczinska wohlgefällig beurteilt. — Paris weigerte sich hartnäckig, die Handlung gut, würdig oder auch nur klug zu finden. — Wozu diese Komödie? sagte man allgemein. Die Gläubigen sahen darin ein Spielen mit dem Heiligen, das sie mehr empörte, als zehn neue Broschüren voll offener Angriffe gegen die Kirche. Die Freidenker fanden, daſs Voltaires wahre Beweggründe

bei diesem Schritte, nämlich Furcht und Besorgnis, gepaart mit seinem alten Übermut, gar zu sichtbar wurden. Die öffentliche Meinung stand nicht an, Voltaires Verfahren »une action avilissante« zu nennen. — Die gleiche »action avilissante« hat Rousseau, den man als Mann der Überzeugungstreue so gerne Voltaire gegenüberstellt, im November 1762 in Motiers begangen: auch er nahm dort das Abendmahl, um endlich in Ruhe gelassen zu werden.

Grimm, immer mafsvoll, meinte allerdings: »Au bout du compte cette action ne mérite pas d'être jugée à la rigueur, puis qu'elle ne fait de mal à personne. Pour qui réserverait-on d'ailleurs l'indulgence des jugements, si ce n'est en faveur de celui à qui son siècle a les plus grandes obligations?«

Was Voltaire bei dieser Sache noch besondere Ungelegenheiten bereiten sollte, war seine kleine Ansprache an die Dorfbewohner.

Sie hatte den Pfarrer von Ferney höchlichst verblüfft.

Grofses Mifsfallen erweckte sie in Annecy, bei Voltaires Bischof. — Monseigneur Biort, dessen wir bei der Verlegung des Kirchhofs und der Versetzung des Kreuzes in Ferney *) bereits erwähnt, wechselte, nachdem Voltaire das Abendmahl genommen, eine Anzahl Briefe mit ihm, in denen die Ruhe und die Würde durchaus auf seiten des geistlichen Herrn und nicht auf der des Philosophen sind. Monseigneur Biort sprach Voltaire in diesem Schreiben seine Freude darüber aus, dafs er sich bekehrt habe, fügte jedoch hinzu, dafs ohne vorhergehende Beichte das Abendmahl nicht genommen werden dürfe, auch völlig wirkungslos sei, und dafs Voltaire in der Folge nur dann zur Kommunion zugelassen werden würde, wenn

*) Vgl. S. 384. 385.

er vorher alle Ceremonieen der katholischen Kirche erfüllt. — Voltaire antwortete auf diese feste und würdige Sprache mit seinen alten Ausflüchten: er sei bisher leidend gewesen, habe nicht kommunizieren können und stellte sich dann, als ob er nicht begreife, was der Bischof mit dem Ausdruck seine »Bekehrung« gemeint. Um diesen Punkt drehte sich zuletzt der ganze Briefwechsel: Voltaire behauptete, und mit Recht, stets ein Christ und Anhänger der wahren Religion gewesen zu sein; der Bischof, der die historisch gewordene Kirche vertrat, und der den fast ein Menschenleben dauernden Kampf Voltaires gegen eben diese historisch gewordene Kirche kannte, vermochte ihm das von seinem Standpunkte aus natürlich nicht zuzugeben. Dafs jeder von ihnen unter Christentum und Kirche etwas ganz Verschiedenes verstand, deckte keiner auf, wollte und konnte auch keiner von beiden aufdecken. Der Bischof nicht, weil er an der Autorität seiner Kirche nicht rütteln lassen durfte, der Philosoph nicht, weil er damit die Frucht seiner ganzen frommen Komödie zu verlieren glaubte. So kam dieser Briefwechsel von 1768 zwischen Voltaire und Monseigneur Biort zu keinem Resultate, wie auch nicht anders zu erwarten stand.

Während Voltaire allein in Ferney lebte, überfiel ihn eine wahre Arbeitswut. Er schrieb Romane: wie »La Princesse de Babylone«, die »Lettres d'Amabed«, Episteln, komische Opern und im Laufe des Jahres (1768) 21 Pamphlete, unter denen »L'homme aux 40 écus« das bedeutendste ist. Voltaire, der nach und nach alles Wissen der Zeit populär gemacht hatte: Philosophie und Naturgeschichte, Bibelkritik und Geschichtsforschung, wollte jetzt eine allgemeinverständliche Darlegung der neuesten Wissenschaft, der Volkswirtschaftslehre versuchen.

Der Titel des Werkchens erklärt sich folgendermaſsen: Ein Zeitgenosse Voltaires hatte ausgerechnet, daſs auf jeden ländlichen Besitzer von Rechts wegen ein jährlicher Reingewinn von 120 Livres, d. h. 40 Thalern entfalle.

Voltaire ging von dieser Berechnung rein theoretischen Wertes aus, um die wirtschaftlichen Schicksale eines solches Vierzigthalermannes zu verfolgen und eine Kritik der bestehenden Steuerverhältnisse daran zu knüpfen.

Von seinen 40 Thalern, sagte Voltaire, bezahlt mein kleiner, bäuerlicher Besitzer 20 Thaler Steuern. — Die Grundsteuer des ancien régime — wir haben es in der Einleitung ausführlich besprochen*) — belastete ausschlieſslich das bäuerliche Grundeigentum und war die drückendste aller Steuern. Voltaire zeigt die Ungerechtigkeit dieses Systems, indem er den Vierzigthalermann einen früheren Bekannten treffen läſst, welcher ein jährliches Einkommen von 400 000 Livres besitzt.

»Bezahlst du die Hälfte davon an den Staat?« fragt der Vierzigthalermann.

»Bewahre,« entgegnet der Freund, »ich habe ja mein Vermögen nicht in Grundbesitz, sondern in Papieren angelegt. Die steuern nicht.«

Es wurde gleichfalls in der Einleitung**) bereits erwähnt, daſs die französische Industrie zum groſsen Teile durch die Maschen des Steuernetzes zu schlüpfen verstand.

Auch diese wirtschaftliche Ungerechtigkeit hob Voltaire in seinem Büchlein hervor.

Es ist nicht wahr, sagte er, — sich gegen die

---

*) Vgl. S. 17.
**) Vgl. S. 18.

Nationalökonomen seiner Zeit, die Physiokraten*), wendend, — daſs die Erde der einzige Quell aller Reichtümer ist. — Die Industrie, welche die Rohstoffe verarbeitet, schafft gleichfalls neue Werte.

Man lasse sie hiervon Steuern zahlen, statt allein das Grundeigentum zu belasten.

Befindet sich der Grundbesitzer, fährt Voltaire fort, doch in einer ganz verzweifelten Lage.

Er, der bereits dem Staate zinst, wird von der steuerfreien Industrie nun noch ihrerseits ausgebeutet.

Die Industrie verkauft ihm ihre Erzeugnisse nämlich teurer, als er sie selbst herstellen würde, und sie verkauft sie ihm auch teurer, als sie sie selbst herstellt.

Die Industriellen erheben dabei von dem Konsumenten nicht nur den Lohn ihrer Arbeiter, sondern auch noch ein persönliches Beneficium, einen Unternehmergewinn.

Alles dieses zahlt der bäuerliche Konsument noch neben seinen Staatssteuern.

Solche volkswirtschaftlichen Zustände erklärte Voltaire für unhaltbar, — er verlangte die Heranziehung der Industrie zu den allgemeinen Leistungen und die dementsprechende Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes.

Voltaire wäre nun jedoch nicht Voltaire gewesen, wenn er in dem »Vierzigthalermann« kein Wörtchen über die Güter der Kirche gesagt hätte.

In einem sehr lebhaften Kapitel spricht er von den Pfründnern, Mönchen und Nonnen, die als Tagediebe und Faulenzer von Almosen leben, keine Arbeit leisten, keine Steuern zahlen und die Gesellschaft nützlicher Kräfte berauben.

---

*) Vgl. S. 376.

So popularisierte Voltaires »Vierzigthalermann« den Gedanken, dafs eine wirtschaftliche Reform in Frankreich durchaus notwendig, dafs die unverhältnismäfsige Besteuerung des bäuerlichen Grundbesitzes eine Ungerechtigkeit sei und alle besitzenden oder erwerbenden Staatsbürger, welche Einkünfte aus Papieren, aus Pfründen, aus industriellen Unternehmungen zogen, dem Staate Steuern zu zahlen hätten.

Voltaire hatte den Krebsschaden des ancien régime somit erkannt, und obgleich weit von kommunistischen Tendenzen entfernt, war er der Vertreter einer grundlegenden und praktischen Wirtschaftsreform.

Voltaire lebte in jener Zeit noch allein und sehr einfach, da er persönlich wenig Bedürfnisse hatte und keine grofse Dienerschaft brauchte. Der Père Adam spielte nach Madame Denis' Abreise eine grofse Rolle, was Madame Denis mit Besorgnis erfüllte, denn Onkel Voltaire war alt und die Regelung seines Testaments für Madame Denis eine wichtige Sache. — Sie machte auch Andeutungen, dafs sie gerne nach Ferney zurückkehren wolle, aber der Onkel hörte vorläufig auf diesem Ohre nicht und verlebte auch den Winter 1768 ohne die Nichte. Er las, arbeitete, spielte Schach, erbat dem Père Adam bei dem Papste die Erlaubnis, eine Perücke tragen zu dürfen, weil der kühle Wind der Alpen ihm dauernden Schnupfen verursachte, schrieb an Friedrich, an Katharina und trug überall auf seinen Wegen eine Bibel in der Tasche, die er hervorzog, sowie er Mufse hatte, um sie mit Wohlgefallen oder mit Wut zu lesen. — Er erhielt auch nach wie vor Besuch von Nachbarn und Freunden, scherzte mit schönen Damen und wurde nach wie vor geistreich und liebenswürdig gefunden. — Seine gewohnte Anzahl Streitschriften hatte er auch in diesem Jahr wieder verfafst, und im

Oktober 1768 wurde der »Vierzigthalermann« nebst »aufrührerischen« Werken anderer Autoren vom Pariser Parlament verbrannt.

Diderot giebt an, das Parlament habe bei jener Gelegenheit ein zweites Mal beraten, ob Voltaire nicht gefangen genommen werden solle. — Obgleich eine solche Mafsregel nicht ausgeführt wurde, brachte die Verbrennung des »Vierzigthalermanns« Voltaires Wut gegen das Pariser Parlament zum Sieden, und er beschlofs eine Geschichte dieser obersten Behörde zu schreiben.

Bereits im Winter 1768 machte sich Voltaire an dieses Werk. — In dem gleichen Winter hatte er die Genugthuung, dafs die französische Regierung, welche in Genf nur wenig ausgerichtet und die Republik in noch recht aufgeregtem Zustande zurückgelassen hatte, auf Voltaires Plan, Genf am Genfer See eine Konkurrenzstadt zu errichten und das Pays de Gex mit seinem politischen Hinterlande, Frankreich, durch eine Handelsstrafse zu verbinden, einging: die Gründung von Versoix wurde durch den Premierminister Choiseul beschlossen.

Es war in der Schweiz bekannt, dafs Voltaire der Vater dieses Planes sei, da er nicht nur die Verhältnisse Genfs genau kannte, sondern auch das Ohr des Premierministers Choiseul besafs. In Genf und in Bern war man daher auf den Patriarchen schlecht zu sprechen. Die Gründung einer französischen Handelsempore am Genfer See konnte, wenn gut organisiert, Genf und dem Waadtlande den italienischen Handel entziehen, beiden Kantonen einen bedeutenden Teil ihres Verdienstes nehmen und ihnen grofsen Schaden thun. Die Regierungen von Genf und Bern verboten daher ihren Bewohnern, nach Versoix auszuwandern oder Bauholz dorthin zu liefern. Ihre Furcht vor der fran-

zösischen Konkurrenz war aber unbegründet. Voltaire, der selbst ein praktischer Organisator und ein kräftiger Kapitalist war, hatte vergessen, dafs er die Gründung von Versoix der zerfahrenen, kopflosen und verschuldeten Verwaltung Ludwigs XV. zumutete. Wie wenig sie ihrer Aufgabe gewachsen war, sollte er bald sehen. Immerhin, Ende 1768, Anfang 1769 erfüllte ihn die geplante Gründung Versoix' mit grofser Freude.

Ganz sicher fühlte sich Voltaire jedoch noch immer nicht auf seinem Gebiet.

Die Verbrennung des »Vierzigthalermanns« in Paris hatte ihn von neuem beunruhigt, und als das Parlament Anfangs 1769 nun auch noch eine neue und vermehrte Ausgabe des »Siècle de Louis XV.« verbot, weil Voltaire darin erklärte, das Parlament habe den Grafen Lally, einen französischen Oberbefehlshaber in Indien, im Jahre 1766 ungerecht verurteilt, beschlofs er zu Ostern 1769 ein zweites Mal das Abendmahl zu nehmen. — Der Bischof von Annecy hatte den Pfarrer von Ferney jedoch vorher darüber unterrichtet, wie er mit dem eigentümlichen Kommunikanten zu verfahren habe, und eigens betont, dafs ohne vorhergehende Beichte das Sakrament ihm nicht zu verabfolgen sei.

Voltaire seinerseits wünschte nun allerdings die äufsere Ceremonie, nicht aber die geistige Vorbereitung dazu mitzumachen.

Da er den Pfarrer von Ferney durch den Bischof von Annecy gut instruiert wufste, versuchte er, seinen Zweck — Abendmahl ohne vorherige Beichte — bei den Kapuzinern von Gex zu erreichen.

Voltaire stand mit ihnen sehr gut. — Er stellte sich, um den Pfarrer von Ferney umgehen zu können, daher krank und liefs einen vorbeiziehenden Kapuziner

bitten, er möge an einem bestimmten Tage zu der heiligen Handlung bei ihm, Voltaire, erscheinen.

Der Pfarrer von Ferney, der Voltaire seinerseits überwachte, sorgte nun dafür, daſs der Bischof von Annecy Voltaire ein Glaubensbekenntnis zuschickte, ohne dessen Unterzeichnung auch der Kapuziner Voltaire die Absolution nicht erteilen, das Abendmahl nicht reichen dürfe.

Als der Kapuziner sich am bestimmten Tage bei Voltaire einfand, kam der Pfarrer von Ferney mit. Voltaire wiederholte das Credo und Confiteor, das der Kapuziner ihm vorsprach, weigerte sich jedoch, das orthodoxe Glaubensbekenntnis, welches der Bischof von Annecy geschickt, zu unterzeichnen. Der Kapuziner war ebensowenig wie der Pfarrer von Ferney Voltaires Beredsamkeit gewachsen; letzterer reichte Voltaire das Abendmahl, auch ohne daſs dieser das Schriftstück des Bischofs von Annecy unterzeichnet, und ein bei der Handlung anwesender Notar muſste sofort das Geschehene zu Protokoll nehmen.

Mit diesem zweiten Abendmahl in Ferney war der Bischof von Annecy ebenso unzufrieden wie mit dem ersten, aber auch die öffentliche Meinung enthielt Voltaire ihren Beifall vor. Sie fand dieses zweite Schauspiel ebenso nutzlos wie das erste, und Grimm sagt darüber: »Ces représentations pieuses de Ferney n'ont pas grand succès à Paris, elles y causent même assez de scandale; mais le patriarche prétend qu'un officier de la chambre d'un roi très chrétien ne peut pas faire moins.« — Voltaire war weit von solchen Skrupeln entfernt. Worauf es ihm ankam, war: im Notfalle ein gerichtlich beglaubigtes Papier über seine katholische Rechtgläubigkeit in Händen zu haben, das er einem Verhaftsbefehl wegen unkirchlicher Gesinnung mit Erfolg entgegenhalten könne.

So beschäftigt Voltaire auch mit sich selbst war, er vergafs darüber den Sirvenprozefs nicht und war nach langen, eingehenden Erkundigungen endlich entschlossen, seine Schützlinge in die Höhle des Löwen, d. h. nach Toulouse gehen zu lassen *). Zuerst hatte ein liberaler Geistlicher, der Abbé Audra, Voltaire über die allgemeine Stimmung in Toulouse beruhigt, dann war der Statthalter von Languedoc für die Sache interessiert worden, der Advokat Delacroix wollte die Verteidigung übernehmen, ein Parlamentsrat persönlich für die Sicherheit der Sirven haften.

So liefs Voltaire Sirven und die beiden Töchter im März 1769 nach Toulouse gehen.

Die Sirven waren in contumacium, nach ihrer Flucht, in Mazamet verurteilt und das Urteil in effigie an ihnen ausgeführt worden.

Wenn in contumaciam Verurteilte sich dem Richter wieder stellten, war das gegen sie erlassene Urteil hinfällig, und das Verfahren mufste von neuem aufgenommen werden.

Das Parlament von Toulouse schickte die Sirven daher nach Mazamet, um dort bei dem Tribunal erster Instanz die Untersuchungen wieder beginnen zu lassen.

Dort wurde Sirven als Gefangener hart behandelt, sodafs Voltaire zu seinen Gunsten bei dem Generalprokurator in Toulouse einschreiten mufste.

Am 18. September fällten die Richter von Mazamet ein zweites Mal in dem Falle Sirven ihr Urteil.

Obgleich die Ärzte von Montpellier erklärt, ihre Kollegen von Mazamet hätten sehr falsch geurteilt, wenn sie auf Grund der an Elisabeth Sirven vorgenommenen Leichenschau gemeint, sie sei erst erdrosselt

---

*) Vgl. S. 449. 450.

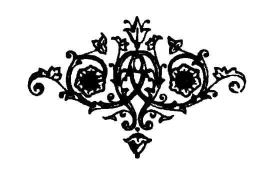
und dann in den Brunnen gestürzt worden, lautete das Erkenntnis doch nicht auf Nichtschuldig. Die Richter von Mazamet erklärten den Fall für unentscheidbar, erstatteten Sirven jedoch seinen konfiszierten Besitz wieder, ein Zeichen, dafs sie im Grunde von Sirvens Unschuld überzeugt waren.

So hatte Voltaire nicht gewettet: das Nichtschuldig sollten keine Richterkünste ihm entreifsen. Unter diesen Umständen war er sogar geneigt, Sirven einen Appell an das Gericht zweiter Instanz, das Toulouser Parlament, richten zu lassen. — Dort verlangte er das Erkenntnis auf »Nicht schuldig« und 20000 Livres Schadensersatz. So weit gedieh der Sirvenprozefs im Jahre 1769. — Daneben verfolgte der unermüdliche Arbeiter auf alten Wegen seine alten Ziele.

Er veröffentlichte die »Histoire du Parlament de Paris«, in welcher er — ohne das Parlament direkt anzugreifen — ihm doch den schweren, historisch bewiesenen Vorwurf machte, in Glaubenssachen stets von hervorragender Unduldsamkeit gewesen zu sein, eine Unduldsamkeit, die andere Zeiten allerdings christlichen Glaubenseifer nannten. Als das Publikum in dem Buche Voltaires Hand erkennen wollte, erklärte er sich daran unschuldig: er habe ja in Ferney nicht auf den Archiven arbeiten, das geschichtliche Material zu einer solchen Arbeit nicht beschaffen können. — Er gab aufserdem die endgültige Ausgabe des »Essai sur les Mœurs« heraus, liefs achtzehn Pamphlete in die Weite fliegen, worunter besonders der »Cri des Nations« bemerkenswert ist, der Voltaires alten Text: Das Reich der Kirche ist nicht von dieser Welt, sie soll zu der Armut und Einfachheit der ersten Jahrhunderte zurückkehren, um aus einem Fluch ein Segen zu werden — mit sehr viel Sachlichkeit und wie Grimm sagt: »purgé de toutes ces mauvaises plaisanteries que

se permet trop souvent le philosophe de Ferney« behandelt wird.

In der zweiten Hälfte des Oktober 1769 kehrte dann Madame Denis nach anderthalbjähriger Verbannung zu ihrem Onkel zurück, womit das frühere, gesellige Leben in Ferney wieder begann und Madame Denis sich bemühte, den in ihrer Abwesenheit gewaltig angewachsenen Einfluſs des Père Adam zu bekämpfen.





Einundzwanzigstes Kapitel.

1770—1772.

Voltaires Statue. — Voltaire Kapuziner. — Das Système de la Nature. — Choiseuls Sturz. — Voltaire und Maupeou. — Die Sirven rehabilitiert. — Der Fall Montbailli. — Die Hörigen von Saint-Claude. — Der Prozefs Morangiès.

Im Anfang des Jahres 1770 wurde Voltaire eine schmeichelhafte Huldigung. Ein Kreis Pariser Philosophen, angeregt durch Madame Necker, die Frau des späteren Finanzministers, beschlofs Voltaire bereits bei Lebzeiten ein Denkmal zu setzen, eine grofse Sammlung dafür auszuschreiben und den Bildhauer Pigalle mit der Ausführung der Statue zu betrauen.

Es darf nicht wunder nehmen, dafs diese Ehre dem Lebenden erwiesen werden sollte. Voltaire, nun 76 Jahre alt, seit 16 Jahren von Paris abwesend, war der jüngeren Schriftstellergeneration persönlich nicht mehr bekannt. In der räumlichen Entfernung von Paris, in der zeitlichen Entfernung, die ihn von vielen seiner Mitstrebenden trennte, begann der das Jahrhundert beherrschende Kämpfer bereits etwas von der Autorität zu gewinnen, die sonst nur Abgeschiedenen zugestanden wird.

So wünschten die Pariser Philosophen ihm denn eine Statue zu errichten. — Die Subskription dafür wurde durch ganz Europa verbreitet; Voltaires gekrönte Freunde wetteiferten in ihren Beiträgen miteinander. Auch Jean Jacques, der nach vielen traurigen Irrfahrten in England und nach grofsen, seelischen Leiden seit April 1770 wieder in Paris weilen durfte, steuerte zwei Louis d'or zu Voltaires Statue bei, was das Publikum sehr edel und Voltaire unerträglich fand. — Diese Statue nun sollte kein grofses Meisterwerk werden. — Voltaire machte sich keine Illusion darüber, das er nur noch eine ziemlich verfallene Plastik bieten konnte und schreibt darüber an d'Argental:

»Le vieux magot que Pigalle veut sculpter sous vos auspices a perdu toutes ses dents, et perd ses yeux; il n'est point du tout sculptable, il est dans un état à faire pitié.«

Er drang mit dieser sehr richtigen Ansicht nicht durch: die Subskribenten wollten ihr Opfer haben, und so mufste Voltaire im Laufe des Jahres 1770 sich denn dazu bequemen, dem Künstler Pigalle, der sich nach Ferney begab, Modell zu sitzen. Jedoch hielt er nicht einen Augenblick still, alleweile hatte er seinen Sekretär Wagnière neben sich, dem er Briefe diktierte, dazu schnitt er Gesichter und amüsierte sich damit, Erbsen durch ein Blasrohr zu schleudern, d. h. er that alles, um dem Künstler die Ausführung seiner Aufgabe unmöglich zu machen. Pigalle hätte Ferney auch sicher unverrichteter Sache verlassen, wäre nicht am letzten Tage seines dortigen Aufenthaltes während des Modellsitzens die Rede auf die Anbetung des goldenen Kalbes in der Wüste gekommen. Voltaire, lebhaft interessiert, liefs sich von Pigalle auseinandersetzen, wie viel Zeit wohl dazu gehöre, um ein solches Götzenbild aus Gold herzustellen, und als der Bildhauer meinte, dazu gehörten

etwa sechs Monate, wurde Voltaire durch die Erklärung des technischen Details einer solchen Bildnerarbeit und durch seine Freude, in der Bibel wieder eine neue Absurdität entdeckt zu haben, so gefesselt, dafs er wie ein Lamm still hielt und Pigalle wenigstens einen Entwurf für seine Statue mit nach Paris zurücknehmen konnte. Wie recht hatte aber Grimm, wenn er Voltaire häufig: »le grand enfant de Ferney« nannte.

Das folgende Ereignis von 1770 konnte auch nur dem vielbeweglichen Voltaire passieren, der das Widersprechendste zu vereinen wufste: er, der erklärte Feind der Kirche, wurde von dem Kapuzinergeneral in Rom zum Mitgliede des Kapuzinerordens ernannt. Für gute Dienste, die der einflufsreiche Mann den Kapuzinern in Gex geleistet — und womit er deren Rivalen, die Jesuiten von Ornex geärgert, erhielt er den Rang eines Père Temporel, d. h. eines kapuzinischen Weltgeistlichen, was ihn mit Triumph erfüllte: Nun sollte noch Jemand an seiner Zugehörigkeit zu der katholischen Kirche zweifeln!

Dafs Voltaire, trotz aller Angriffe auf die Kirche, der Religion nie zu nahe treten gewollt, bewies seine Haltung dem im Jahre 1770 kraftvoll auftretenden Atheismus und Materialismus gegenüber.

Damals erschien »Le Système de la Nature« des Baron Paul Heinrich von Holbach, der, Pfälzer von Geburt, seit seinem 12. Jahre in Paris französisch erzogen, dort Philosoph und Gastfreund des Pariser Philosophenkreises geworden war. Eng befreundet mit Diderot, hat Holbach in seinem »Système« Diderots Anschauungen wohl oft wörtlich veröffentlicht. Holbach zeigte sich in diesem Werke dem von Voltaire vertretenen Deismus und Sensualismus gegenüber, als ein entschlossener Neuerer.

Fragen, die Voltaire für ewig unlöslich erklärte, bejahte Holbach in entschieden materialistischem Sinne. So erklärte er z. B., dafs Seele und Körper eins, dafs die Gedanken nur Gehirnfunktionen, Bewegungen der Materie seien. Er zog daraus den Schlufs, dafs die Welt eines intelligenten und gütigen Schöpfers, wie Voltaire ihn für nötig hielt, nicht bedürfe, erzeuge die Materie an und für sich ja Intelligenz. — Das Sittengesetz, das Gewissen, die natürliche Religion erklärte Holbach in Übereinstimmung mit Voltaire, für eine durch geschichtliche Entwickelung, Gewohnheit und Erziehung erworbene, menschliche Errungenschaft. — Das Ziel alles Lebens setzte er, im Gegensatz zu Voltaire und in Übereinstimmung mit Helvétius, nicht in das Streben nach Tugend und Gerechtigkeit, sondern in das Streben nach Glück, nach persönlichem Wohlbefinden. Er gedachte daraus allerdings eine Tugend zu machen, die nämlich, sein Glück im Glück der anderen, im Dienste des Gemeinwohls zu finden. Diese Tugend wünschte Holbach durch die Erziehung und den Staat entwickelt zu sehen. Der Mithilfe der Kirche, da diese ein aufserweltliches und rein persönliches Glück suchen lehrt, konnte Holbach entraten.

Wie Voltaire sich einst gegen Helvétius' Buch: »De l'Esprit« — ausgesprochen, das 1758 den Materialismus ein erstes Mal im Abrifs vertrat, so 1770 auch gegen Holbachs »Système«, das den Materialismus ausbaute und ihm ein System gab.

Voltaire war nicht nur davon überzeugt, dafs es im sozialen Interesse besser sei, an die Existenz einer intelligenten und gütigen Macht zu glauben, die das Weltall beherrscht. Er hatte auch bereits im »Dictionnaire Philosophique« von 1764 erklärt, niemand habe bisher erwiesen, dafs die Bewegung der Materie wirklich das Denken erzeuge, dem

Menschen fehle eben der Schmelztiegel für die Seele.

Er trat daher Holbachs »Système« mit einer Schrift »Dieu« entgegen.

Grimm, der seit lange Holbachs Standpunkt teilte, beurteilt Voltaires Entgegnung wie folgt: »Il raisonne là-dessus comme un enfant, mais comme un gentil enfant qu'il est. Il ne conçoit pas comment le mouvement seul, sans aucune intelligence a pu produire ce qui existe ... le patriarche regarde l'idée d'un être suprême comme un frein utile et nécessaire aux hommes, et surtout aux princes. Mais Marc-Aurèle fut le modèle des Princes, et Louis XI dévot et craintif.«

Dieses Urteil Grimms beweist, dafs um 1770 in den gebildeten Pariser Kreisen der atheistische Materialismus an die Stelle des Deismus und Sensualismus Lockes und Voltaires zu treten begann.

Was Voltaires gemeinnützige Thätigkeit im Jahre 1770 betraf, so schleppte er den Sirvenprozefs mit seiner alten Zähigkeit weiter. Manch anderer wäre von dieser schwierigen Sache abgesprungen, in der das Gesetz der Schwere sich fast unerträglich geltend machte. So erhielt Voltaire eine Zeit lang absolut keine Auskunft von Sirven, für den er die zum Appell beim Toulouser Parlament nötigen Denkschriften schreiben lassen wollte. Dann starb der liberale Geistliche, der Abbé Audra, welcher Voltaire in Toulouse eine grofse Stütze gewesen, und ein Ersatz mufste gesucht werden. — Voltaire setzte es jedoch durch, dafs die Sirven im Jahre 1770 ihren Appell gegen das zweite Urteil der Richter von Mazamet an das Parlament in Toulouse richteten, nicht wissend, dafs sich bereits eine neue Tragödie in Saint-Omer abspielte, die ihn wiederum auf die Bresche rufen sollte.

Aufser mit den Sirven beschäftigte Voltaire sich

lebhaft mit der französischen Ansiedelung Versoix am Genfer See. — Die französische Regierung, seit dem unglücklichen Ausgange des Siebenjährigen Krieges (1763) mehr denn je in Geldverlegenheiten, hatte wenig Mittel für diese neue Kolonie übrig. Daher steuerte Voltaire aus eigener Tasche bei, um diese dem Vaterlande nützliche Schöpfung, deren Idee von ihm stammte, zur Ausführung zu bringen.

Er nahm fortdauernd Genfer Auswanderer in Ferney auf und baute in Versoix mit eigenem Gelde.

Er erhielt sich auf diese Art bei dem Premierminister Herzog von Choiseul in Gunst, der ja die Gründung von Versoix genehmigt, und Voltaire that dieses, weil er den mächtigen Minister bei all seinen gemeinnützigen Unternehmungen brauchte: Choiseul konnte die Gründung von Versoix fördern oder hemmen, Choiseul auf das Parlament zu Toulouse wirken, Choiseul die Steuerreformen, welche Voltaire in seinem »Vierzigthalermann« gepredigt, befürworten, Choiseul endlich dem Pays de Gex den Freikauf von den indirekten Steuern und Zöllen durchsetzen helfen, den Voltaire seit 1759 anstrebte.

Welch ein Schlag daher für Voltaire, als er erfuhr, der Herzog von Choiseul sei am 24. Oktober 1770 in Ungnaden entlassen worden.

Damit waren, schien es, Voltaires eben erwähnte Gründungen und Reformpläne vernichtet, damit schien auch das Schicksal Frankreichs eine verhängnisvolle Richtung einzuschlagen.

Der Herzog von Choiseul war durch Madame de Pompadour Premierminister geworden. Er hatte daher während des Siebenjährigen Krieges ihre österreichische Politik nach aufsen hin vertreten, obgleich es den französischen Interessen entgegen war, die rivalisierende Grofsmacht zu unterstützen.

Choiseul war aber zugleich ein Patriot und ein über die wirtschaftlichen Zustände Frankreichs unterrichteter Mann. — Er verhehlte sich nicht, dafs Frankreich durch den Siebenjährigen Krieg fast tödliche Wunden geschlagen worden: das Königreich hatte im Frieden zu Paris 1763 seine Kolonieen in Indien, es hatte Kanada und Louisiana verloren.

Die capitation war während der Kriegsjahre verdoppelt und verdreifacht worden; die Landwirtschaft lag daher völlig danieder.

Die Verschwendung bei Hofe wurde jedoch in nichts eingeschränkt. Seit 1764 die Marquise Pompadour, seit 1768 die Königin gestorben, war der letzte Zügel von Ludwig XV. genommen. Die Nachfolgerin der Marquise Pompadour, die spätere Gräfin Dubarry, stammte aus dem Kreise der Abenteurerinnen.

Ihr und ihrem Günstling, dem Kanzler Maupeou, fiel Choiseul zum Opfer. — Choiseul war Aristokrat, Choiseul, von der wirtschaftlichen Notlage des Landes überzeugt, wünschte, wenn schon in seinem Privatleben äufserst verschwenderisch, die Ausgaben des Hofes zu beschränken, um mehr Mittel für Hebung der Landwirtschaft, für nützliche Gründungen wie Versoix übrig zu haben.

Den Aristokraten, den Sparer Choiseul hafste die Abenteurerin, die Verschwenderin Dubarry.

In seinem Wunsch, zu sparen, hatte Choiseul das Pariser Parlament in seiner politischen und wirtschaftlichen Rolle unterstützt, es darin bestärkt, die königlichen Steuerforderungen nur nach vorhergehender Bestätigung in Kraft treten zu lassen.

Hierdurch hatte Choiseul sich den immer geldbedürftigen König zum Feinde gemacht und nicht den König allein. Durch seine Unterstützung der

Parlamente entfremdete Choiseul sich auch den Kanzler Maupeou.

Der Kanzler hatte sich davon überzeugt, dafs die Rechtsprechung der Parlamente eine veraltete, ungenügende und zu kostspielige sei. — Tiefgehende Veränderungen in dem damaligen obersten Gerichtswesen Frankreichs waren bei ihm aus juristischen und auch politischen Gründen beschlossene Sache.

Daher mufste er seinerseits den Herzog von Choiseul zu stürzen suchen, der die Parlamente aus politisch-wirtschaftlichen Gründen unterstützte.

Gegen den Willen des Königs, der Favoritin und des Kanzlers vermochte Choiseul sich nicht zu halten.

In Ungnaden entlassen, zog er sich auf sein Landgut Chanteloup bei Tours zurück.

Die öffentliche Meinung stellte sich in dieser Sache ganz auf Choiseuls Seite. Gedichte, zu denen auch Voltaire sein Scherflein beisteuerte, feierten den Herzog, und Scharen von Gästen suchten ihn in der Verbannung von Chanteloup auf.

So aufrichtig Voltaire Choiseuls Sturz beklagte, er stellte sich auch mit dem neuen Machthaber, dem Kanzler Maupeou gut.

Seit Jahren befand sich Voltaire mit ihm in Verbindung; Maupeou war sogar Voltaires ungenannter Mitarbeiter an der »Histoire du Parlament de Paris« gewesen. Denn was die Brücke von Voltaire zu Maupeou schlug, war ihr gemeinsamer Hafs gegen die Parlamente. Voltaire hafste sie als Herde des Fanatismus, Maupeou sah in ihnen schlecht funktionierende, oberste Gerichtshöfe, die, von politischen Leidenschaften zerrissen, der Krone häufig Widerstand entgegensetzten und die Rechtspflege des Landes dann ins Stocken brachten.



Kanzler Maupeou.

Voltaire wie Maupeou hielten die Umgestaltung, ja sogar den Untergang der Parlamente für wohlthätig. Dafs Maupeou durch Abschaffung der alten Parlamente zugleich den politischen Absolutismus, die unumschränkte Königsmacht, fördern wollte, wufste er damals geschickt zu verbergen. — Auf diese Art vermochte Voltaire vorläufig mit Maupeou gemeinsame Sache zu machen. Am 27. November 1770 nun stellte Maupeou im Auftrage des Königs das Pariser Parlament vor die Wahl, entweder jeden Steuererlafs ohne Beanstandung einzutragen, oder aufgelöst zu werden. Die Antwort war geschlossener Widerstand des Parlaments, dem heftige Erörterungen in den Pariser Salons und eine erregte Broschürenlitteratur folgte.

Die Mitglieder des Parlaments wurden darauf verbannt.

Damals bereits begann die öffentliche Meinung in Maupeous Vorgehen absolutistische Gelüste zu wittern.

Voltaire jedoch — von der Aufrichtigkeit der Maupeouschen Reformgedanken überzeugt, von seinem Hafs gegen die Intoleranz der Parlamente erfüllt, blieb auf seiten des Kanzlers.

Er sah in Maupeou den mächtigen, den unentbehrlichen Bundesgenossen bei seinem Kampfe gegen den Fanatismus im französischen Strafrecht.

Darüber mufste der Gedanke, dafs Maupeou auch der Gegner von Voltaires früherem Gönner, des Herzogs von Choiseul gewesen, in den Hintergrund treten.

Voltaire hat nie begriffen, warum Choiseul ihm darüber gezürnt, dafs er Maupeou in seiner Zertrümmerung der alten Parlamente unterstützte.

Er that dieses seit Anfang 1771 mit seiner Feder. — Da die Pariser Parlamentsräte damals in der Verbannung waren, konnte das Pariser Parlament nicht funktionieren.

Von Solidaritätsgefühl getrieben, stellten darauf die Provinziaparlamente gleichfalls ihre Arbeiten ein.

Die französische Rechtsprechung war also völlig unterbrochen.

Maupeou liefs nun zuerst den Staatsrat interimistisch arbeiten.

Am 27. Februar 1771 erliefs er dann ein Dekret, welches an Stelle der alten Parlamente für ganz Frankreich sechs oberste Gerichtshöfe, Conseils Supérieurs, schuf.

Voltaire besprach darauf in sieben Broschüren die Segnungen, welche aus dieser Neuordnung der französischen Rechtspflege entstehen würden.

Der Gerichtsbezirk des Pariser Parlaments, führte Voltaire aus, sei nun viel kleiner geworden (er hatte bis dahin ein Gebiet von etwa 33 heutigen Departements umfafst), die Kläger und die Angeklagten aus diesem Bezirk würden nun bei Prozessen Zeit und Geld sparen können. — Die Zahl der Prozesse am Pariser Parlament werde kleiner, die dort verhandelten mit mehr Sorgfalt behandelt werden.

Die Käuflichkeit der Richterstellen sollte abgeschafft werden; die Richter, von der Krone bezahlt, verzichteten auf ihre Bezahlung durch die Parteien (épices).

Vor allem versprach sich Voltaire von den neugebildeten Gerichtshöfen auch mit neuem Geist erfüllte Richter, — solche, die von religiösem Fanatismus frei, der Menschlichkeit hold, die Strafen im Verhältnis zu den Vergehen bemessen und nicht junge Männer, weil sie ein Kruzifix beschmutzt, zum Tode verurteilen würden.

Endlich hoffte Voltaire, der König werde die Anwendung der Folter im Gerichtsverfahren abschaffen.

Unzweifelhaft wären diese Mafsregeln Maupeous,

welche Voltaire mit gewohnter Verve zu verkündigen übernahm, Fortschritte in der Rechtspflege gewesen.

Politisch jedoch waren sie insofern bedenklich, als sie das Gebiet, die Machtvollkommenheiten und das Ansehen des Pariser Parlaments verminderten und durch Abschaffung der Käuflichkeit der Ämter die Richter von der Krone abhängig machten.

Ganz darauf gerichtet, l'Infâme auf dem Gebiete des Strafrechtes zu schlagen, übersah Voltaire die absolutistische Kehrseite der Maupeouschen Reformen und ging vorläufig mit dem Kanzler, wie man zu sagen pflegt, durch Dick und Dünn. Daran nicht genug, trug er auf seinen Schultern das Gewicht von zwei Prozessen durch das Jahr 1771.

Am 25. November dieses Jahres kam endlich der Sirvenprozefs zum Abschlufs. — Durch die Auflösung der alten Parlamente und die Neubildung der Maupeouschen Conseils Supérieurs war in dieser Rechtssache, wie in allen anderen, damals schwebenden Prozessen, eine bedeutende Verzögerung eingetreten.

Nun sprach die Tournelle Criminelle*) des Conseil Supérieur von Toulouse die Familie Sirven von dem angeblich an Elisabeth verübten Morde frei. — Das erste, wie das zweite Urteil der Richter von Mazamet wurde damit aufgehoben. —

Einen Schadensersatz erhielten die Sirven allerdings nicht.

Immerhin, Voltaire hatte ein neues Wahrzeichen für die errichtet, welche gleich ihm nach Duldung und Gerechtigkeit strebten.

Es hatte dazu einer noch gröfseren Ausdauer und Zähigkeit bedurft, als in dem Calasprozefs: für die Calas hatte Voltaire drei Jahre, von 1762—1765, ge-

*) Vgl. Einleitung S. 24. 25.

arbeitet; der Sirvenprozeſs zog sich von 1762—1771, durch volle neun Jahre hin.

Er hatte die öffentliche Meinung, weil die Angeklagten mit dem Leben davongekommen, weit weniger als der Calasprozeſs erregt.

Voltaire war, während er die Sache der Sirven führte, zweimal, im Jahre 1766 und 1768, in groſser, persönlicher Gefahr gewesen.

Endlich hatte er, indem er nach der glänzend gelösten Calasaffaire die soviel undankbarere Sache der Sirven aufnahm, seinen Ruhm als Verteidiger der Opfer von Justizmorden auf das Spiel gesetzt.

Ehe der Sirvenprozeſs noch beendet, hielt Voltaire bereits eine neue Sache in Händen, den Prozeſs Montbailli, der sich in Saint-Omer, in dem heutigen Departement des Pas de Calais, abgespielt.

Auch hier glaubte Voltaire sich in Gegenwart eines Justizmordes und eines barbarischen Strafgesetzes zu befinden. Doch handelte es sich nicht mehr um Protestanten, die den Richtern um ihres Glaubens willen verdächtig waren, sondern drei Katholiken waren im Spiel: eine Mutter sollte durch ihren Sohn und ihre Schwiegertochter ermordet worden sein. Das Drama hatte sich bereits im Sommer 1770 in Saint-Omer zugetragen. Im Herbst 1770 hatte der Gerichtshof von Saint-Omer auf ein Jahr Gefängnis erkannt und beschlossen, die Untersuchungen während dieser Zeit fortzusetzen. Der königliche Staatsanwalt, diese Strafe für zu gering erklärend, appellierte an das zuständige Obergericht in Arras. Hier hatten die Richter sich anders scharf gezeigt: sie erkannten auf Tod dem Sohn wie der Schwiegertochter gegenüber, und die Strafe wurde am 19. November 1770 an dem Sohne auch vollstreckt. Die Schwiegertochter erhielt, da sie in anderen Umständen war, einen Aufschub und reichte

in dieser Zeit ein Revisionsgesuch an den Staatsrat ein. Voltaire wurde für sie gewonnen und schrieb in dieser Sache: »La Méprise d'Arras«. — Es gelang ihm, den Conseil des Partis von seiner Ansicht, dafs die alte Frau Montbailli natürlichen Todes gestorben und die Gerichtsärzte von Saint-Omer Ignoranten seien, zu überzeugen. Die Wiederaufnahme des Verfahrens wurde genehmigt und dem unter Maupeou neugebildeten Conseil Supérieur von Arras übertragen.

Das Resultat derselben wird seinerzeit berichtet werden. —

Endlich nahm Voltaire um diese Zeit die Sache der Hörigen von Saint-Claude in die Hand.

Saint-Claude, heute ein Arrondissement in dem Departement des Jura, zählte damals 12000 Einwohner. — Die in der Hauptstadt des Gebietes, gleichfalls Saint-Claude genannt, ansässigen Benediktinermönche betrachteten und behandelten die Bauern von Saint-Claude als ihre Leibeigenen.

Die Folgen dieser Hörigkeit waren, dafs kein Bewohner seinen Kindern ein Erbe hinterlassen konnte, wenn diese jemals das väterliche Haus verlassen hatten. Der gesamte Besitz der Familie fiel alsdann den Mönchen anheim, und wie Voltaire sich ausdrückt: »Les créanciers, la veuve, les enfants, tout meurt dans la mendicité.«

Wohnte ein Fremder ein Jahr und einen Tag auf dem Gebiet von Saint-Claude, so wurde er ein Höriger der Mönche.

Eheschliefsungen waren den Hörigen von Saint-Claude nur mit Einwilligung der Mönche gestattet.

Sich durch Auswandern dieser Sklaverei zu entziehen, war den an die Scholle Gebundenen nicht möglich.

Der Umstand nun, dafs die Bewohner von Saint-

Claude im Jahre 1770 das Dokument wiedergefunden hatten, das ihre Hörigkeit bereits im Jahre 1390 aufhob, bestimmte Voltaire dazu, in ihrer Angelegenheit mehrere Schriften teils an den König, teils an den Kanzler zu richten.

Wir werden bald sehen, mit welchem Erfolge.

So war es denn Voltaire und immer nur Voltaire, welcher sich der Verfolgten, Bedrängten und Unterdrückten thatkräftig annahm, der seine Feder, seinen Beutel, seinen Einflufs in den Dienst des Allgemeinwohles stellte.

Im Jahre 1769, als die Sirvenaffaire Voltaires Kraft in Anspruch nahm, wurde er ersucht, sich der Rehabilitierung eines vom Pariser Parlament unschuldig zum Tode verurteilten Ackerbauers Martin anzunehmen.

»J'ai assez des Sirven«, schrieb er damals an d'Argental, »je ne puis me faire le Don Quichotte de tous les roués et pendus.«

Von den anderen Philosophen ist keiner in der Sache Martin an Voltaires Stelle getreten, weder der gütige, leicht begeisterte Diderot, noch der gerechte, strengehrenhafte d'Alembert, noch der reiche und angesehene d'Holbach.

Diese Aufklärung durch die That lag ihnen fern, und was Voltaire in dieser Hinsicht nicht bewältigen konnte, blieb unerledigt.

Während Voltaire, der Siebenundsiebzigjährige, noch in so wunderbarer Frische dastand, starb am 12. Dezember 1771 der 56jährige Helvétius, mit dem Voltaire seit langen Jahren freundschaftlichen Verkehr gepflegt, den er geliebt und geschätzt hatte. — So begann Voltaire zu fühlen, dafs es um ihn Herbst wurde und die Blätter zu fallen anfingen.

Das Jahr 1772 war aufgeregt wie sein Vorgänger.

Immer noch tobte unter Maupeou der Kampf zwischen der Krone und den Parlamenten. Jedoch schien der Kanzler den Sieg davon tragen zu sollen. Im Laufe des Vorjahres war eine ganze Zahl von Parlamentsräten, die sich anfangs geweigert, in die Conseils Supérieurs eingetreten, auch die Advokaten hatten ihre Thätigkeit bei Gericht wieder aufgenommen. Die öffentliche Meinung blieb jedoch gegen Maupeou miſstrauisch und hielt sich auf seiten derjenigen Räte, die es verschmähten, in den Maupeouschen Parlamenten niederzusitzen. Die gebildeten Klassen fühlten, hier werde ein Kampf um den letzten Rest konstitutioneller Freiheit geführt; das Interesse für politische Gegenstände wuchs bedeutend, ja, charakteristischer Umstand, die englische Verfassung wurde damals in das französische übersetzt, Streit- und Schmähschriften gegen Maupeou verbreitet, und obgleich die Pariser Polizei das Publikum aushorchte und arretierte, blieb es unbotmäſsig und revolutionär. — Voltaire, der in Ferney doch etwas abseits von der öffentlichen Meinung der Hauptstadt lebte, hielt damals noch an seinem Bunde mit Maupeou fest und glaubte, daſs der Kanzler ein Reformator sei. — Es dürfte ihn allerdings etwas enttäuscht haben, daſs ihm trotz seiner Schriften und Suppliken die Aufhebung der Hörigkeit für die Bauern von Saint-Claude von Maupeou verweigert wurde. Auch Maupeous Vorgehen gegen die Encyklopädisten muſste ihm Miſstrauen erwecken.

Nach etwa zwölfjähriger Pause waren nämlich soeben die letzten zehn Bände der Encyklopädie erschienen. Wie bereits erwähnt, war seit 1759 das Werk offiziell verboten. Seit jener Zeit hatte Diderot, ohne d'Alembert, auf eine schweigende Erlaubnis der Regierung hin, an der Fertigstellung seines Lebenswerkes gearbeitet. Er allein war der Redakteur, welcher die Beiträge der Mitarbeiter durchsah, korrigierte und ergänzte. Als

er das Werk vollendet glaubte, sollte ihn ein Schlag treffen, der ihn an den Rand der Verzweiflung brachte. Die Verleger der Encyklopädie, Le Breton und Briasson, fürchtend, das Buch könne ihnen, trotz der stillschweigend zugestandenen Duldung der Regierung Ungelegenheiten verursachen, hatten sich herausgenommen, die letzten druckfertigen Manuskripte, die Diderot ihnen von jedem Artikel zugeschickt, »harmlos« machen zu lassen. Nach vollzogener Verstümmelung waren die Originale dann verbrannt worden. Als Diderot den Druck des letzten der zehn Bände beginnen wollte, bemerkte er beim Konsultieren eines Artikels in einem der vorhergehenden Bände den Vertrauensbruch. Sprachlos vor Staunen las er an vielen Stellen das Gegenteil von dem, was er und seine Mitarbeiter geschrieben. Er war wie vernichtet und sein erster Gedanke, das Unerhörte in alle Welt zu rufen, um die Fälschung von sich abzuwälzen. D'Alembert, Grimm und die Verleger beruhigten ihn dann nach und nach: der Verkauf der Encyklopädie, sagten sie ihm, würde unmöglich sein, wenn er die Fälschung bekannt mache. Diderot gab am Ende nach. — So geschah es, daſs der letzte der zehn Bände ebenso verstümmelt gedruckt wurde wie die anderen, und daſs alle zusammen im Jahre 1772 auf den Markt kamen. Das Publikum hat die Fälschung der Artikel nicht bemerkt. — Friedrich dem Groſsen jedoch, der ein genauer Leser war, entging der Unterschied zwischen den sieben ersten Bänden der Encyklopädie und diesen zehn letzten nicht, und ganz erstaunt rief er aus: »Mais quelle circonspection dans les articles qui regardent la foi!« Die Encyklopädie — in ihrer endgültigen Gestalt war also nicht dazu geeignet, der Philosophie in den nicht aufgeklärten Kreisen neue Anhänger zu gewinnen. Sie hatte durch die Aufhebung von 1759—72 auch bereits

viel an zündender Kraft verloren. — Um die Wirkung der Encyklopädie zu ersetzen, hatte Voltaire in erster Linie 1764 das »Dictionnaire Philosophique« herausgegeben, dann jährlich 10—20 Streitschriften veröffentlicht und endlich von 1770—1772 fünf Bände »Questions sur l'Encyclopédie«, herausgegeben, in denen er seine Argumente gegen die Kirche und das Dogma bis zum Überdrufs wiederholte.

Gegen die zehn letzten Bände der Diderotschen Encyklopädie nun ging Maupeou, zu dessen Ressort die Bücherzensur gehörte, vor: er liefs, was ihm an Exemplaren in die Hände fiel, konfiszieren und in der Bastille vermauern.

Diese Mafsregel mochte Voltaire verstimmen, sie löste ihn jedoch noch nicht von Maupeou.

Sehend, dafs die Parlamentsräte, die Advokaten mit dem Kanzler Frieden schlossen, beglückwünschte er ihn zu seinem Siege und widmete ihm Verse, die in Paris parodiert wurden und bei dem Herzog von Choiseul in Chanteloup Entrüstung wachriefen.

Hatte Voltaire die Befreiung der Hörigen von Saint-Claude bei Maupeou nicht erreicht, so gewann er wenigstens den Prozefs der Montbailli. — Am 8. April 1772 erklärte der Conseil Supérieur von Arras, dem der Staatsrat das erneute Verfahren gegen die Montbailli übertragen hatte: Sohn und Schwiegertochter hätten die alte Mutter nicht ermordet, ein Mord liege überhaupt nicht vor; die alte Frau sei natürlichen Todes gestorben. Da der Mann bereits als Unschuldigverurteilter in ein besseres Jenseits befördert war, konnte der Gerichtshof in Arras der überlebenden Witwe allerdings nur sein verspätetes Sprüchlein: Nichtschuldig, geben. Die Stadt Saint-Omer jedoch gewährte ihr eine Pension. So hatte auch diese Sache, dank Voltaires Eintreten einen verhältnismäfsig

guten Ausgang. An Bedeutung stand sie freilich weit hinter den Calas- und Sirvenprozessen zurück. Doch wurde anläfslich des Falles Montbailli, auf Voltaires Betreiben eine gemeinnützige Mafsregel getroffen und die Gerichtsärzte des Bezirks von Arras aufgefordert, sich bei Leichenschauen aller wissenschaftlichen Hilfsmittel zu bedienen, um die Natur des Falles sicher festzustellen.

Ehe der Prozefs der Montbailli beendigt, stand Voltaire bereits in einer neuen gerichtlichen Fehde: Er unterstützte den Kanzler in dem grofsen Skandalprozefs de Morangiès. Er that dieses einfach aus Hafs gegen die alten Parlamente. Es handelte sich in dem Prozefs Morangiès um eine Summe von 300000 Livres, die eine bürgerliche Familie Véron dem Grafen Morangiès gegeben zu haben erklärte, und die jener erhalten zu haben bestritt. Der Prozefs, der an und für sich ein Interesse nur für die direkt daran Beteiligten hatte, erhielt durch den zwischen der Krone und dem alten Pariser Parlament bestehenden Konflikt eine prinzipielle Bedeutung. Das Publikum ergriff daher von vorne herein Partei für die bürgerliche Familie Véron, es erklärte den von Maupeou gebildeten Pariser Conseil Supérieur für ein Hofparlament, das grundsätzlich den Prozefs gegen die bürgerliche Partei und zu Gunsten des adligen Grafen entscheiden werde.

Es verlangte stürmisch nach den alten Parlamenten, die das letzte Bollwerk gegen den Absolutismus, die letzte Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit gewesen seien.

Der Conseil Supérieur that alles, um das Publikum vollends gegen sich aufzubringen. Völlig ungesetzliche Vorgänge trugen sich Anfang April 1772 zu, als in mehrtägigen Sitzungen der Fall Morangiès-Véron vor dem Conseil Supérieur verhandelt wurde.

So geschah es z. B., dafs, um den Standesgenossen Morangiès zu unterstützen und den Verteidiger der bürgerlichen Véron zu verwirren, etwa hundert junge Leute von Adel, Fähnriche und Offiziere, in den Sitzungssaal hereinstürmten und, den Degen an der Seite, die Plätze der Advokaten einnahmen, den Verteidiger der Familie Véron beschimpften und ihm auf sein Amtskleid spieen. — Der Advokat, seiner Rolle gewachsen, liefs sich nicht einschüchtern, hielt seine Rede unerschüttert und beantragte die Verhaftung des Grafen, wegen Aufstiftung falscher Zeugen. — Der Gerichtshof liefs den Grafen sich entfernen, ehe der Antrag des Verteidigers der Véron angenommen war und übertrug die Sache einer anderen Behörde, dem Baillage du Palais, einem Pariser Stadtgericht, das besondere Gerechtsame hatte und deshalb die Untersuchungen gegen die in seinem Amtsbezirk lebende Familie Véron wieder aufnehmen sollte. —

Aufser dem berühmten Advokaten Linguet war auch Voltaire der Verteidiger des Grafen Morangiès, mit dessen Familie er von früher her bekannt.

Er schrieb während der Dauer des Prozesses elf Pamphlete für ihn, von denen »l'Essai sur les probabilités en fait de justice« das bedeutendste ist. Aber es reicht bei weitem nicht an die Verteidigungsschriften für die Calas und Sirven heran. War Voltaire diesmal doch von der Unschuld seines Klienten durchaus nicht felsenfest überzeugt und ging weit mehr aus Hafs gegen die alten Parlamente wie aus empörter Gerechtigkeitsliebe ins Zeug. — Das fühlte er selbst, und das fühlten auch die Zeitgenossen. Grimm sagte darüber, trotz all seiner Hochachtung für Voltaire, sehr scharf: »Monsieur de Voltaire se trouve atteint et convaincu depuis quelque temps d'une

singulière lâcheté, d'une pusillanimité impardonnable. Il bravait l'ancien Parlement, en s'exposant plus d'une fois avec courage à son ressentiment; non seulement il ménage le nouveau, mais il porte la bassesse jusqu'à s'en faire le panégyriste dans la crainte d'en être persécuté sur le bord de la tombe.« — In letzterem irrte sich Grimm; Voltaire hatte damals keine Verfolgung zu befürchten. Es zeigte sich bei dem Prozesse Morangiès nur, was wir bereits in der Einleitung *) erwähnt, dafs Voltaire ein Anhänger jeder Macht gewesen, welche den Fanatismus bekämpfte oder ihn zu bekämpfen schien.

Das Jahr 1772 giebt uns für diese Eigenart Voltaires einen neuen Beweis.

Die erste Teilung Polens wurde am 2. September 1772 von Rufsland, Preufsen und Österreich vollzogen. Voltaire, der seit fast zehn Jahren mit der Kaiserin Katharina II. in lebhaftem und geradezu vertraulichem Briefwechsel stand, wünschte ihr dazu von Herzen Glück. Er betrachtet diese Teilung als einen Kulturfortschritt, nicht als einen Gewaltakt. Und er urteilte so, weil sowohl Friedrich wie Katharina in den polnischen Gebieten, die ihnen zufielen, Glaubensfreiheit und religiöse Toleranz einzuführen gesinnt waren. Nun sollten in Polen die Verfolgungen der Dissidenten — d. h. Protestanten, Griechisch-Katholischen und Juden — ein Ende finden. Hiermit war für Voltaire der Standpunkt gegeben, von dem aus allein er die Rolle Rufslands und Preufsens bei diesem Ereignis beurteilen konnte. Die Gewinnung von religiöser Duldung und Aufklärung schien ihm selbst durch das Aufgeben nationaler Selbständigkeit nicht zu teuer erkauft.

*) Vgl. Einleitung S. 66. 67.



M[lle] Clairon.

War dieser Standpunkt einseitig, so hat diese Einseitigkeit zugleich auch die Einheitlichkeit von Voltaires Lebenswerk bewirkt und bedeutend zu seiner Gröſse beigetragen.

Er hatte während seiner Prozesse und halbpolitischen Kämpfe übrigens noch Zeit gefunden, zwei Dramen zu schreiben, »Les Pélopides« und »Les Lois de Minos« — die wir heute ebensowenig wie »Les Scythes« genieſsen können, die damals aber, als von Ferney kommend und Toleranzideen in verdünnter Form darbietend, achtungsvoll aufgenommen wurden. Des greisen Voltaire Vorliebe für das Theater war noch ebenso lebhaft wie früher, und Ende des Jahres 1772 beherbergte er den Schauspieler Lekain zum zweitenmal bei sich.

Der Musentempel, der 1766 auf Voltaires Betreiben in Genf für die französische Gesandtschaft errichtet worden, war im Jahre 1768 abgebrannt, was Voltaire in der »Guerre de Genève« auf ein von Rousseau angestiftetes Komplott zurückführte. Jetzt spielte Lekain in Châtelaine bei Ferney, auf französischem Gebiet, und dem Verbot des hohen Rates zum Trotz kamen die Genfer in hellen Haufen dorthin angerückt.

Liebte Voltaire Theater und Schauspieler, so war diese Neigung eine gegenseitige. Bedürfte es noch eines Beweises dafür, man fände ihn in einer Huldigungsfeier, die im Herbst 1772 bei Voltaires begeisterter Verehrerin, der Schauspielerin Mademoiselle Clairon, veranstaltet wurde. An einem ihrer regelmäſsigen Dienstage krönte sie, von ihren Freunden umgeben, eine Büste Voltaires mit Lorbeer und sprach huldigende Verse dazu.

Das Jahr 1772 wie das Vorjahr schloſs mit einem Todesfall unter Voltaires Freunden. Während der

Feste, die für Lekain in Ferney gegeben wurden, starb Voltaires alter Freund Thieriot, der gerade kein sehr nützliches Leben hinter sich hatte; war er doch meistens müssig und mehr oder weniger ein Parasit gewesen. Da er seit 1713 jedoch innig mit dem Leben Voltaires verwachsen war, ging mit ihm gewissermaſsen ein Stück von Voltaires Existenz dahin.





Zweiundzwanzigstes Kapitel.

1773.

Der Fall Morangiès. — Voltaire giebt Maupeou auf. — Die Rehabilitierung des Grafen Lally.

Die Liste der Toten wurde immer länger. 1773 brachte den Hingang Pirons, mit dem Voltaire seit 1736 unaufhörlich Epigramme getauscht.

Grimm meint in seiner litterarischen Korrespondenz sogar, Piron habe mehr Geist gehabt als Voltaire, und sagt darüber: »Il était sûr d'avoir les rieurs de son côté. Personne n'était en état de soutenir un assaut avec lui; il avait la repartie terrassante, prompte comme l'éclair et plus terrible que l'attaque. Voilà pourquoi Monsieur de Voltaire craignait toujours la rencontre de Piron parce que tout son brillant n'était pas à l'épreuve des traits de ce combattant terrible.«

Das ganze Jahr 1773 verging Voltaire in Prozessen, Kämpfen und litterarischen Fehden. Am 28. Mai 1773 fällte das Baillage du Palais, an welches der Prozefs Morangiès überwiesen war, das Urteil Schuldig gegen den Grafen. Dessen Familie, in ihren Adelsvorurteilen getroffen, — wie konnte ein Graf von Morangiès gegen eine gewöhnliche Bürgerfamilie

Unrecht haben? — appellierte nun an den Conseil Supérieur. Und dieser erklärte am 3. September 1773, dafs der Graf im Recht und die Familie Véron im Unrecht sei. — Voltaire stellte in seiner Korrespondenz auch dieses Urteil als eine Frucht der Maupeouschen Parlamentsreform, als ein treues Spiegelbild der öffentlichen Meinung hin, ein Irrtum, der ihm nur in Ferney, weit von der Hauptstadt, passieren konnte.

Derb mufste sich Voltaire daher von Grimm über sein Eintreten für Morangiès die Wahrheit sagen lassen: »Le Patriarche,« schreibt ersterer, »a manqué d'une vertu cardinale, c'est-à-dire de prudence en se mêlant très indiscrètement de la vilaine affaire du comte de Morangiès.« — Und ein anderes Mal spricht Grimm von dem, »was der Patriarch über den schmachvollen Prozefs faselt«. —

Seit dem Prozesse Morangiès verzichtete jedoch auch Voltaire darauf, dem Kanzler Maupeou weitere Heeresfolge zu leisten. In dem berümten Prozefs, den Beaumarchais von 1771—1776 gegen den Parlamentsrat Goezmann führte, konnte Voltaire sich der Einsicht nicht mehr verschliefsen, dafs die Conseils Supérieurs keine Verbesserung seien, und dafs die Versprechen einer besseren, billigeren und rascheren Rechtspflege, der Abschaffung der Tortur, mit denen Maupeou Voltaire einst geködert, nie zu Wirklichkeiten werden würden. Durch Beaumarchais, der in Bezug auf Kühnheit und zähes Prozessieren Blut von Voltaires Blut und Bein von seinem Beine war, drangen Einzelheiten über die französische Rechtspflege in die Öffentlichkeit, welche die Schadhaftigkeit des alten Rechtsgebäudes auch nach der Maupeouschen Reform klar hervortreten liefsen.

Voltaire erklärte sich darauf zum Gegner der neuen, wie der alten Parlamente, und seine Korrespondenz

von 1773, 1774 legt von dieser Sinnesänderung deutliches Zeugnis ab.

Kaum war der Morangiès-Prozefs beendigt, so unternahm Voltaire eine neue Aufgabe: die Ehrenrettung des Grafen Lally. Der Graf Lally war ein Opfer der französisch-indischen Kolonialpolitik. Während des Siebenjährigen Krieges beauftragt, die französischen Besitzungen in Vorderindien zu beschützen, war er, da Frankreich in diesem unglücklichen Feldzuge alle Gelder auf den europäischen Landkrieg verwendete, die indischen und amerikanischen Kolonieen aber den wohlgeleiteten, englischen Angriffen überliefs, dort in äufserst schwieriger Lage gewesen. Am 2. Mai 1757 Frankreich verlassend, war Graf Lally am 28. April 1758 in der französischen Hauptkolonie, Pondichery, angelangt. Es glückte ihm zuerst, die Engländer von der Küste Coromandel zu vertreiben. Dann aber begannen die Mifserfolge. Ohne Geld, ohne Verstärkungen, wurde er nur widerwillig und schlecht von dem Flottenführer, dem Grafen d'Aché, unterstützt, der sich der unumschränkten Macht des Grafen Lally als militärischer und Civilgouverneur nicht fügen wollte. Die Civilverwaltung der Kolonie war vielleicht der schwerere Teil seiner Aufgabe, weil der General Lally sich dort auf Schritt und Tritt an die bisher ziemlich unbeschränkte Herrschaft der französisch-indischen Handelsgesellschaft stiefs. Dieselbe regierte durch ungetreue und gewaltthätige Beamte; Graf Lally seinerseits war ein heftiger und eigenmächtiger Charakter. Daher setzte er sich auch da oft formell ins Unrecht, wo er sachlich recht hatte. Sein schlimmster Gegner war aber nicht die Handelskompagnie, sondern der bisherige Statthalter, Duval de Leyrit, den die französische Regierung, obgleich Graf Lally ihn in seinen Funktionen als Civilgouverneur ersetzen sollte, doch nicht abberufen

hatte. — Überall auf Widerststand stofsend, ohne Geldmittel gelassen, warf Lally nach und nach 156000 Livres seines eigenen Vermögens in die Verteidigung des Landes. — Am Ende in Pondichery eingeschlossen und während heldenmütigen Widerstandes ausgehungert, mufste er am 16. Januar 1761 kapitulieren. Er selbst wie die Bewohner von Pondichery waren völlig ruiniert und die indisch-französischen Kolonieen verloren. Letzteres verzieh man ihm nicht. — Als Kriegsgefangener nach England gebracht, erhielt er auf sein Ehrenwort von England die Erlaubnis, sich zu seiner Verteidigung nach Paris zu begeben. Schlicht und würdig trat er dort auf. Er reichte eine Denkschrift ein und liefs die Schmähblätter, die ihn angriffen, ohne Entgegnung. Lallys Denkschrift legte besonders die Betrügereien, die Unbotmäfsigkeit der indischen Handelsgesellschaft an den Tag, verletzte daher viele Interessen, bedrohte viele Geldbeutel. — Die Inhaber der letzteren beschlossen also, Lally zu verderben. Da sie geschickt und einflufsreich waren, während Graf Lally nur ehrlich Thatsachen erzählte, setzten sie es durch, dafs der Graf in Paris im Jahre 1762 verhaftet und in die Bastille geschickt wurde. Dort blieb er 15 Monate. Erst 1764 kam die Sache vor das Pariser Parlament, und die Herren vom grünen Tisch, von denen viele kaum eine Ahnung von der geographischen Lage Pondicherys, sicher aber keine genügende Kenntnis der indischen Verhältnisse und der französisch-indischen Zustände hatten, die Herren vom grünen Tisch beurteilten nun aus der Ferne, was Graf Lally gethan oder was er hätte thun sollen. — Der Ausgang dieses Verfahrens war vorauszusehen: Der Parlamentsrat P a s q u i e r — uns bereits aus dem Prozefs La Barre bekannt — war Referent für den Fall Lally und klagte den Grafen des Vaterlandsverrates, des Einverständ-

nisses mit den Engländern und der Erpressung an. Daſs Graf Lally sein Vermögen dem Vaterlande geopfert, ward nicht erwähnt. Er erhielt nicht einmal einen Anwalt zu seiner Verteidigung.

Obgleich dem Grafen kein Landesverrat zu beweisen war, erklärte das alte Pariser Parlament am 6. Mai 1766, der Graf »habe die Interessen des Königs nicht wahrgenommen«, und verurteilte ihn zum Tode. Graf Lally wollte ein rasches Ende machen und versuchte, sich selbst zu töten. — Der Versuch miſslang, er muſste den Marterweg, der aufs Schaffot führte, beschreiten.

Voltaire, mit den Schäden der damaligen Parlamente bekannt, über den gewaltthätigen Charakter Pasquiers durch den Prozeſs La Barre und die ihm persönlich angedrohten Verfolgungen unterrichtet, sah damals bereits in der Hinrichtung Lallys einen Justizmord. Schon im Jahre 1766 lieſs er ein Schreiben zu Gunsten Lallys in Paris cirkulieren, das verloren gegangen ist, und in seiner »Histoire du Règne de Louis XV.«, die 1768 neu herauskam, widmete er dem Fall Lally ein Kapitel. Auch in seiner »Histoire du Parlement de Paris« sprach er sich miſsbilligend über das Verfahren des Parlaments in dieser Sache aus.

Voltaire konnte jedoch nur in der öffentlichen Meinung für den Grafen Lally Stimmung machen, eine Ehrenrettung desselben muſste dessen Familie unternehmen. — Sie faſste diesen Entschluſs im Jahre 1773. Der Sohn des Grafen Lally wandte sich damals an den Mann der Calas und Sirven, an Voltaire, damit er ihm in diesem Kampf beistehe. Voltaire, im August 1773 zur Mitwirkung bei der Ehrenrettung Lallys aufgefordert, sagte ja. Dem jungen, bei Hofe gut empfohlenen Grafen Lally fiel die für Voltaire

schwierig gewordene Aufgabe zu, die Unterstützung des Kanzlers Maupeou für diese Sache zu gewinnen.

Voltaire mit seiner rüstigen Feder schrieb die »Fragments sur l'Inde et sur le Général Lally«, in denen er mit dramatischer Kraft die Vorgänge im fernen, heifsen Indien, die Opfer, die Lally gebracht, den Lohn, den er gefunden, zusammenfafste, und so an die öffentliche Meinung appellierte, welche hier, wie bei den Prozessen der Calas und Sirven ihren Druck ausüben sollte, um von der Regierung Gerechtigkeit zu erzwingen. — Erst im Jahre 1778, ganz kurz vor Voltaires Tode wurde das Urteil des Parlaments in Sachen Lallys kassiert; durch volle fünf Jahre zog sich also dieser letzte, grofse Prozefs, an dem Voltaire beteiligt war, hin. Wer aber drei Jahre um die Calas, neun Jahre um die Sirven gearbeitet hatte, den konnte eine letzte Probe der Geduld und Zähigkeit nicht schrecken.

Grimm, der bei dieser Gelegenheit wieder ganz auf Voltaires Seite trat, sagte — und das klingt fast wie eine Abbitte wegen seines harten Urteils über Voltaires Verhalten in dem Prozesse Morangiès:

»Aucun écrivain n'a jamais employé sa plume aussi souvent que Monsieur de Voltaire à la défense des infortunés et particulièrement des tristes victimes du fanatisme et de l'esprit de parti. Quand il se serait trompé quelquefois sur les causes qu'il a entreprises, un zèle si bienfaisant est sans doute le plus digne hommage que le poète de l'humanité pût rendre à la vertu.«

Um diese Zeit beendete Pigalle seine Statue Voltaires. Er hatte den eigentümlichen Gedanken gehabt, den doch schon bejahrten Patriarchen von Ferney in griechischen Faltenwurf zu drapieren. So war denn eine Bildsäule entstanden — sie befindet sich heute in



Voltaire. Statue von Pigalle.

der Académie Française, die als »Le Squelette de Voltaire« allgemeines Entsetzen hervorrief. — Ein Bewunderer sagte freilich darüber:

Rien ne change sur la terre
Que de forme et de nom,
Les Payens nommaient Apollon
Le Dieu que nous nommons Voltaire.

Das konnte aber nur auf die geistige Ähnlichkeit zwischen Poeten gehen. Und folgendes Spottverslein kennzeichnet das allgemeine Urteil weit besser:

Voici l'auteur de l'Ingénu,
Monsieur Pigal nous l'offre nu;
Monsieur Fréron le drapera (wird ihn zurichten)
Alléluia!

So beschäftigte Voltaire die öffentliche Meinung unablässig.

Blättert man die litterarischen Zeitschriften der Epoche durch, so zeigt sich, wie über jedes seiner Werke darin berichtet wird, und auch die, welche seine Ansichten nicht teilen, lesen ihn und erkennen an, daſs er es versteht, immer und immer wieder zu fesseln. Was er schrieb, wurde kritisiert, was er sagte, kolportiert, was ihm geschah, kommentiert. — Er gehörte den Kritikern und Litteraten, den Malern und Bildhauern. So entstand denn ein bunter Haufen von Anekdoten und Bildchen um Voltaire, und wie sehr er bei Gelegenheit sich auch ärgern mochte, im Herzen war er ganz vergnügt, so voll und ganz im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu stehen. — Um Rousseau, den einstigen Rivalen, war es still geworden. Er lebte zurückgezogen und dürftig in Paris, kopierte Noten, wurde durch die Freundschaft eines begeisterten Verehrers, Bernardins de Saint-Pierre, getröstet, glitt aber immer tiefer in Wahn und schrieb in Furcht und Haſs seine beiden Vermächtnisse: »Rousseau, juge de Jean Jaques«

und die »Lettre à tout Français aimant la liberté«. — Die öffentliche Meinung im grofsen beschäftigte und beherrschte Rousseau seit 1768 nicht mehr.

Voltaire kamen die Pariser Gerüchte, der Scherz, der sich an seinen Namen hängte, das Echo, das jedes seiner Worte fand, in dem aufblühenden Ferney zu. Obgleich Voltaires Gesundheit ihm seit einiger Zeit nicht mehr gestattete, die Ferneyer Geselligkeit in demselben Mafse zu üben wie bisher, obgleich er für die Menge der Neugierigen nur schwer sichtbar war, das Präsidieren auch bei der Abendtafel jetzt Madame Denis überliefs und für sich selbst ein strenges Régime befolgte, so kam immer noch genug Besuch nach Ferney. Das Schlofs, in dem eine stattliche Anzahl von Bildern und Statuen von Voltaires Kunstsinn zeugten, der schöne Park, der wohlgeflegte Garten, mit grünenden Gängen, Hecken und Lauben waren schon an und für sich sehenswert. — Ein kleines Heiligtum hatte Voltaire sich dort ganz für sich bewahrt; es war ein frischer Rasenfleck unter einer alten Linde, deren Zweige bis an die grünen Hecken reichten, die sie von allen Seiten einschlossen. In dieser Laube pflegte Voltaire auf einer Rasenbank zu sitzen, wenn er zu Fufs die Runde durch sein Besitztum, die Obst- und Gemüsegärten gemacht oder Feld, Dorf und Weinberge abgefahren hatte. Lesend, schreibend oder sinnend ruhte er dort, sein Sekretär Wagnière mochte ihm wohl hierhin folgen, sonst aber war »Le cabinet de Monsieur de Voltaire« — dem vulgus profanum untersagt. Und aus diesem grünen, lieblichen Fleck Natur schwirrten die geflügelten, kampfesfrohen Schriften hervor, die Paris wie ein Wespenschwarm überfielen. — Auch frohes Kinderlachen tönte in Ferney; die kleine Dupuits, Marie Corneilles Tochter, wohnte mit ihren



Père Adam. Voltaire. Madame Denis.

Das Frühstück in Ferney.

(Nach Huber.)

Eltern ja ganz in der Nähe, und die Kinder des Sekretärs Wagnière hatten bei Voltaire alle Freiheit. Voltaire beschäftigte sich gerne mit ihnen, beantwortete ihre tausend Fragen und liefs sie auf einem ausgestopften Leoparden in seiner Bibliothek herumklettern. — Obgleich achtzigjährig, hatte Voltaire sich das späte Schlafengehen noch nicht abgewöhnt, und wenn der Schlaf um Mitternacht nicht kommen wollte, begann er zu arbeiten, und rief sogar seinen Sekretär zu ganz ungewöhnlichen Stunden. Ging Voltaire spät schlafen, so hatte er allerdings auch die Gewohnheit, nicht vor 12 Uhr aufzustehen. Doch war dieses bei Voltaire nicht gleichbedeutend mit Nichtsthun; er arbeitete und diktierte im Bett, er empfing dort Besuch, wenn er sich nicht wohl fühlte. — Geistige Arbeit, weltliche Beschäftigung, die Verwaltung von Ferney, die Bewältigung der grofsen Korrespondenz, das alles füllte ihm den Tag völlig aus und war mehr, als gewöhnliche Schultern von 80 Jahren zu tragen vermögen.





Dreiundzwanzigstes Kapitel.

1774—1777.

Turgot Generalfinanzkontrolleur. — Voltaire setzt die Steuerreformen für das Pays de Gex durch. — Turgots Sturz. — Joseph von Österreich. — Reine de Varicourt.

Am 10. Mai 1774 starb König Ludwig XV. Der französische Geschichtschreiber Henri Martin nennt ihn »l'immonde vieillard«. Mit vollem Recht; er war seit mehr als zwanzig Jahren nur noch ein Wüstling gewesen.

Nach aufsen hin lagen die Verhältnisse des Landes schlecht. — Frankreichs europäische Grofsmachtstellung war seit dem Pariser Frieden von 1763 erschüttert. Seine Kolonieen in Indien und Amerika hatte ihm England entrissen; im Siebenjährigen Kriege war es Österreich vergebens zu Hilfe geeilt. Das kleine Preufsen hatte ihm bei Rofsbach eine empfindliche Niederlage bereitet. Die erste Teilung Polens, 1772, war ohne seinen Rat, ohne seine Mitwirkung vollzogen worden.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Frankreichs sahen nicht besser aus.

Die Verschwendung des Hofes hatte in den letzten



Ludwig XVI.

Jahren ein Defizit von über 70 Millionen geschaffen; die Einkünfte der folgenden Jahre waren teilweise oder ganz vorweggenommen worden.

Seit dem Frieden von Paris versuchten Regierung wie Private — so z. B. der Herzog von Choiseul in Chanteloup — der Landwirtschaft Frankreichs durch teilweisen Steuererlafs, durch Einführung neuer Ackerbaumethoden und neuer Maschinen aufzuhelfen. Um den durch häufige Mifsernten verursachten Hungersnöten vorzubeugen, war seit 1764 die freie Getreideeinfuhr nach Frankreich gestattet.

Da jedoch öfters Mifsernten auch im Auslande eintraten, hatte diese Mafsregel nicht immer den gewünschten Erfolg.

Sie fand ihn um so weniger, als der damalige Generalfinanzkontrolleur, der Abbé Terray, ein völlig gewissenloser Charakter, die zeitweiligen Teuerungen in Frankreich dadurch verschärfte, dafs er den Preis des Getreides durch Spekulationen künstlich steigerte. — Aus diesen Spekulationen zog die verschuldete Regierung pekuniären Vorteil.

Der Abbé Terray hatte, um Geld zu machen, auch zu der Konversion von Renten, Zwangsanleihen und Steuererhöhungen gegriffen.

Da Terray ein Geschöpf des Kanzlers Maupeou war, und da die von Maupeou neu gebildeten Parlamente wiederum von dem Kanzler abhingen, wurden die neuen Steuererlässe von dem Pariser Conseil Supérieur anstandslos eingetragen.

Die wirtschaftliche Not Frankreichs im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nun trug mächtig dazu bei, die sozialistischen Ideen Rousseaus dort zu verbreiten.

So waren es denn schwierige, innere Verhältnisse, denen der neue König gegenüber stand. Ludwig XVI.

besafs persönlich wenig, was die Franzosen gewinnen konnte, er war weder königlich im Äufseren, noch redegewandt, noch witzig. — Haustugenden waren ihm eigen, eine gewisse Gutherzigkeit und Empfindsamkeit, doch fehlten ihm Energie und Charakter. — Weil man aber wufste, er sei gütig, sparsam und in seinem Privatleben sauber, so kam die öffentliche Meinung ihm bei seiner Thronbesteigung doch durchaus entgegen. — Weniger der Königin. — Ihre Heirat mit Ludwig XVI., damals Dauphin, war allerdings unter dem Ministerium des beliebten Herzogs von Choiseul geschlossen worden, und dafs die Partei der Dubarry die Dauphine von Anfang an gehafst, konnte sie dem Publikum nur sympathisch machen. Marie Antoinette war jedoch Österreicherin, daher liefs Frankreich sie die Verluste und Leiden, welche der Siebenjährige Krieg ihm gebracht, entgelten. Schlecht erzogen und sehr unwissend, ein Kind des ersten Gefühls, beging sie dazu Unvorsichtigkeiten, aus denen Böswillige leicht Vergehen machen konnten. Vor allem war sie verschwenderisch, und eine verschwenderische Königin war um jene Zeit allerdings ein Unglück für Frankreich.

Zwei Mafsregeln hätten das Land aller Wahrscheinlichkeit nach noch retten und der französischen Revolution damals vielleicht noch vorbeugen können.

Die Versammlung der Generallandstände*), um über die wirtschaftlichen Zustände des Landes zu beraten; die Wiederberufung Choiseuls, um das verlorene Prestige Frankreichs im Auslande wieder herzustellen.

Niemand riet dem König die erstere Mafsregel, die ihn einer grofsen Verantwortung enthoben hätte; die

*) Vgl. Einleitung S. 10. 12. 13.



Finanzminister Turgot.

zweite unterliefs Ludwig XVI. aus persönlicher Abneigung gegen Choiseul.

Auf den verantwortlichen Posten des Premierministers berief er den Grafen Maurepas, einen Mann der Regentschaft, damals 73 Jahre alt. Oberflächlich und gewandt, übernahm er die Führung der verwickelten Staatsgeschäfte, behielt jedoch vorläufig Maupeou als Kanzler, den Abbé Terray als Generalfinanzkontrolleur bei, was ihm nicht gerade die Sympathieen des Publikums gewann.—Obgleich der König bei seiner Thronbesteigung eine aufserordentliche That gethan und auf die Erhebung der Steuern verzichtet hatte, die als droit de joyeux avènement und als droit de la ceinture de la Reine von ihm und Marie Antoinette bei dieser Gelegenheit hätten erhoben werden können, schien die Regierung daher in den alten Bahnen fortgehen zu sollen. Der König leistete bei seiner Krönung den hergebrachten Eid, er werde die Ketzerei vertilgen, und, von Maupeou und der hohen Geistlichkeit beherrscht, schien er den Forderungen der Zeit nicht in dem Mafse Rechnung tragen zu wollen, wie das Interesse des Landes und sein eigenes Interesse es verlangten. — Etwas über drei Monate gingen in diesem alten Kurs hin, da geschah, von dem Premierminister Maurepas ausgehend, eine Änderung, welche dieser glatte Allerweltsdiener den »Liebhabereien der Menge« glaubte zugestehen zu können. — Maupeou und Terray opfernd, weil sie gehafst wurden und ihm das Regieren erschwerten, berief er den Intendanten Turgot zuerst als Marineminister, dann als Generalfinanzkontrolleur in das Ministerium.

So tritt die Gestalt des edlen Turgot auf die Bühne.

Anne Robert Jacques Turgot, Baron de l'Aulne, war der Sohn eines früheren Oberbürgermeisters von Paris. Als ein jüngerer Sohn ward er

zur geistlichen Laufbahn bestimmt. Es hätte also in Turgots Macht gestanden, ein kleiner, leichtfertiger Abt und reicher Pfründner zu werden. Das lag nicht in seinem Charakter. Er nahm seine geistlichen Pflichten sehr ernst, trat in das Priesterseminar von Saint-Sulpice und wurde dann als gelehrter Theolog Mitglied der Sorbonne. Im Jahre 1750 hielt er als Prior der Sorbonne zwei bemerkenswerte Reden, in denen er als seine Überzeugung aussprach, die Entwicklung, der Fortschritt beherrsche die Welt, und alle Einrichtungen, die Menschen geschaffen, müfsten fortwährender Prüfung unterzogen werden, um den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen. Wer nichtzeitgemäfse Einrichtungen unduldsam aufrechterhalte, könne nur Revolutionen ernten. — Zugleich erklärte er die Menschheit für durchaus entwickelungsfähig und versprach sich von ihrer Aufklärung, ihrer wissenschaftlichen Erziehung viel. — So stand Turgot auf Voltaires Standpunkt, wenn er die Kultur für eine Errungenschaft und eine Wohlthat der Menschheit ansah. — Dafs sie trotzdem für viele auch ein Fluch und eine Quelle schreiender Ungerechtigkeit und Ungleichheit werde, leugnete Turgot nicht. Er erkannte an, dafs hier Rousseaus stärkstes Argument gegen die Civilisation liege. Er hoffte aber über die damalige Zeit hinaus und war entschlossen, persönlich alles zu thun, um bereits damals die gröfsten Härten dieser Ungerechtigkeit zu mildern. — Da ein Prior, der solchen Anschauungen huldigte, nicht Mitglied der orthodoxen Sorbonne bleiben konnte, gab Turgot 1751 die geistliche Laufbahn auf und ging in die Verwaltungscarriere über. 1753 war er bereits Maître des Requêtes am Pariser Parlament, 1761 Intendant im Limousin, wo er, geliebt und geachtet, seine Provinz nach modernen Grundsätzen verwaltete.

Seit 1755 war Turgot mit den Philosophen befreundet, für die er mehrere Beiträge zur Encyklopädie schrieb und stand in regem Briefwechsel mit Voltaire.

Der neue Generalfinanzkontrolleur legte dem Könige nun sein Programm in einem Schreiben dar, das berühmt geworden.

»C'est à Votre Majesté personnellement«, sagte er darin, »à l'homme honnête, à l'homme juste et bon que je m'adresse.« Turgot wünschte, in Frankreich eine Konstitution errichtet zu sehen. Dieselbe sollte jedem Staatsbürger freie Ausübung seiner Religion gewähren, Freiheit seiner Person, Sicherheit seines Besitzes. —

Auf diese Art gedachte Turgot den willkürlichen Verhaftungen durch Lettre de cachet und den willkürlichen Konfiskationen ein Ende zu machen. Die Steuern waren, nach Turgots Ansicht, auf alle drei Stände nach Maſsgabe ihres Vermögens und Einkommens zu verteilen, die Zollgrenzen zwischen den französischen Provinzen für den Getreidehandel zu beseitigen, das Salzmonopol aufzuheben, die Frondienste der Bauern abzuschaffen, der Heerdienst der ländlichen und städtischen Arbeiterbevölkerung zu verringern.

Die alte Zunftorganisation sollte die Entwickelung der Industrie nicht länger hindern; die Überzahl der Hofämter beschränkt werden; allgemeiner, obligatorischer Elementarschulunterricht Aufklärung und Wissen in den Massen verbreiten.

Auf die Beihilfe der Parlamente rechnete Turgot bei diesen Reformen nicht. Die neuen Parlamente waren willenlose Werkzeuge in der Hand der Krone gewesen. Die alten, welche gegen Turgots Wunsch bereits im Jahre 1774 nach Maupeous Sturz wieder-

hergestellt worden, hielt er für Herde des Fanatismus und als alte, konservative Körperschaften für seine Bestrebungen nur hinderlich. —

Was Turgot als sein Programm aufstellte, deckte sich Punkt für Punkt mit Voltaires Anschauungen.

Praktischen Nutzen gedachte Voltaire hieraus sofort auf wirtschaftlichem Gebiete zu ziehen.

Voltaire, seit Jahren mit Turgot bekannt, der ihn 1760 in Ferney besucht hatte, sagte sich, nun sei die Zeit gekommen, um seine längst geplanten Steuerreformen für das Pays de Gex durchzusetzen.

Er wünschte, daſs der Staat dem politisch zu Frankreich gehörenden, topographisch aber davon abgeschnittenen Ländchen, das bei seiner Ein- und Ausfuhr völlig auf Genf, d. h. das Ausland, angewiesen war, gegen jährliche Zahlung einer festen Summe freien Import und Export nach der Schweiz, sowie Aufhebung der indirekten Steuern gewähre.

Um Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände von Genf einführen, um Salz und Tabak frei beziehen zu können, um von den täglichen Plackereien der Steuercommis befreit zu sein, hatte Voltaire den Ständen des Pays de Gex vorgeschlagen, der Ferme Générale, die mit Frhebung der Zölle und indirekten Steuern betraut war. alljährlich 20000 Livres zu zahlen.

In zahlreichen Druckschriften und Schreiben legte Voltaire im Namen des Pays de Gex dem Generalfinanzkontrolleur und dem Staatsrat diese Reformpläne vor.

Er machte geltend, daſs die Ferme Générale trotz aller Zwackerei, die sie den Bewohnern von Gex angedeihen lieſs, dort niemals auf ihre Kosten komme, sondern mit einem jährlichen Defizit von 7000—8000 Livres abschlieſse.



Voltaire
inmitten der Landbevölkerung
von Ferney nach der Befreiung
des Pays de Gex.

Mit ungemeiner Rührigkeit verfolgte Voltaire während der Jahre 1774 und 1775 diese wirtschaftlichen Reformpläne.

Anfang Dezember 1775 genehmigte der Staatsrat das Projekt und gestattete dem Pays de Gex, sich für jährlich 30000 Livres, mehr als Voltaire gewünscht, von der Ferme Générale frei zu kaufen. Das Edikt des Staatsrates ging an den Intendanten der Provinz, Burgund, von dort an die Landstände von Gex, wo es am 12. Dezember 1775 unter Voltaires Befürwortung angenommen und in die Register des Burgundischen Parlaments eingetragen wurde.

Den Grundsätzen treu, welche er in seinem »Vierzigthalermann« aufgestellt, verlangte Voltaire, dafs auch die Industriellen und Kaufleute von Gex sich an der Aufbringung der 30000 Livres beteiligten.

Damit war im Kleinen ein Versuch gemacht, von dem Voltaire hoffte, er werde unter Turgots einsichtiger Leitung für ganz Frankreich als Vorbild dienen.

Hier, inmitten der Bauern und Handwerker von Ferney, von Gex ruft Voltaire die Erinnerung an den greisen Faust wach, dessen höchster Wunsch es war:

Auf freiem Lande unter freiem Volk zu stehen. —

Denn war die Ansiedelung Versoix durch die Feindseligkeit der Schweizer und die Unfähigkeit der französischen Regierung auch mifsglückt, so blühte Ferney täglich mehr auf. Wie bereits gesagt, bestand Ferney bei Voltaires Ankunft aus etwa 20 Familien, die in 7—8 dürftigen Hütten lebten. Am Anfang der siebziger Jahre befanden sich in Ferney 80 Häuser, von denen Voltaire 60 gebaut, und die Bevölkerung des ganzen Ferneyer Gebiets, Schlofs, Dorf und Aufsenwerke, soll 800 Köpfe betragen haben.

Während der Jahre 1774 und 1775 hauptsächlich mit der Regelung der ökonomischen Lage von Gex

beschäftigt, verfolgte Voltaire daneben die Rehabilitierung des Grafen Lally und vergafs auch die Abfassung von Pamphleten gegen die Kirche nicht.

Weniger zahlreich als in den Vorjahren, sind sie doch eben so scharf und gewandt geschrieben wie zuvor.

Im grofsen ganzen gingen diese beiden Jahre für Voltaire jedoch ziemlich ruhig hin. — Für Fremde wurde er immer schwerer zugänglich. — Sie mufsten sich jetzt oft damit bescheiden, im Vorzimmer auf ihn zu warten und Voltaire mit einer kurzen Grufsformel durch das von Bewunderern gebildete Spalier hindurchschreiten zu sehen. Freunde wurden aber nach wie vor gerne und gastfrei in Ferney empfangen. Bezog Voltaire doch seit Jahren ein Einkommen von 200000 Livres, das er trotz eines reichen und kostspieligen Haushaltes — für den er 40000 Livres ausgegeben haben soll — und trotz der vielen Ansprüche, die von aufsen an ihn herantraten, nicht verbraucht hat.

Im Anfange des Jahres 1776 entliefs Voltaire den Père Adam, der, scheint es, zänkisch und unerträglich geworden war, setzte ihm jedoch eine jährliche Pension aus. — Eine andere Gestalt, die mit Voltaires Leben eng verknüpft war, verschwand am 10. März 1776. Fréron, der hartnäckige, oft so geschickte Kritiker Voltaires, starb, nachdem ihm seine »Année littéraire« verboten war. Sein Tod mag den Patriarchen von Ferney lebhaft genug an die stürmische Zeit von 1760 erinnert haben, als die »Ecossaise« unter Beistand der philosophischen Scharen gegen Fréron den Sieg davontrug. — Immer mehr lichtete sich der Kreis der Zeitgenossen um Voltaire: die Gönner und Freunde seiner ersten Jugend, die Caumartin, de Maisons, Villette, waren längst dahingegangen, die Marquise du Châtelet Voltaire seit 1749 entrissen — die Des-

fontaines, Piron und Féron verschwanden; wann würde die Reihe an ihn kommen?

Wie vergänglich alles Irdische, sah Voltaire im Jahre 1776 an einem neuen Beispiel. — »Le règne de la vertu«, wie er die Amtsführung Turgots genannt, erreichte am 5. Mai 1776 bereits ihr Ende. — Obgleich die wiederhergestellten, alten Parlamente allen Reformen Turgots nach Kräften widerstrebten, hatte Turgot noch die Abschaffung der Zünfte und die Aufhebung der Fronden durchgesetzt.

Der König war es nicht, der den neuen Finanzminister stürzte. — Maurepas jedoch spann Ränke, schleuderte ein giftiges Pamphlet gegen Turgot, liefs Briefe fälschen, welche den König gegen ihn verstimmten, und diesen unehrlichen Mitteln gelang es, Turgot aus dem Sattel zu heben, ihn als einen Ehrgeizigen, einen Revolutionär hinzustellen und den Philosophen als Ratgeber der Krone unmöglich zu machen.

Voltaire, tiefbekümmert über Turgots Sturz, widmete dem in Ungnade Gefallenen die »Epître à un homme«, in welcher er Turgot folgendermafsen schildert:

Philosophe indulgent, ministre citoyen,
Qui ne cherchais le vrai que pour faire le bien;
Qui, d'un peuple léger, et trop ingrat peut-être,
Préparais le bonheur et celui de son maître,
Ce qu'on nomme disgrâce a payé tes bienfaits . . .

Gewöhnliche Menschen, sagt Voltaire dann, glauben allerdings:

Le vrai prix du travail n'est que de vivre en paix. —

Einem Turgot darf man jedoch die Ruhe, die Stille, den behäbigen Frieden, die beata quietas, nicht anpreisen. Deshalb, hofft Voltaire, werde Ungnade Turgot nicht lähmen, und er ruft ihm zu:

Ton esprit, je le sais, ta profonde sagesse,
Ta mâle probité n'a point cette faiblesse,
A d'éternels travaux tu t'étais dévoué
Pour servir ton pays, non pour être loué. —

Immerhin gab Turgots Sturz Voltaire viel zu denken: war Turgot mit d'Argenson und Choiseul doch der dritte aufgeklärte und wohlmeinende Minister, welcher Gegnern, die ihm nicht das Wasser reichten, zum Opfer fiel. Die wirre, kopflose Verwaltung, die bis zum Herbst 1776 in den französischen Finanzen folgte, war gewifs nicht geeignet, Voltaire oder dem Lande Vertrauen einzuflöfsen. Ging während dieser Monate doch nur einerlei ungehindert fort: die Verschwendung bei Hofe. Erst im September, als der Genfer Bankier Necker die Leitung der französischen Finanzen übernahm, begann der Staatswagen wieder ruhiger zu gehen.

Litterarisch war Voltaire um jene Zeit mit zwei gröfseren Unternehmungen beschäftigt, einer neuen Gesamtausgabe seiner Werke in 40 Bänden und dem »Commentaire historique sur les Oeuvres de Monsieur de Voltaire« — in dem, wie ein Kritiker der Zeit, Bachaumont, richtig sagt, Voltaire den Kommentaren seiner Gegner zuvorkommen wollte. — Zur gleichen Zeit schlug er sich in eifriger Fehde mit dem Abbé Guenée. — Sie stritten sich um das jüdische Volk. Voltaire warf diesem seinen Nationalstolz vor. Er fand die Juden roh, grausam, barbarisch; er fand, sie hätten nichts erfunden, nichts entdeckt, all ihr Wissen, ihre religiösen Gebräuche den höher kultivierten Nachbarvölkern, besonders den Agyptern, entlehnt. — Er begriff nicht, mit welchem Recht sie sich das auserwählte Volk Gottes nennen und ein Buch, wie das Alte Testament, das Greuel, Barbarei,

Unsittlichkeit, Verstandeswidriges enthalte, als eine Offenbarung der Gottheit ausgeben könnten.

Auf Voltaires Angriffe gegen die Juden hatte der gelehrte Abbé Guénée seit 1765 mit Verteidigungsschriften der Juden geantwortet, die beim Publikum grofsen Anklang fanden.

Voltaire entgegnete im Jahre 1776 auf die dritte Auflage des Werks des Abbé Guénée, betitelt: »Lettres de quelques Juifs portugais et allemands à M. de Voltaire« — indem er »Un Chrétien contre six Juifs« verfafste und darin seinen angedeuteten Standpunkt behauptete.

Eine vornehme Dame, die frühere Erzieherin der Kinder des Herzogs von Chartres, dazu eine bekannte Schriftstellerin, Madame de Genlis, hat uns in jener Zeit ihre Besuchseindrücke in Ferney mitgeteilt. Sie kam Voltaire mit Vorurteil entgegen. Erstens wollte sie die Mode nicht mitmachen, nach welcher Bewunderer und Bewundererinnen Voltaires beim Anblick des Ersehnten in Extase sanken, zweitens war ihr als einer gläubigen Christin der Voltaire des Kirchenkampfes ein Greuel. — Sie zeigte sich am Anfange ihres Besuchs in Ferney also sehr kühl. Als sie zu früh zu Tische kam und Voltaire noch beim Arbeiten traf, tröstete sie sich damit: »Je l'aurai empêché d'écrire quelques impiétés, quelques lignes licencieuses de plus.« In Voltaires Unterhaltung fand sie auf Schritt und Tritt etwas die Christin Verletzendes. War sie im Begriff, Voltaire zu bewundern — rasch schofs er eine religiöse Spötterei von seinem allezeit gespannten Bogen, und die Bewunderung wich dem Zorn und der Entrüstung. — Madame de Genlis bemerkte auch, dafs Voltaire von der weltmännischen Art eingebüfst habe, die er früher besessen, und dafs er sich altfränkisch kleide.

Wie regsam der Patriarch aber trotz seiner altfränkischen Manieren, wie anziehend er trotz seiner wilden Spottsucht und seiner Angriffe gegen die Kirche war, mufste selbst Madame de Genlis zugestehen. »Quand il n'était question ni de ses ennemis ni de religion« sagt sie, »sa conversation était simple, naturelle, sans nulle prétention et par conséquent, avec un esprit tel que le sien, parfaitement aimable.« — Die Dame fügte dann über Voltaires Wirken in Ferney hinzu:

»Il est plus grand là que dans ses livres, car on y voit partout une ingénieuse bonté et l'on ne peut se persuader que la même main qui écrivit tant d'impiétés, de faussetés et de méchancetés, ait fait des choses si nobles, si sages, si utiles.«

Als ihr Schlufsurteil über Voltaires Doppelnatur kann es gelten, dafs sie sein Lachen »extrêmement malicieux« nennt, von seinen Augen aber sagt: C'étaient en effet les plus spirituels que j'aie vus, mais ils avaient en même temps quelque chose de velouté et une douceur inexprimable.« — Voltaires Augen sammetweich und von unaussprechlicher Güte! Die Worte verdienen bewahrt zu werden.

Wir haben aus jener Zeit noch einige andere Urteile über Voltaire, die ihn in einer für sein hohes Alter erstaunlichen Rüstigkeit zeigen, das Urteil über seine altfränkische Kleidung bestätigen und hinzufügen, er sei ein wenig schwerhörig geworden.

Voltaire verbrachte jetzt einen grofsen Teil des Tages im Bette, wo er arbeitete und diktierte und ihm nahestehende Besuche empfing. Für Fremde wurde er, wie bereits gesagt, auf diese Art natürlich immer schwerer zugänglich. Aber wenn es aufserordentlichen Besuch galt, so liefs er sich auch eine

aufserordentliche Anstrengung nicht verdriefsen. Und ein solcher aufsergewöhnlich hoher Besuch wurde im Juni 1777 in Ferney erwartet. Der Kronprinz von Österreich, der spätere Joseph II. reiste damals unter dem Namen Graf von Falkenstein in Frankreich und der Schweiz. Sicherlich, sagte man sich, würde er nach Ferney kommen! Aber er kam nicht; Ferney blieb unberührt, Voltaire unberücksichtigt, während Haller in Lausanne aufgesucht wurde. — Der Kronprinz hatte, wie man erzählt, seiner strenggläubigen Mutter, Maria Theresia, versprochen, den Mann von Ferney nicht aufzusuchen.

Das kam den Patriarchen hart an: warum wurde er, der Freund Friedrichs von Preufsen, Katharinas von Rufsland, vom Kronprinzen von Osterreich, der doch auch ein Anhänger der Aufklärung war, verschmäht? Er fafste es nicht; seine Gegner und Neider natürlich gönnten ihm die Demütigung, und wenn Friedrich von Preufsen das Benehmen seines kaiserlichen Vetters auch »schmachvoll« fand, so änderte das an der Sache selbst nichts. Die Guirlanden, die in Ferney für Joseph II. geflochten waren, verwelkten, ohne dafs er sie gesehen, die Verse, die Voltaire für ihn gedichtet, hat er nie gehört.

Und doch hätte Voltaire den Kronprinzen durch eine schöne Ehrenjungfrau begrüfsen lassen können. Es war das Fräulein Reine de Varicourt, Voltaires letzter Schützling. — Wie einst Marie Corneille, so war auch Reine de Varicourt gastfrei von Voltaire in Ferney aufgenommen worden. Sie stammte aus einer adligen, aber zahlreichen und unbemittelten Familie und sollte, weil sie ohne Mitgift, auf eine Heirat nicht rechnen konnte, in ein Kloster treten. Voltaire sah das schöne, lebensvolle Mädchen und bat sie

sich als Pflegetochter aus. So wurde sie unter Madame Denis' Leitung Hausgenossin in Ferney. — Sie, die junge Madame Dupuits-Corneille, deren heranwachsendes Töchterchen, sowie die Kinder von Voltaires Sekretär Wagnière erheiterten Ferney mit Jugend, Anmut und Kinderlachen.

Voltaire machte kein Geheimnis daraus, dafs er Reine de Varicourt lieber im Hochzeits- als im Nonnenschleier gesehen hätte, und in Ferney, wo so viele reiche, junge Leute ein- und ausgingen, konnte die Sache ja nicht unmöglich sein. — Freilich den jungen Marquis von Villette, der 1777 in Ferney zu Besuch war, hätte Voltaire wohl nicht gerade zum Gatten seines jungen Schützlings ausersehen. Es war der flotte, leichtlebige und händelsüchtige Sohn der Marquise von Villette, welche, im Jahre 1722 mit Lord Bolingbroke vermählt, Voltaire oft in La Source als ihren Gast gesehen hatte.

Der junge Marquis stand im Rufe, dem Herzog von Richelieu in Galanterie gleichen zu wollen, und er war es, der sich um Reine de Varicourts Hand bewarb. Ein glänzendes Los für das Klosterfräulein in spe: der Name einer Marquise von Villette und 50000 Livres jährliche Einkünfte waren so übel nicht. Und Voltaire, der ja in jüngeren Jahren den Mut gehabt, den wirklichen Richelieu mit der Prinzessin von Guise zu verheiraten, meinte, am Ende auch die Verantwortung für das Eheglück seiner zweiten Adoptivtochter mit Villette tragen zu können. — Als guter Pflegevater zog nun er sein Beutlein, um die Schönheit und Tugend der jungen Reine nach landesüblicher Sitte mit einer Mitgift zu vergolden. Der Marquis dankte jedoch für die Beigabe, und Voltaire mufste es sich daran genügen lassen, dem Kloster

eine Seele entrissen, die Welt um zwei glückliche Menschen reicher gemacht zu haben. — Das junge Ehepaar ging von Ferney nach Paris, wo Voltaire seine Pflegetochter, die er »Belle et Bonne« benannt, bald wiedersehen sollte. —





Vierundzwanzigstes Kapitel.

1778.

Der Prix de la justice et de l'humanité. — Voltaire geht nach Paris. — Wiedersehen der Freunde. — Huldigungen in der Académie française, im Théâtre français. — Die Freimaurer. — Voltaire und die Geistlichkeit. — Voltaires Krankheit. — Voltaires Tod.

Seit 1776 war Voltaire mit einer Tragödie, »Irène«, beschäftigt, die — obgleich seine dramatische Kraft erloschen war — den alten Dichter doch noch immer lebhaft fesselte. Er hatte das Stück, wie gewöhnlich, an das Théâtre français geschickt. Da liefsen die Freunde und die Künstler Voltaire fragen, ob er nicht selbst zu der Aufführung seiner »Irène« nach Paris kommen wolle. —

Der Wunsch, nach Paris zurückzukehren, zu beweisen, dafs er kein Geächteter und Ausgestofsener sei, hatte Voltaire in diesen 27 Jahren seines Aufenthalts in der Schweiz und in Gex nicht verlassen. — Ludwig XV., von dem Voltaire sich seit 1753 nichts mehr versprechen durfte, war tot; Ludwig XVI., obgleich fromm, schien Voltaire doch nicht feindlich.

Der alte Glanz von Versailles hat sicherlich vor den Augen des Patriarchen von Ferney geflimmert, und der Gedanke, all die Stätten, über die er als Kind, als Knabe, als Mann, als Anfänger, als Vielumstrittener gewandelt, nun als greiser Sieger wiederzusehen, hat ihn wohl allmächtig getrieben. So beschlofs er im Jahre 1778, eine kurze Besuchsreise nach Paris zu unternehmen. — Denn nur eine Besuchsreise sollte es sein, höchstens sechs Wochen dauern und ihn dann seinen stillen Gewohnheiten, dem regelmäfsigen Leben in Ferney wiedergeben. — Hatte Voltaire doch sein Grab bereits in Ferney herrichten lassen; war er sich doch bewufst, welche Schwierigkeiten die Kirche dem kranken, dem sterbenden Voltaire in Paris bereiten würde.

Er hinterliefs der Schweiz, die ihm lange Jahre als Asyl gedient, vor seiner Abreise ein geistiges Vermächtnis, mit dem er seine gemeinnützige Thätigkeit auf dem Gebiete des Strafrechts abschlofs. Obgleich Voltaire in seinem Ringen um die Calas, Sirven und La Barre den verhängnisvollen Einflufs des religiösen Fanatismus auf die Rechtspflege dargelegt, obgleich er bei seiner Rehabilitierung der Montbailli und des Grafen Lally die Roheit, Barbarei und Unwissenheit der damaligen Richter blofsgelegt, waren damit nur erst bestehende Schäden aufgedeckt, alte Institutionen erschüttert, neues jedoch noch nicht aufgebaut worden.

Um dieses anzuregen, hatte Voltaire die Berner Akademie beauftragt, mit einem Preis von 50 Louisd'or, den er gestiftet, diejenige Schrift zu krönen, welche die Grundzüge einer humanen und einsichtigen Strafjustiz feststellen werde. — In 27 Abschnitten gab er selbst vorläufig seine Ansichten über diesen Gegenstand kund und liefs das Weitere denen,

die nach ihm kommen würden. — Mit den Worten eines gütigen und aufgeklärten Menschen spricht er in seinem »Prix de la justice et de l'humanité« von allen Verbrechen, welche die Menschheit kennt, Mord, Selbstmord, Kindermord, Diebstahl, Ehebruch, Zauberei, Ketzerei u. s. w. Er sieht in dem Verbrecher weit mehr den Unwissenden, den Kranken, als den absichtlich Böswilligen. Er verlangt eine aufgeklärte Justiz, die vorurteilslos untersucht, die versteht, nicht nur blind wütet, köpft und brennt. Er schliefst mit den prophetischen Worten: »Profitez de ces moments (um das Gute und Richtige zu thun), peut-être seront-ils courts.«

Am 5. Februar 1778 verliefs Voltaire Ferney, nachdem Madame Denis ihm bereits nach Paris vorausgegangen war. In Begleitung seines protestantischen Sekretärs Wagnière und eines Kochs legte Voltaire die fünftägige Reise bis Paris zurück. In seiner Staatskarosse, dem »Char de l'Empyrée« mit silbernen Sternen auf blauem Grund, rollte er dahin, nachdem er von seiner Ferneyer Kolonie einen Abschied genommen, in den sich manche bange Ahnung mischte. — Sein Ruf eilte ihm voran, und wenn Voltaire an den Haltestationen die Pferde wechselte, bildeten sich Haufen Neugieriger. In Dijon rastete Voltaire die erste Nacht, und junge Leute der Stadt baten den Gastwirt vom Goldenen Kreuz, wo Voltaire abgestiegen war, er möge ihnen gestatten, Voltaire bei Tische aufzuwarten. Die Bitte wurde gewährt und dem nichtsahnenden Voltaire sein Abendessen von Bewunderern in Dienerkleidung serviert. — Am 10. Februar endlich hielt der Sternenwagen mit dem hageren Greislein am Stadtthor von Paris. — Wie ihm auf den weiten, winterlichen Wegen die Vergangenheit aufgetaucht war! Wie ihm diese lange nicht gesehenen

Türme, die grofse, summende Stadt alte Zeiten wachrief. — Im Groll hatte er 1750 Paris verlassen, im Groll gegen den undankbaren Hof, in Leid um die Marquise, in Erwartung des »Wunderbaren«, das sein Freund Friedrich ihm versprach. — Es war gekommen: die über alles geistreichen Soupers von Sans-Souci, die Reibereien mit Maupertuis, die Steuerscheinaffaire, der Akakia, Frankfurt, Freytag — welche Erinnerungen! Und doch — die Zeit war über der preufsischen Eindrücke leidvollen Teil mildernd hingegangen, Voltaire und Friedrich hatten sich wieder die Hand reichen gelernt, und seit jener Zeit war Voltaire selbst ein König geworden, der Herrscher aller Aufklärer und Aufgeklärten, der Vorkämpfer für religiöse Duldung und irdische Gerechtigkeit. Jetzt pochte er an die Thore seiner guten Stadt Paris, und auf die Frage der Steuercommis, ob er etwas Verzollbares mit sich führe, soll er entgegnet haben: »Non, il n'y a que moi de contrebande.«

Voltaire fuhr direkt nach der Rue de Beaune, wo er in dem Privathause des Marquis und der Marquise von Villette wohnen sollte. Das junge Paar wollte sich die Freude nicht nehmen lassen, den Pflegevater und Ehestifter unter seinem Dach zu sehen. Madame Denis war dort gleichfalls abgestiegen. — Kaum angelangt, wünschte Voltaire den alten Freund d'Argental wieder zu sehen. Er wartete nicht, dafs dieser ihn aufsuchte, sondern, begierig, das Pariser Pflaster unter dem noch rüstigen Fufs zu fühlen, eilte er selbst nach dem nahen Quai d'Orsay, den treuen Freund und Schutzengel in die Arme zu schliefsen. In einem grofsen Pelzmantel, eine Perücke und ein Pelzbarett auf dem Kopfe, begab er sich dorthin, und Voltaires Aufzug schien so absonderlich — waren die Perücken inzwischen doch aus der Mode gekommen —,

dafs die Kinder ihn in dieser Fastnachtszeit für eine Maske hielten und ihm nachliefen. — Es mag ihn wenig angefochten haben, denn ihn beschäftigten tiefe Gedanken, und lang verhaltene Gefühle lösten sich in seiner Seele los: d'Argental!

Sie hatten sich in der Schule gekannt, sich bei Adrienne Lecouvreur wieder gefunden; all seine Dramen hatte d'Argental ihm über die Taufe gehalten, im Kampf um die »Philosophie de Newton« hatte d'Argental ihm wacker beigestanden; die Marquise du Châtelet hatte er beruhigt und getröstet, wenn Voltaire auf der Flucht oder in Verbannung war. — Wir wissen nichts über das Wiedersehen der beiden jetzt über achtzigjährigen Freunde, doch kann sich jeder ihre tiefe Bewegung leicht ausmalen. — Voltaire sah dann auch seinen Neffen, den Abbé Mignot, aufser Madame Denis das einzige noch lebende Glied seiner Familie — Vater, Mutter, Bruder, Schwester und selbst die eine Nichte, Madame de Fontaine, waren bereits dahingegangen. Voltaire wünschte auch den Schauspieler Lekain, seinen Schützling, die Säule des Théâtre Français, wiederzusehen. Da mufste ihm der Abbé Mignot mitteilen, dafs Lekain am 8. Februar, als er Voltaires »Brutus« gespielt, plötzlich verschieden war. Lekains Tod ging Voltaire sehr nahe und erschütterte ihn auch körperlich. Aber die freudige Erregung, die sich seiner bemächtigt, seit er in Paris war, half ihm darüber hinweg. — Er begann in seinen Gemächern Hof zu halten und Audienz zu geben. In den ersten Zimmern der Flucht, die ihm bestimmt, machten der Marquis oder die Marquise von Villette nebst Madame Denis die Honneurs. Sie empfingen den ersten Ansturm der Gäste, um eine gewisse Auswahl unter ihnen zu treffen und nicht den ganzen Strom sich über Voltaire ergiefsen zu lassen.



Graf d'Argental.

Denn eine unbeschreibliche Neugier und Aufregung hatte sich seit Voltaires Ankunft der gebildeten Kreise der Stadt Paris bemächtigt. Obgleich damals der amerikanische Befreiungskrieg spielte, obgleich Frankreich, durch Franklin gewonnen, direkt dabei beteiligt war, traten die Kriegsinteressen für einige Zeit zurück, und Voltaire füllte ziemlich allein die Köpfe, die Zeitungen und die Zeitschriften.

Das »Journal de Paris« brachte fast täglich Verse zu Ehren Voltaires.

Die Kirchenpartei war empört, fromme Seelen fürchteten, Voltaires Gegenwart in Paris könne ein Strafgericht Gottes herbeiführen. Der Erzbischof von Paris soll dem König geschrieben haben, er möge den Teufelsadvokaten verbannen. — Ludwig XVI. that nichts dergleichen, that jedoch auch nichts, um Voltaire seine Gunst zu beweisen. Er soll, als man ihn über Voltaire befragte, geantwortet haben, es sei genug, dafs er dessen Pariser Aufenthalt dulde, in Versailles wünsche er ihn nicht zu sehen. — Damit waren Voltaires Hofträume endgültig vernichtet. Voltaire aus Paris zu entfernen, hätte damals aber kaum mehr in des Königs Macht gestanden und sicher eine Empörung entfesselt: die öffentliche Meinung erkannte in Voltaire ihren Vorkämpfer, das 18. Jahrhundert seinen vielseitigsten Vertreter, die Aufklärer ihren Führer und die Dichter ihren glorreichsten Mitbruder. Dem Manne konnte ein Ausweisungsbefehl nicht beikommen. Doch soll damals von der Regierung in den Polizeiregistern nachgesucht worden sein, ob ein früherer Befehl Voltaire den Aufenthalt in Paris nicht untersage. Die Nachforschungen blieben erfolglos. So fuhr der Patriarch denn fort, im Hôtel Villette Hof zu halten. Das war ein gefährliches Experiment für einen Vierundachtzig-

jährigen, der in den letzten Jahren gewöhnt gewesen, den gröfsten Teil des Tages im Bette zu verbringen und eine sehr einfache, geregelte Lebensweise zu führen. — Sein früherer Arzt, Tronchin, den Voltaire in Paris wieder traf, schrieb darüber an seinen Bruder:

»Votre vieux voisin fait ici une très grande sensation. S'il y résiste, il faut que son corps soit d'acier.«

Bald begannen sich denn auch Spuren von Ermüdung bei Voltaire zu zeigen, was ihn jedoch nicht verhinderte, weiter Besuche zu empfangen. So eine Deputation der Académie Française, die ihm durch drei ihrer Mitglieder, den Prinzen von Beauveau, den Schriftstellern Marmontel und — Saint-Lambert, Voltaires glücklichen Rivalen bei der Marquise du Châtelet, ihre Freude über seine Rückkehr nach Paris aussprechen liefs, und die eine aufserordentliche, öffentliche Sitzung ihm zu Ehren plante.

Voltaire erhielt auch den Besuch des bejahrten Franklin, der ihm seinen Enkel zuführte und ihn bat, den Knaben zu segnen, was Voltaire that, indem er auf des Kindes Haupt die Hand legte und die Worte »God and Liberty« — Gott und Freiheit — aussprach, eine Handlung und Worte, die von der Kirchenpartei für gotteslästerlich erklärt wurden.

Da Voltaire sich seit dem 20. Februar wieder unwohl zu fühlen begann, verlangte Tronchin, den Voltaire konsultierte, die äufserste Ruhe für ihn: keine Besuche, keine Arbeit.

Leicht gesagt, doch schwer gethan. Um so mehr, als Voltaire in Paris einer ganz besonderen Art von Angriffen oder, wenn man will, von Annäherungen ausgesetzt war, denjenigen von Priestern, die glaubten, von Gott die Mission, Voltaire zu bekehren, erhalten zu haben. — In diesem Sinne hatte ein Abbé Gaultier an Voltaire geschrieben, und Voltaire, durch die



Herzog von Richelieu.

Schlichtheit des Tons gewonnen, hatte ihm darauf am 21. Februar geantwortet:

»Votre lettre, monsieur, me paraît celle d'un honnête homme, et cela me suffit pour me déterminer à recevoir l'honneur de votre visite le jour et les moments qu'il vous plaira de le faire . . . J'ai 84 ans; je dois bientôt paraître devant Dieu, créateur de tous les mondes. Si vous avez quelque chose à me communiquer, je me ferai un devoir et un honneur de recevoir votre visite malgré les souffrances qui m'accablent.«

Am Tage darauf, am 22. Februar, empfing Voltaire den Abbé Gaultier bei sich und meinte, nachdem er ihn gesprochen, er sei ein ehrlicher Narr. Doch that Voltaire diesen Schritt nicht ohne Absicht, denn er fühlte sich leidend, er mochte das Schlimmste fürchten und wünschte, im Notfalle einen Priester bei der Hand zu haben, der ihn mit den Sterbesakramenten versehen und ihm dadurch ein kirchliches Begräbnis sichern könne. An wirkliche Ruhe war jedoch trotz Tronchins Befehl für Voltaire nicht zu denken: überliefen ihn keine Besuche, so machte er sich selbst mit seinem Drama »Irène« zu schaffen. Die Aufführung der »Irène« hatte ihn ja nach Paris geführt. Gleich nach seiner Ankunft hatte er selbst sie den Intimen vorgelesen, hatte dabei ein Wiedersehen mit dem nun auch gealterten Herzog von Richelieu gefeiert und fand keine Ruhe, bis er das Stück auf der Bühne gesehen. — Aber fast schien es dazu nicht kommen zu sollen: am 25. Februar setzte Voltaire das ganze Haus Villette in gröſste Angst: er spie Blut und lieſs am 26. Februar dem Abbé Gaultier schreiben:

»Vous m'avez promis, Monsieur, de venir pour m'entendre: je vous prie de venir le plus tôt que vous pourrez.«

Da der Abbé Gaultier inzwischen seinem Vor-

gesetzten, dem Pfarrer von Saint-Sulpice, von seinen Schritten bei Voltaire Mitteilung gemacht, konnte er jetzt nicht mehr auf seinen eignen Kopf hin handeln. Bis er die nötigen Anweisungen des Pfarrers von Saint-Sulpice erhielt, verging ein Tag, und erst am 27. Februar, nach der Messe, stellte der Priester sich im Hôtel Villette vor. Hier wurde er von Madame Denis empfangen und nicht zu Voltaire gelassen, der so ruhig wie möglich gehalten werden sollte. Einer entschlossenen Krankenpflegerin gelang es auch, ihren Pflegling wirklich abzusperren. —

Voltaires Krankheit und seine Beziehungen zu dem Abbé Gaultier wurden natürlich in Paris lebhaft besprochen. Wir kennen, was die Ceremonieen der Kirche betraf, Voltaires Standpunkt: obgleich er sie an und für sich für wertlos hielt, rechnete er mit ihrer grofsen, konventionellen Bedeutung und war entschlossen, sich ihnen deshalb zu unterwerfen.

In seiner nächsten Umgebung war nur einer, der sich gegen diesen Standpunkt auflehnte, Voltaires protestantischer Sekretär Wagnière. Diesem ging es gegen den Strich, dafs sein freidenkender Herr anscheinend im Glauben der bestehenden katholischen Kirche sterben solle. Er bat Voltaire daher am 28. Februar, ihm sein Glaubensbekenntnis zu hinterlassen, und empfing es in folgenden Worten, deren Original, von Voltaires Hand, heute auf der Bibliothèque Nationale in Paris liegt:

»Je meurs en adorant Dieu, en aimant mes amis, en ne haïssant pas mes ennemis, et en détestant la superstition.

28 Février 1778.

Voltaire.«

Hielt Wagnière dieses Glaubensbekenntnis Voltaires in Händen, so verlangte die Kirche, wenn anders er

ihrer Gnadenmittel teilhaftig werden wollte, gleichfalls eine Erklärung von ihm. Am 2. März erschien der Abbé Gaultier bei Voltaire und bot die Absolution, wenn Voltaire vorher der Kirche abbitten und dem Abbé beichten wolle. — Voltaire unterzeichnete in Gegenwart des Marquis Villette, des Abbé Mignot und des Herrn von Villevieille folgende Erklärung:

»Je soussigné déclare qu'étant attaqué depuis 4 mois d'un vomissement de sang, à l'âge de 84 ans, et n'ayent pu me traîner à l'église, M. le curé de Saint-Sulpice ayant bien voulu ajouter à ses bonnes œuvres celle de m'envoyer M. l'abbé Gaultier prêtre, je me suis confessé à lui et que si Dieu dispose de moi, je meurs dans la religion catholique où je suis né, espérant de la miséricorde divine qu'elle daignera pardonner toutes mes fautes, et que si j'avais jamais scandalisé l'église, j'en demande pardon à Dieu et à elle. — Signé: Voltaire. le 2 mars 1778, dans la maison de M. le marquis de Villette.«

Diesem Schriftstück fügte Voltaire noch folgende Zeilen hinzu:

»M. l'abbé Gaultier m'ayant averti qu'on disait dans un certain monde que je protesterais contre tout ce que ferais à la mort, je déclare que je n'ai jamais tenu ce propos, et que c'est une ancienne plaisanterie attribuée très

Je meurs en adorant Dieu en aimant mes amis, en ne haissant pas mes ennemis, en detestant la superstition 1778. fev:
Voltaire

faussement, dès longtemps, à plusieurs avants plus éclairés que Voltaire.«

Darauf erhielt er die Absolution, aber das Abendmahl weigerte er sich zu nehmen. — »Wir wollen das Blut des Heilandes nicht mit dem meinen vermischen« sagte er und verabschiedete den Priester. Der Abbé Gaultier sollte sein seltsames Beichtkind nicht mehr wiedersehen. — Wohl versuchte er noch mehrere Male, bei Voltaire Einlaſs zu finden, besonders weil dem Pfarrer von Saint-Sulpice Voltaires Abbitte und Erklärung nicht genügend erschien und der Abbé Gaultier gerne ein orthodoxer lautendes Schriftstück heimgetragen hätte. Doch lieſs man ihn nicht mehr vor. — So endete vorläufig Voltaires Kampf um ein ehrliches Begräbnis. Nur darum, nur um die Ruhe seiner sterblichen Hülle, nicht um die Bekehrung seiner unsterblichen Seele handelte es sich für ihn. Denn Voltaire hatte mehr Vertrauen zu der Güte Gottes als zu der Toleranz seiner Diener. Vor Gott getraute er sich auch ohne Beichte und Absolution mit seinem Gepäck von Streitbüchlein und seinem gehäuften Maſs von Arbeit im Dienst der Menschen zu treten und ihn zu bitten, er möge ihm verzeihen, was an ihm nicht reinlich gewesen sei. Für die irdische Kirche jedoch wünschte er seinen letzten Reisepaſs wohl in Ordnung und mit dem richtigen Visa versehen zu haben. Darum all diese Schritte, welche die Philosophen billigten — Fontenelle und Montesquieu hatten bei ihrem Tode ebenso gehandelt — welche die Kirchenpartei jedoch verurteilte.

Voltaire erholte sich eine Zeit lang nicht. Dann langsam, langsam erfaſste die Welt ihn wieder; er beschäftigte sich mit »Irène«, er arbeitete und feilte daran. Am 10. März war die Generalprobe des Stückes bei Villette, Voltaire allerdings nicht dabei anwesend, da der

Arzt ihn zu Bette hielt. Doch nahm Voltaire auch nur wenig teil an dem, was um ihn vorging, und diese Teilnahmlosigkeit blieb ihm, als gleichfalls ohne ihn, am 14. März die Generalprobe der »Irène« im Théâtre français gehalten wurde. Und doch war diese Generalprobe ein glänzendes Fest, das Haus ausverkauft, und man schlug sich um die Plätze. — Ohne wirkliche Freude blieb Voltaire sogar, als ihm am Abend des 10. März der grofse Erfolg seines Stückes gemeldet wurde. — »Ce que vous me dites-là« soll er gesagt haben, »me console, mais ne me guérit pas«. Doch fragte er, welche Stellen am meisten gefallen hätten.

Erst seit dem 17. März wurde Voltaire wieder der Alte, der Lebendige, Geistvolle; die Kräfte kamen ihm wieder, und ein neuer Frühling blühte aus seinen 84 Jahren.

Das erste Zeichen seiner Erholung war ein grenzenloser Zorn darüber, dafs ihm seine »Irène« bei der Aufführung verstümmelt worden war. Der Zorn war aber ein Heilmittel, und am 21. März begab sich der greise Dichter im Wagen wieder auf die Strafse. Als man ihn dort bemerkte — und wer hätte den altfränkischen Sternenwagen nicht bemerkt —, eilte die Menge, Voltaire zu begrüfsen, und Voltaires Pferde, die er von Ferney mitgebracht, mufsten im Schritt gehen.

In seinem Festgewand, ein rotes Kleid mit Hermelinbesatz und seiner grofsen Perücke Louis XIV., unter der Voltaires Gesicht fast ganz verschwand, so dafs nur die geistvollen, schwarzen Augen hervorblitzten, war er ja jetzt eine stadtbekannte Figur.

Bei den Besuchen, die er nun unternahm, vergafs er auch den von ihm hoch verehrten Turgot nicht.

Da Turgot, an Rheumatismus leidend, wenig ausging, war es Voltaire, welcher behende zu ihm emporkletterte, um mit den Worten: »Laissez-moi baiser cette main qui a signé le salut des peuples« Turgots Hand zu küssen.

Der Besuch bei Turgot fand am 28. März statt. Für den 30. März stand die feierliche Sitzung Voltaire zu Ehren in der Académie française bevor und am gleichen Abend im Théâtre français die Aufführung von »Irène« in Beisein Voltaires. Das war wieder eine Kraftprobe für den Vierundachtzigjährigen.

Er begab sich zuerst nach der Académie, die damals in einem Saale des Louvre tagte. Zweitausend Personen hatten sich in dem grofsen Schlofshof angesammelt, um den Mann des Tages ankommen zu sehen. »Vive Monsieur de Voltaire!« war der Ruf, der ihn empfing, und in den Louvrehof schritt die Deputation von 20 Akademiemitgliedern, den ruhmreichen Mitbruder zu empfangen. — Die geistlichen Confratres beteiligten sich nicht an der feierlichen Sitzung, dafür las der Philosoph d'Alembert eine Rede, in welcher er Boileau, Racine und Voltaire miteinander verglich, und welche der Gefeierte vom Ehrenplatz des Akademiedirektors aus anhörte. Dabei mochte er der Zeiten gedenken, als er — es war 1744 — zuerst vergebens an die Pforte der erlauchten Gesellschaft geklopft hatte. — Als Voltaire die Versammlung verliefs, empfing die Menge, die sich einstweilen nicht zerstreut hatte, ihn von neuem mit dem Ruf: »Vive Voltaire«, gleich als begrüfse sie einen König.

Voltaire begab sich ohne Aufenthalt nach dem Théâtre français. Es befand sich damals kaum fünf Minuten vom Louvre, in den Tuilerien. Voltaire brauchte jedoch weit längere Zeit, um mit seinem Sternenwagen durch die dichte Menge zu dringen, die ihn jubelnd

und aufgeregt begleitete. Die Ferneyer Röfslein, obgleich an solche lärmenden Huldigungen nicht gewöhnt, hielten sich doch ganz ruhig, und die liebe, begeisterte Jugend kletterte auf Wagenschlag und Räder, um den grofsen Mann, »l'homme aux Calas«, zu sehen, sein Gewand zu berühren, seine Hand zu ergreifen. Ein Jüngling, der bei dieser Gelegenheit das Händchen der Voltaire begleitenden Marquise de Villette erwischte, meinte ganz erstaunt, für einen Vierundachtzigjährigen habe sich Voltaire wunderbar konserviert. — »Belle et Bonne« teilte den Triumph des Pflegevaters. Sie und Madame Denis erwarteten ihn in der Theaterloge, wohin sie vorangegangen und er sich nur mühsam nach ihnen durchgedrängt hatte. Als Gentilhomme de la Chambre du Roi hatte Voltaire die Loge, welche den Herren seines Standes reserviert war, inne, sie lag der des Grafen Artois, des Bruders des Königs, gerade gegenüber. Bereits in tiefer, innerer Bewegung, wünschte Voltaire im Hintergrunde seiner Loge zu bleiben. So hatte das Publikum jedoch nicht gewettet: es wollte seinen Voltaire vor sich haben, ihn den ganzen Abend sehen, sich an ihm freuen oder ihn bekritteln. Voltaire, den stürmischen Rufen des Parterre gehorchend, nahm daher vorne in der Loge zwischen »Belle et Bonne« und Madame Denis Platz. Indessen lief im Theater alles durcheinander, die Damen waren bis ins Parterre heruntergestiegen, um Voltaire sehen zu können, man streckte die Hälse, reckte sich auf Zehenspitzen, und die Luft war schwarz von aufgewirbeltem Staub. — Endlich nach 20 Minuten unbeschreiblichen Tumults, an dem übrigens auch die Schauspieler ihren Anteil nahmen, indem sie sich in corpore vor dem Vorhang aufstellten — konnte die Aufführung beginnen. Zuerst gab man »Irène«. — Man spielte, nun ja, man spielte eben, wer hörte aber

im Grunde zu? Niemand völlig, jeder richtete Ohr und Blick auf die zusammengesunkene Greisengestalt, an deren innerem Auge ihre ganze dramatische Laufbahn, Ödipus, Alzire, Zaïre, Mahomet, so viele Tausend wackerer Verse vorbeizogen, die gegen Zwang und Tyrannei, Betrug und Aberglauben protestiert. Der ferne Kampf um die ersten dramatischen Lorbeeren, die Fehden gegen die Kritiker Desfontaines und Fréron, gegen die Rivalen Crébillon und Piron, das alles mufste dem ruhmgekrönten, alten Manne durchs Erinnern gehen. — Jene alle waren bereits gestorben. Er jedoch empfing heute aufserordentliche Ehren im Théâtre français. — Ob er den Vorgängen auf der Bühne folgte? Kaum; das Drama seines Lebens hielt ihn fester als sein Werk da auf den Brettern. Ja, er war weit gekommen — — — — doch was war das? Es war die Krönung deines Lebens, Freund Voltaire: Als das Stück unter Beifallsjubel beendet, wollen die Schauspieler Voltaire ihre Huldigung bringen. Voltaires Büste wird auf die Bühne gestellt, mit Lorbeer gekrönt, Kränze und Fahnen häufen sich darum, die Künstler bilden zur Rechten und zur Linken Gruppen, den hinter der Scene wachthabenden Soldaten entreifst man die Bajonette und läfst die hellen Klingen über Voltaires Haupte eine Strahlenkrone bilden. Voltaire hört Verse, die sein Lob verkünden, bald öffnet sich seine Logenthür, und man drückt ihm selbst den Lorbeerkranz aufs Haupt. Er weigert sich, will in der dunkelsten Ecke verschwinden; da reicht der Prinz von Beauvau ihm von neuem den Kranz, man schiebt ihn bittend wieder in den Kreis des Lichts, des Sehens. Der Saal hallt wider, die Menge kennt sich nicht mehr, — du bist der anerkannte, grofse Mensch, Voltaire — —.



Voltaires Büste wird im Théâtre Français gekrönt.

Er hat darauf geantwortet, indem er das greise, lorbeergekrönte Haupt überwältigt auf die alten Hände sinken und den Thränen freien Lauf liefs.

»Nanine« ward darauf gespielt, eine Komödie Voltaires. Die gekrönte Büste blieb auf der Bühne, und wieder applaudierte man, ohne dem Stücke völlig zuzuhören, wieder war das greise Haupt da in der Loge der Gentilshommes de la Chambre du Roi der Gegenstand, der alle fesselte. —

Und nun der Ausgang aus dem Theater: in Gängen, auf Treppen bildeten die Frauen Spalier, eine Ehrengarde zu beiden Seiten, durch die Voltaire langsam hindurchschritt, kaum konnte er den Sternenwagen an der Thür erreichen, so wogte die erregte, aber ehrfürchtig bewundernde Menge um ihn. Als er im Wagen safs, wollte man ihm die Pferde ausspannen; da Voltaire dieses verhinderte, mufste der Kutscher wenigstens Schritt fahren, und durch die Nacht folgten Voltaire die Rufe: »Vive Voltaire, vive l'homme aux Calas«. — So langte er in seinem Hause an.

Was man auf diese beispiellose Weise in Voltaire feierte, war — der Dramatiker, der Modeliebling, gewifs. Es war aber noch weit mehr der Kämpfer für Recht und Geistesfreiheit, dem man also huldigte. — All seine Fratzen und Grimassen, all das vergafs und verzieh ihm das Publikum, um nur noch seine glorreiche Thätigkeit im Dienst der Menschheit zu betrachten.

»L'envie et la haine,« sagt Grimm, »le fanatisme et l'intolérance n'ont osé rugir qu'en secret; et, pour la première fois peut-être, on a vu l'opinion publique, en France, jouir avec éclat de tout son empire.«

Derselbe zuverlässige Beobachter fährt fort:

»L'enthousiasme avec lequel on vient de faire

l'apothéose de M. de Voltaire, de son vivant, est la juste récompense non seulement des merveilles qu'a produites son génie, mais aussi de l'heureuse révolution qu'il a su faire et dans les mœurs et dans l'esprit de son siècle, en combattant les préjugés de tous les ordres et de tous les rangs; en donnant aux lettres plus de considération et plus de dignité, à l'opinion même un empire plus libre et indépendant de toute autre puissance que celle du génie et de la raison.« —

Grimm hatte recht: diese Verklärung Voltaires war ein Triumph der öffentlichen Meinung, der aufgeklärten Kreise von Paris. Hielt der Hof sich doch völlig abseits, und die Königin, obgleich am Abend des 30. März in der Oper und von Begier brennend, dem Huldigungsakt im Théâtre français beizuwohnen, wagte nicht, durch ihre Gegenwart der Feierlichkeit die offizielle Weihe zu geben. Man sagt, der König habe sie zurückgehalten.

Obgleich Voltaire zu seinem Sekretär Wagnière sagte: »Ah mon ami, vous ne connaissez pas les Français«, und meinte, diese Begeisterung sei Strohfeuer, blieben die Pariser ihm mit ihrer Bewunderung treu, und die ganze Stadt wiederholte die Verse, welche Madame Vestris am 30. März im Théâtre français gesprochen:

Aux yeux de Paris enchanté
Reçois en ce jour un hommage
Que confirmera d'âge en âge
La sévère postérité.
Non, tu n'as pas besoin d'atteindre au noir rivage
Pour jouir de l'honneur de l'immortalité.
Voltaire, reçois la couronne
Que l'on vient de te présenter;
Il est beau de la mériter
Quand c'est la France qui la donne.



Verherrlichung Voltaires.

Nach einem zeitgenössischen Stich.

Die Ceremonie im Théâtre français wurde aber auch parodiert, wie beifolgender Stich zeigt.

Trotzdem stieg die Flut der Bewunderung um Voltaire immer höher. — Tronchin, d'Argental und Wagnière, das Übermafs der Anstrengung und Erregungen fürchtend, rieten Voltaire zur Abreise. Die Philosophenfreunde und auch Madame Denis baten ihn, zu bleiben. Madame Denis amüsierte sich in Paris sicherlich besser als in Ferney, Voltaire jedoch auch, und er war mit daran Schuld, wenn der Reisewagen im Stalle blieb. — Voltaire dachte an Abreisen eben nur, wenn er sich angegriffen fühlte. Im übrigen lockte ihn die Rückkehr nach Ferney so wenig, dafs er bereits wegen Ankauf eines Hauses in der Rue Richelieu unterhandelte, denn er fand, dafs ihm beim Marquis Villette Licht und Luft fehle. —

Ein neuer Triumph Voltaires war es, dafs am 2. April »Irène« bei Hofe aufgeführt wurde, ein Triumph, dem Voltaire allerdings nicht beiwohnte.

Am 11. April ging er zu den Freimaurern: er sollte in die Loge der Neun Schwestern aufgenommen werden, die ihm voller Begeisterung bei der Aufführung der »Irène« am 30. März eine Gesandtschaft in seine Theaterloge geschickt hatte. — Voltaires Kampf für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, seine von Dogmen losgelöste Religion mufsten ihn den Freimaurern durchaus als Mitbruder erscheinen lassen. So bat man ihn denn, der Gesellschaft förmlich beizutreten, was am 27. April 1778 auch geschah.

Die Frauenhandschuhe, die der Bruder Voltaire bei seiner Aufnahme in die Freimaurerei erhielt, reichte er dem ihn begleitenden Bruder Marquis de Villette mit den Worten:

»Puisqu'ils supposent un attachement honnête,

tendre et mérité, je vous prie de les présenter à Belle et Bonne.«

Und mit diesem Tagewerk noch nicht zufrieden, ging Voltaire abends wieder in Gesellschaft.

Da er nun einmal dabei war, seine alten Bekannten aufzusuchen, so liefs er sich auch bei der einstigen Suzanne de Livri de Corsembleu*), jetzt Marquise de Gouvernet, melden, mit der er 1716 vor nun etwa 60 Jahren in Sully-sur-Loire so fröhliche Tage verlebt, die ihn im Jahre 1731 hatte von ihrer Thür weisen lassen, und der er darauf das allerliebste: »Les Vous et les Tu« geschickt hatte. — Diesmal schickte der behäbige Schweizer der Marquise Gouvernet den Herrn von Voltaire nicht fort. Vielleicht wäre es beiden Beteiligten jedoch lieber gewesen, sich nicht mehr wiederzusehen: Nie war ihnen klarer geworden, wie sehr die Zeit über die frischen Gesichter von 1716 dahingegangen, wie alt er, wie alt sie geworden waren. Sie erkannten sich nicht mehr, und zu Hause angelangt, fafste Voltaire den Eindruck seines Besuchs in die Worte zusammen: »Je reviens d'un bord du Styx à l'autre.« — Die Marquise Gouvernet schickte Voltaire darauf sein Portrait von Largillière zurück, das der junge Voltaire ihr einst geschenkt, und das am Anfang dieses Bandes steht.

Wenn Voltaire Augenblicke hatte, in denen er den Hauch des Jenseits auf dem Antlitz fühlte, so besafs er in anderen die Lebenskraft und Elastizität eines Jünglings. Die Académie française hatte ihn zu ihrem Direktor ernannt. Er war entschlossen, nicht nur den Namen eines solchen zu tragen, sondern die erlauchte Gesellschaft unter seiner Herrschergewalt tüchtig an die Arbeit zu treiben. — So kam der alte Voltaire

---

*) Vgl. S. 134.



Parodie der Krönung Voltaires im Théâtre Français.

Nach einem zeitgenössischen Stich.

stets als erster zu den Sitzungen; er war es, der fortwährend neue Fragen aufwarf und mit einem erstaunlichen Gedächtnis das Material zur Beantwortung derselben beibrachte. Er war es, der die lässigen Arbeiter zur Wiederaufnahme des französischen Wörterbuchs trieb, das seit 1635 unternommen, nur kriechend weiterkam. Er besiegte die Trägheit der Mitglieder, denen nichts daran lag, eine gewisse Anzahl Buchstaben zur Bearbeitung zu übernehmen. Er selbst wählte das A, und liefs sein hohes Alter nicht als Entschuldigungsgrund für Nichtsthun gelten. Am Ende der Sitzung, in welcher er die Wiederaufnahme des »Dictionnaire« durchgesetzt, sagte er, sich erhebend: »Messieurs, je vous remercie au nom de l'alphabet«, worauf ein Mitglied der Akademie witzig antwortete: »Et nous vous remercions au nom des lettres.« — Diese Sitzung fand am 27. April statt. Am 29. wohnte Voltaire einer Versammlung in der Académie des Sciences bei, wobei ihn das Publikum von neuem begeistert empfing. Des Abends begab er sich incognito ins Theater. —

Am Anfang Mai liefs Voltaire seinen Sekretär Wagnière nach Ferney reisen. Sollte er ihm dorthin vorausgehen, oder sollte er Voltaire unentbehrliche Papiere und Gegenstände nach Paris bringen? wir wissen es nicht. Wagnière erklärt in seinen »Mémoires«, dafs Madame Denis, die ihn nicht liebte und seinen Einflufs auf Voltaire fürchtete, ihn entfernt und während der letzten Tage Voltaires auch ferngehalten habe.

Gegen den 11. Mai fühlte Voltaire sich wieder unwohl; um seine Schmerzen zu lindern, scheint er Opium und zwar eine zu starke Dosis genommen zu haben, so dafs er in einen halb bewufstlosen Zustand verfiel, aus dem er nur manchmal erwachte, dann nach

Wagnière verlangte, der, wie gesagt, in Ferney war, und den Madame Denis, das steht fest, nicht herbeigerufen hat. — Sie und Voltaires Freunde liefsen es sich angelegen sein, möglichst wenig von Voltaires Zustand verlauten zu lassen, denn sie wufsten, dafs die Geistlichkeit nur auf den Augenblick wartete, sich des Sterbenden zu bemächtigen. Aber auch unter den sogenannten Freunden war manch' einer, der den letzten Akt dieses langen Dramas mit böswilliger Spannung erwartete, so z. B. Tronchin, der Voltaire wohl gepflegt, ihn aber nie geliebt hatte, und der über den Sterbenden folgende Zeilen schrieb:

»Voltaire est très malade. S'il meurt gaîment, comme il l'a promis, je serai bien trompé: il ne se gênera pas pour ses intimes, il se laissera aller à son humeur, à sa poltronnerie, à la peur qu'il a de quitter le certain pour l'incertain . . . Je le crois fort affligé de sa fin prochaine; je parie qu'il n'en plaisante point. La fin sera pour Voltaire un fichu moment. S'il conserve sa tête jusqu'au bout, ce sera un plat mourant.«

Da er Voltaire auf diese Art ein schlechtes Ende prophezeit hatte, so mufste er Voltaires Sterben denn auch später als ein entsetzliches darstellen.

Was sich wirklich in jenen letzten 14 Tagen um und mit Voltaire zugetragen hat, wird die Nachwelt nie erfahren. Die ihn hauptsächlich umgaben, waren Madame Denis, eine Frau, die wohl vergnügungssüchtig und geldgierig, aber kein schlechter Mensch war, aufser ihr der Marquis de Villette, »Belle et Bonne« und der Abbé Mignot, Voltaires Neffe.

Wir dürfen also annehmen, dafs dem Kranken und dann dem Sterbenden mit unermüdlicher Güte und Freundlichkeit begegnet wurde. — Ein letztes Echo seines kampffreudigen Daseins drang noch am 20. Mai zu Voltaire: es wurde ihm gemeldet, dafs der Staats-

rat das Urteil des Parlaments von 1766 kassiert, Namen und Ehre des Grafen Lally, für den Voltaire sich seit 1773 verwendet, wieder hergestellt hatte.

Als diese letzte grofse Freude verflackert war, ging die Kraft des greisen Mannes rasch zu Ende. Auf die Bitte des Abbé Mignot erschien der Abbé Gaultier am 30. Mai, um Voltaires letzte Beichte entgegenzunehmen. Mit ihm kam der Pfarrer von Saint-Sulpice, und beide brachten ein streng orthodoxes Glaubensbekenntnis zur Unterzeichnung mit. Voltaire antwortete ihnen unzusammenhängend und drehte sich endlich mit den Worten: »Laissez-moi mourir en paix«, gegen die Wand. Worauf die beiden Geistlichen gebeten wurden, das Sterbehaus zu verlassen, man werde sie rufen, wenn dem Kranken das Bewufstsein wiedergekommen. — Dieses ist nicht geschehen: Am 31. Mai 1778 ist Voltaire, ohne einem Priester gebeichtet, ohne die Sterbesakramente empfangen zu haben, in Gegenwart seiner nächsten Freunde gestorben. — In Wut und Verzweiflung, sagt Tronchin; in Güte, Ruhe und Frieden, sagt »Belle et Bonne«, die bis zum letzten Augenblick um ihn war*).

---

*) Voltaire wurde, da man Einspruch des Erzbischofs in Paris und Einspruch des Bischofs von Annecy in Ferney fürchtete, in der Abteikirche von Scellières in der Champagne, welcher Voltaires Neffe, der Abbé Mignot, vorstand, beerdigt.

Im Mai 1791 beschlofs die französische Nationalversammlung, dafs Voltaires Asche nach dem Panthéon in Paris überführt werden sollte. Dies geschah mit grofsem Pomp.

Seit unter der Restauration das Panthéon wieder zur Kirche umgewandelt worden, hiefs es allgemein, die Reste Voltaires, sowie die Rousseaus seien aus ihren Särgen im Panthéon gerissen und vernichtet worden.

Und damit sinkt der Vorhang über dieses ungewöhnlich lange und ungewöhnlich reiche Leben.

Eine vom französischen Kultusminister ernannte Kommission hat am 18. Dezember 1897 festgestellt, dass beide Särge menschliche Überreste enthalten, und dafs der in Voltaires Sarg befindliche Schädel die Merkmale aufweist, welche nach den uns überlieferten Büsten und Bildern Voltaires Schädel gekennzeichnet haben.





Schlufs.

Wir haben nun ein Gesamturteil über Voltaires Charakter und Begabung, über seine Thätigkeit und seine Bedeutung zu geben.

Ein lebhaftes, nervöses Temperament, griff Voltaire, was er auch unternahm, mit Eifer an: er begeisterte sich leicht, teilte fremdes Leid, war gütig, glühte von Menschenliebe, dieses Zeugnis geben alle, die ihm im täglichen Leben nahe gestanden. Ein lebhafter Herzschlag setzte Voltaires Gefühl, Phantasie und Intelligenz in rasche, schaffende Bewegung. Mit ungemeiner Schnelligkeit nahm er Eindrücke auf, wickelte er Vorstellungsreihen ab: schnell und scharf sah er bis an das Ende einer Gedankenbahn und fand das Wort der Situation in geistreicher Vollendung.

Wer so lebendig sich die Aufsenwelt verwirklichte, empfand nicht weniger stark das eigene Ich. — Voltaire wufste sehr wohl, dafs er kein gewöhnlicher Mensch war, und teils aus Selbstgefühl, teils aus Instinkt der Selbsterhaltung, wehrte er sich mit der ganzen reizbaren Verve seines Temperaments gegen Angriffe ihm Unbefreundeter. — Ratschläge seiner Freunde haben ihn jedoch stets zugänglich gefunden.

In persönlichem Streit mit Gegnern konnte der sonst höflich entgegenkommende, gütige und menschenfreundliche Voltaire hart, nachsichtslos, grenzenlos boshaft und hämisch werden, ja hassen bis zur Vernichtung. —

Allerdings pflegte er darin seinen Feinden nur Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

So impulsiv Voltaire nun auch veranlagt war, man darf in ihm keinen unüberlegten Draufgänger sehen.

Die Natur hatte ihn ebenso vorsichtig und überlegend, ebenso ausdauernd und zähe, wie leicht erregbar und leicht begeistert geschaffen. Gaben, welche sie sonst mit eifersüchtiger Sparsamkeit unter mehrere verteilt, häufte sie in freigebiger Laune ausnahmsweise auf diesen einen Menschen, dem solche ungewöhnliche Vereinigung von Eigenschaften, die sich aufs wirksamste ergänzten, eine Herrscherstellung sicherte.

Was dieser rege Geist einmal ergriff, hielt er mit aufsergewöhnlicher Ausdauer fest.

So ist Voltaire stets ein zuverlässiger Freund gewesen, und inmitten einer grenzenlos frivolen Zeit verstand er treue Neigung des Herzens zu bewahren.

Zu dieser Treue gegen Menschen gesellte sich die gleiche Treue gegen Ideen: der Greis wiederholt noch das nämliche Credo der Aufklärung, welches einst das Kind vom Pathen Châteauneuf gelernt.

Mit derselben Ausdauer verfolgte Voltaire den Kampf gegen die unduldsame Kirche seiner Zeit, den er sich zur Lebensaufgabe gemacht. — An 200 Pamphlete hat er gegen sie geschrieben und jahrelang um die Calas, Sirven und andere gerungen.

Die Art dieses Ringens ist für Voltaire äufserst charakteristisch. Hier treten die Schmiegsamkeit des Katholiken, die Weltklugheit des Jesuitenzöglings, die fröhliche Spottsucht des Franzosen in ihrer ganzen Eigenart hervor. In diesem Punkte wird Voltaire

von germanisch-protestantischen Nationen daher oft völlig falsch verstanden und ungerecht beurteilt.

Voltaire stand vor einem übermächtigen und oft unmenschlichen Gegner. — In seinem nationalen und individuellen Temperament lag es nicht, sich wie ein Puritaner ernst, still, gefaſst, zum Märtyrer seiner Sache zu machen, für sie zu sterben.

Leben wollte er für sie und mit ihr.

Daher waren seine Waffen im Kampf gegen die Kirche Spott, Neckerei, Versteckspiel, Bosheit, Satire und Lachen, Lachen jeder Art, vom gutmütig überlegenen bis zum völlig unheiligen, teuflischen Lachen. Das letztere lieſs er jedoch nur dann erschallen, wenn er unheilige Verzerrungen in dem Antlitz auch seiner Gegnerin wahrgenommen.

Wo das Spotten und Lachen unwirksam oder gefährlich war, lieſs der Vielerfahrene und Vielgewandte andere Künste spielen.

Nur in ganz seltenen Fällen — wenn es wie bei den Calas und Sirven galt, ein Exempel zu statuieren, durch Hartnäckigkeit einem Princip zum Siege zu verhelfen, ging Voltaire mit dem Kopfe durch die Wand.

Wenn die Hartnäckigkeit dem Principe oder dem Träger desselben gefährlich werden konnte, griff er zum Leugnen und zu Ausflüchten, zu Konzessionen an den Feind, zu äuſserlicher Unterwerfung. Man denke an seine beiden Kommunionen im Jahre 1768 und 1769.

Mehr mit körperlicher Gewandtheit und Zähigkeit, als mit körperlicher Kraft begabt, hat er auch seine persönlichen Händel nur einmal — dem Chevalier Rohan gegenüber — mit dem Schwert, sonst immer mit der Feder oder, als echter Advokatensohn, vor Gericht ausgefochten.

Prozessieren und Polemisieren, sich als fein, klug und gewandt erweisen, das lag dieser reizbaren und zugleich vorsichtigen Natur vortrefflich. Voltaire ist ein moderner Ulyss.

Mit beispielloser Geschicklichkeit bediente er sich höflicher, äufserer Formen, um übermächtige Gegner zu ködern, um einen scheinbaren Frieden mit ihnen aufrecht zu erhalten.

Mit beispielloser Gewandtheit wufste der Jesuitenzögling Voltaire auch jede seiner spöttischen Verbeugungen, jedes seiner glatten Worte vor sich und anderen zu rechtfertigen.

Seiner weltmännischen Kunst, seiner Fähigkeit zu süfser Rede gelang es, sich stets hohe Verbindungen zu sichern und sich mit all den so verschiedenen Machthabern gut zu stellen, die während des 18. Jahrhunderts Träger hoher, französischer Staatsämter waren. — Ja selbst zu Rom unterhielt er freundliche Beziehungen, widmete seinen »Mahomet« dem Papst und wurde von dem Kapuzinergeneral zum Weltgeistlichen des Ordens ernannt.

Nicht nur um seiner eigenen Sicherheit willen stellte Voltaire sich aber mit den Mächtigen dieser Erde gut. Seine Sache war von ihm unzertrennlich. Was ihm nützte, nützte ihr, was ihn hob, hob sie. Der arme, der unbefreundete Voltaire hätte trotz all seiner Begabung vergeblich gegen Intoleranz und Fanatismus Sturm gelaufen. Daher glühte in diesem reich veranlagten Menschen ein heifser Wille zur Macht, der Macht zum Guten, die er mit unablässigem Bemühen auf geraden und auf verschlungenen Pfaden gesucht hat.

Eine gewaltige Arbeitskraft, welche die Natur in den Dienst dieser Feuerseele gestellt, vervollständigt Voltaires Charakterbild: in seinen schwersten Zeiten,

auf der Bastille, am Beginn seines Exils nach England, während der Frankfurter Gefangenschaft, bis in sein höchstes Alter hat Voltaire gearbeitet.

Seiner unablässigen Thätigkeit und seinem vortrefflichen Gedächtnis verdankt er die überaus breite und oft auch tiefe Kultur seines Geistes.

Voltaires Intelligenz hat dieselben Eigenschaften wie sein Charakter: sie ist rasch, klar und ausdauernder Anstrengung, zähen Festhaltens fähig.

Dazu unendlich vielseitig.

Es giebt wenige Gebiete menschlichen Wissens, welche Voltaire nicht berührt.

Es giebt keines, das er berührt, ohne sein Wesentliches zu erkennen und seinen Inhalt rastlos zu popularisieren.

Voltaires rasche Auffassung, sein Blick für das Wesentliche, seine ungemeine Klarheit machten ihn im Verein mit der Energie und Ausdauer seines Charakters ganz eminent praktisch. — Er war kein Schwärmer, kein weltunerfahrener Idealist, sondern ein überaus verständiger, wirksamer Reformator.

Aus Voltaires ungewöhnlicher Vielseitigkeit von Geist und Charakter erklärt sich seine vielseitige Thätigkeit, die Universalität seines Wirkens.

Bei aller Universalität bietet Voltaire jedoch das Beispiel voller Einheit mit sich selbst. — In seltener Ungebrochenheit und Harmonie steht er vor uns: sein ganzes Leben lang vertritt er auf den verschiedensten Gebieten mit stets der gleichen Wärme, Klarheit, Zähigkeit und Umsicht den Gedanken der Aufklärung, der Duldung und Gerechtigkeit.

* * *

Wir haben Voltaire jetzt als Dichter und Schriftsteller, als Philosophen und Bibelkritiker, als Naturwissenschaftler, Historiker, Nationalökonomen und als Reformator des französischen Strafrechts zu betrachten.

Voltaire war ein Dichter im Sinne seiner Zeit, glatt, elegant, geistreich und artig; ohne jede Naïvetät, ohne alles Volkstümliche.

Eigenes, starkes Gefühl hat ihm mitunter jedoch einen gewissen lyrischen Schwung gegeben, so in »Alzire« und »Zaïre«.

30 Tragödien, 15 Komödien, 5 Opern und 3 komische Opern zeugen von seiner reichen Thätigkeit auf dramatischem Gebiet.

Voltaires Gelegenheitsgedichte sind ein überaus liebenswürdiges und geschicktes Getändel.

Seine philosophischen Dichtungen mit der prägnanten Fassung aufklärender Gedanken haben unberechenbare Wirkung geübt.

Die »Henriade«, wie unepisch sie auch sei, war eine sittliche That.

Voltaires Dichtungen stehen zum grofsen Teil im Dienste einer Tendenz, sie sollten aufklären.

Das Gleiche gilt von seinen Prosaschriften.

In ihnen funkelt, glänzt und flimmert der reiche Geist des Philosophen Voltaire. In ihnen pulsiert am raschesten das alla breve seines Temperaments.

Unübertrefflich ist Voltaire dort durch seine Anmut, Liebenswürdigkeit, seinen leichten Stil, sein Darstellungsgeschick.

Als Philosoph gehörte Voltaire zu den Sensualisten, den Deisten.

Er hat die Aufklärung, welche er gelehrt, nicht selbst erfunden; trat er zuerst das Erbe der Société

du Temple an, so begab er sich nachher in Lockes und Newtons Schule.

Stets blieb er — sowohl aus logischen wie aus praktisch moralischen Gründen — ein Anhänger des Gottesglaubens. Gott dachte er sich als eine intelligente und gütige Macht, die das Weltall beherrscht. Den einzig unwiderleglichen Beweis vom Dasein Gottes sah er jedoch in dem Gottesgefühl, das den Menschen innewohnt, und in der Existenz des gleichen Sittengesetzes: thue Gutes — auf der ganzen Welt.

Dafs es dem Menschen nicht gegeben sei, die Natur der Gottheit mit dem Verstande zu erkennen, stand ihm fest.

Auch die Fragen nach dem Wesen und der Existenz der Seele, dem Wesen der Materie, dem Ursprung der Gedanken erklärte er seiner Zeit für unlösbar.

Von der Annahme der Willensfreiheit kam er mit zunehmenden Jahren ganz zurück.

An der Kirche bekämpfte er, was ihm mit einer verstandesmäfsigen und sittlichen Auffassung Gottes im Widerspruche zu stehen schien.

Absurditäten, historische Nebenerscheinungen, überlebte Dogmen als Ausflüsse göttlicher Offenbarung zu lehren, erschien ihm Gotteslästerung.

Hiergegen erhob er sich mit grofsem, moralischem Mut und nachsichtslosem Spott, der Freiheit des Denkens und Forschens eine breite Gasse bahnend.

In Christus sah er einen aufserordentlichen Menschen und den Stifter einer wertvollen Moral.

Tolerante Priester hat er nie gehafst.

Über gewisse philosophische Schwierigkeiten ist Voltaire in seinem Rationalismus nicht heraus gekommen: Er eiferte z. B. gegen die Vorstellung eines

persönlichen Gottes und spricht fortwährend von einem »Dieu rémunérateur et vengeur«.

Geradezu beängstigt hat ihn die Existenz des Übels und des Leidens auf der Welt, die er mit Gottes Güte nicht vereinbaren konnte. — Er mufste sich damit trösten, dafs die Leiden des Einzelnen der Entwickelung des Ganzen dienen.

Voltaire ist weder ein origineller und tiefer Philosoph, noch ein Systematiker gewesen.

Das Bedürfnis nach praktischen Lösungen religiöser Fragen hat ihn beherrscht und seinen Anschauungen oft die logische Spitze umgebogen.

Dafs Voltaire aber stets an die Bedürfnisse der Massen dachte, hat ihn so populär und einflufsreich und zu einem Grundfaktor der französischen Revolution gemacht.

Er ist deshalb mehr als Moralist wie als Philosoph zu beurteilen.

Die Bibelkritik, mit welcher Voltaire die Autorität der Kirche zu erschüttern strebte, beruhte auf genauer Bibelkenntnis und eingehendem Studium der damaligen Fachlitteratur.

In 200 Pamphleten legte er seine Anschauungen und Urteile über die Bibel nieder.

Als Erklärer und Vulgarisator Newtons setzte er auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die Physik an die Stelle der Metaphysik.

Einen ausgesprochen irdischen, weltlichen Standpunkt nahm Voltaire als Geschichtschreiber ein. Hier ist er weit selbständiger und konsequenter als in der Philosophie, weit origineller als in den Naturwissenschaften.

Eigene Erfahrung, eingehende Studien, reiches Wissen hatten ihm die Überzeugung gegeben, es sei der Fortschritt, die geistige und sittliche

Aufklärung das die Menschheit beherrschende Gesetz. Mühsamen, langwierigen Arbeiten unterzog sich Voltaire, um den Beweis hierfür in gelehrten und geistvollen Kulturgeschichtstudien zu erbringen.

Geschichte war für ihn die Schilderung der Entwickelung der Völker, nicht Herzählen von Dynastenkriegen und Zusammentragen von Anekdoten.

Als ein selbständiger Reformator ist Voltaire in der Volkswirtschaft aufgetreten.

Hier hat er einen wahrhaft genialen Blick, eine staatsmännische Befähigung an den Tag gelegt. Was er als Volkswirt für das Pays de Gex und die Kolonie Ferney geleistet, hätte, auf ganz Frankreich ausgedehnt, die schwerste Krankheit des ancien régime heilen können.

Als kühner Neuerer und praktischer Reformator steht Voltaire auch auf dem Gebiet des französischen Strafrechts da: sein mutiges Eingreifen hat den Justizmorden an Protestanten und der barbarischen Bestrafung Freidenkender ein Ziel gesetzt.

* * *

In etwa 350 Prosaschriften hat Voltaire die Aufklärung der oberen Schichten Frankreichs und die Bekämpfung einer intoleranten Kirche verfolgt.

Nicht vergebens.

Durch Voltaires und der Philosophen Wirksamkeit ward nach und nach, im Laufe des 18. Jahrhunderts, der Fanatismus der katholischen Kirche in Frankreich gebändigt, eine öffentliche Meinung entstand und erstarkte, die Unterscheidung zwischen Religion und Kirche ward dem gröfseren Publikum geläufig, die dogmenlose, die natürliche Religion fand zahlreiche Anhänger.

Die exakte Forschung gewann der Metaphysik immer mehr Boden ab, die modernen Naturwissenschaften drangen unaufhaltsam vor. Voltaire hat damit seine Lebensaufgabe gelöst, wie nur ein grofses Genie sie zu lösen vermag.

* * *

Dieses grofse Genie hat auch für uns gelebt und geschafft.

Um das, was Voltaire für die Menschheit im allgemeinen und damit auch für uns gethan, voll zu erfassen, müfsten wir — für eine kurze Spanne Zeit, wieder unter Kirchendruck, in Scheiterhaufenluft versetzt und der barbarischen Parlamentsgerichtsbarkeit Frankreichs im 18. Jahrhundert ausgeliefert werden.

Das heute wenigst Lebendige an Voltaire ist der Dichter. Besonders für Deutschland ist er vom rein poetischen Standpunkt aus fast belanglos.

Der Prosaschriftsteller jedoch, der, man darf es ohne Übertreibung sagen, auch nicht einen dunklen Satz geschrieben, der ist noch heute ein Muster von Grazie, Klarheit, Geist und überlegener Taktik. — Solange dieses Französisch verstanden wird, bleibt Voltaire als einer seiner Meister, als urfranzösischer Stilist bestehen.

Wen entzückten nicht heute noch Voltaires Romane, sein »Dictionnaire Philosophique«?

In der Philosophie sind Voltaires Anschauungen heute zum Teile überholt, jedoch nur selten als Irrtümer erkannt. — Sein praktischer Sinn, der Instinkt des Moralisten haben ihn meist so sicher auf der Bahn des gesunden Menschenverstandes geleitet, dafs unsere Zeit das philosophische Exempel wohl über Voltaire hinausgeführt, in Voltaires Rechnungen jedoch selten einen groben Fehler gefunden hat.

Was Voltaires eigentliche Aufklärung betrifft, so ist sie Allgemeingut der Gebildeten geworden. — Intoleranz und Fanatismus in Glaubenssachen gelten heute für verwerflich.

Zu Voltaires Bescheidenheit dem Welträtsel gegenüber ist die heutige Philosophie von den Behauptungen des Materialismus wieder zurückgekehrt.

Voltaires herbe Kritik der Bibel ist einer ruhigeren Auffassung dieses Buches gewichen. — Zu einer milden, historischen Beurteilung fehlten in Voltaires Zeit jedoch sowohl die Bedingungen wie die Vorarbeiten.

Aufserdem, einer Kirche, die — bei Leibes- und Lebensstrafe — Glauben an den Buchstaben der Bibel verlangte, durfte der Rationalist Voltaire wohl mit der Forderung entgegentreten, dafs dieser Buchstabe dann zum wenigsten mit den Forderungen des Verstandes und der Moral im 18. Jahrhundert übereinstimme.

In den Naturwissenschaften, in der Geschichte, im Strafrecht hat Voltaire freien und gerechten Anschauungen zum Siege verholfen, die zu dem eisernen Bestande der modernen Kultur gehören, die exakte Forschung, der Glaube an den Fortschritt, die Humanität. —

In der Volkswirtschaft gilt Voltaire heute als konservativ. Nicht er mit seinen monarchisch-aristokratischen Ideen, sondern Jean Jaques' sozialistisch demokratische Lehren sind an der Tagesordnung.

Es bleibt abzuwarten, ob die Erfahrungen der Demokratie Voltaires Überzeugung, die Massen könnten nicht selbst für ihre Wohlfahrt sorgen, endgültig widerlegen werden.

Voltaire, der nur das überlastete, steuerbedrückte Volk des 18. Jahrhunderts kannte, ein Volk, das wenig oder keine Schulbildung erhielt, das in Acker-

bau und Industrie noch vorwiegend ohne Maschinen arbeitete, Voltaire mufste die Aufklärung der Massen eine Unmöglichkeit, ihr Herrschen eine Utopie und ein Übel erscheinen.

Wie man darüber nun auch denke, es finden sich in Voltaires volkswirtschaftlichen Schriften Beobachtungen feinster Art, Aussprüche hoher Weisheit, ein genialer Blick für das Wesentliche, die es lebhaft bedauern lassen, dafs Voltaire sich als Staatsmann nicht an der inneren Verwaltung seines Landes beteiligen konnte.

* * *

So darf denn auf die Frage: Was ist uns heute noch Voltaire? wahrheitsgetreu geantwortet werden: die ganz unentbehrliche und zugleich ganz selbstverständlich gewordene Grundlage unserer modernen Geisteskultur.

Dubois-Reymond hat diese Anschauung ausgedrückt, als er sagte, wir seien heute alle mehr oder weniger Voltairianer, freilich oft Voltairianer, ohne es zu wissen — woraus sich die heute nicht seltene Unterschätzung Voltaires erklärt.

Haben wir somit Voltaires geistige Errungenschaften geerbt, so sind uns zugleich auch gewisse Verpflichtungen zugefallen: Nachkommen Voltaires, müssen wir des Ahnen Erbe erhalten und mehren.

War Voltaire doch nicht nur ein Aufklärer des 18. Jahrhunderts, sondern ein Aufklärer schlechtweg. Um ihm treu zu bleiben, müssen wir die freie Forschung unserer Zeit fördern, die Aufklärung unseres Jahrhunderts, welches auch ihre Resultate seien — popularisieren.

Denn hat Voltaire uns auch grundlegend vorgearbeitet, so konnte er doch unsere Arbeit nicht

verrichten. — Und wenn von einem Gut des Lebens, so gilt von der Aufklärung und Denkfreiheit das Wort, dafs niemand sie verdient, der sie nicht täglich sich erobern mufs.

Der Kampf, den Voltaire um Geistesfreiheit gekämpft, er geht heute — wenn auch zum Teil unter anderen Führern und nach anderen Methoden — weiter fort.

Voltaire verteidigte die Geistesfreiheit gegen eine intolerante Kirche. — Er hat ihre Intoleranz nur um ein gewisses Stück zurückgedrängt, nicht endgültig besiegt. Ein der Zahl nach nur ganz geringer Bruchteil der Menschheit hat Voltaires oder seiner Schriften aufklärende Wirkung erfahren und das Seine zu dem Ihren gemacht. Unendlich viel bleibt Voltaires Erben daher noch zu thun.

Und vielleicht ist eine intolerante Kirche auch nicht immer die alleinige Feindin der Geistes- und Denkfreiheit.

Mag dann in solchen Konflikten des Ahnen Beispiel in seiner Einheit, Sicherheit und Kraft anspornend wirken:

Wie die Magnetnadel unbeirrbar nur eine Richtung, die nach Norden, kennt, so kannte auch Voltaire auf allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit nur die: in ecclesiam, d. h. gegen die Dunkelmänner.

Wie ein Magnet zog Voltaire alles seiner Natur Verwandte heftig, schier unwiderstehlich an, liefs es nimmer und hielt es zwingend, zähe fest, mit eiserner Kraft.

Wie der Magnet endlich durch fortdauerndes Auflegen neuer Gewichte eine Tragfähigkeit erlangt, die man nach seinem kleinen Volumen in ihm garnicht vermutet, so hat Voltaires Anziehungskraft erst nah,

dann weit und immer weiter hingewirkt, auf Paris, auf Frankreich, endlich durch Europa.

Derart hat Voltaire eine öffentliche Meinung geschaffen, hat für die ganze Welt gelebt, und darum sprechen wir in Deutschland von diesem Franzosen, als sei er unser.

Ganz abgesehen aber davon, ob man Voltaires Lebenskampf billigt oder nicht, wird Voltaire an und für sich stets ein geschichtliches Phänomen höchster Art bleiben.

Sollten selbst eines Tages alle seine Vorschläge zur Lösung des Welträtsels antiquiert, alle seine Lehren als Irrtümer erkannt sein, unsterblich bleibt die Wirkenskraft dieses gewaltigen Menschen.

Hier liegt das ewig Vorbildliche in Voltaire, und dem Aufklärer, dem Menschenfreunde, vor allem aber dem unermüdlichen Arbeiter, der rastlosen Kampfnatur, der Persönlichkeit Voltaire, galt dieses Buch.





Register.

C

D

G

H

M

N

O

P



Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

mon cher a

serez conte

vous avez

ses finance

les vertus

les choses

bien servi

la terre, e

ferme et

insinuati

dans le c

nous point

je vous e

moment

a





